

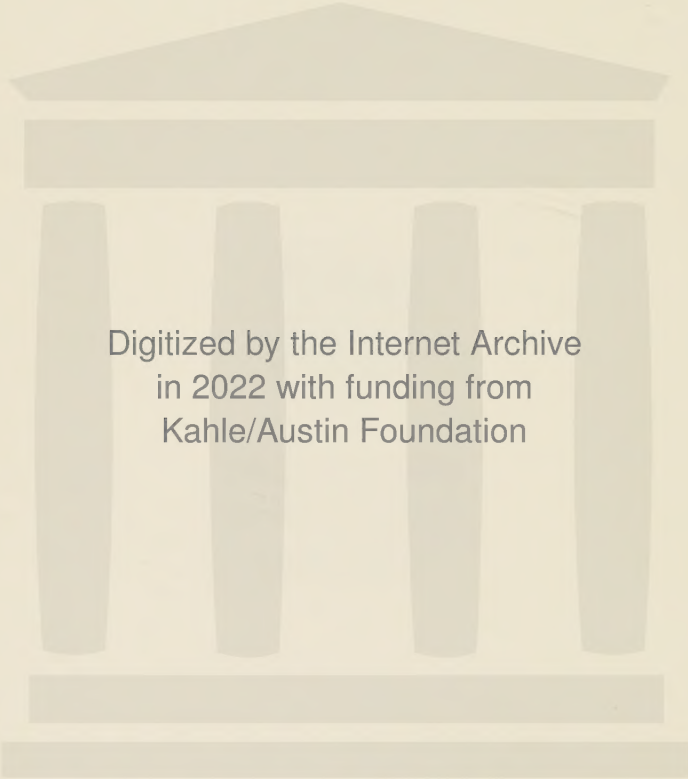
UVIC - McPHERSON



3 2775 90469172 1



UNIVERSITY
OF VICTORIA
LIBRARY



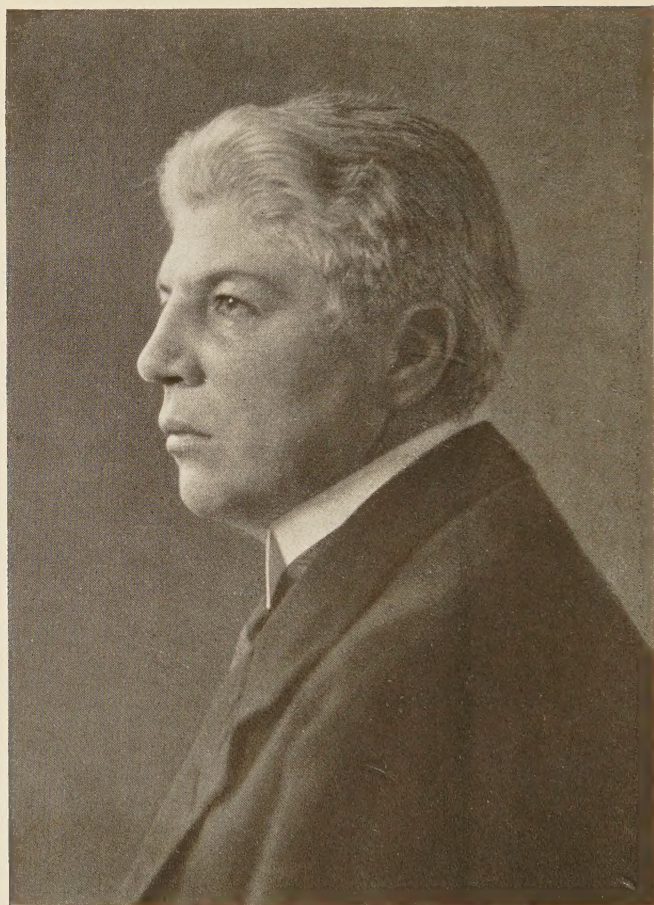
Digitized by the Internet Archive
in 2022 with funding from
Kahle/Austin Foundation

Van mijn vriend
Max.

11. 1. 25.

Arthur B. van

JB



Arbeitslosgen

ARTHUR HOLITSCHER

Lebensgeschichte eines Rebellen

Meine Erinnerungen

1 9 2 4

S. FISCHER / VERLAG / BERLIN

UNIVERSITY OF
LIBRARY
Victoria, B. C.

Erste bis fünfte Auflage

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1924 by S. Fischer / Verlag / A.-G. / Berlin

LEBENS GESCHICHTE
EINES REBELLEN

St. Emerich an der Theiß

„Kéri bá! Kéri bá!“

Der Bauer Kéri geht über den Hof. Er hat die Schultern eingezogen, sein runder Hut sitzt ihm über den Augen. Er geht schleppenden Schrittes, als schleppe er eine Last. Die Kinder tanzen um ihn herum, zupfen und necken: „Kéri bá!“ Aber entgegen seiner Gewohnheit antwortet der alte Bauer nicht. Er geht in den Stall und schmeißt die Tür hinter sich zu.

„Voco voco vacca!“

Der Ball fliegt hinauf auf das niedere Scheunendach. Unten balgen sich die Kinder, jedes will den Ball auffangen, der langsam über das Strohdach hinunterhüpft. Schließlich gelingt es Béla, dem Ältesten. Die Kleineren versuchen, an seinem emporgereckten Arm in die Höhe zu klettern, aber schon fliegt der Ball an das entgegengesetzte Ende des Hofes, zum Ziehbrunnen. Alle, Buben und Mädchen, rennen ihm nach. —

Am Abend erst erfahren wir, was dem Bauer Kéri heute geschehen ist.

Unten im Obstgarten stehn die letzten Bäume schon unter Wasser. Die Theiß ist über die Ufer getreten und beginnt das Land zu überschwemmen. Scheunentore, ganze Strohdächer, Balken und Geräte, Karren, ein Pferdekadaver, entwurzelte Stämme junger Birken, sogar eine Wiege, all das schwimmt in der mächtigen Strömung zwischen dem geknickten Schilf und den Obstbäumen dahin. Die Bauern versuchen mit Stangen und in Nachen Strandgut zu kapern. Kéris Pista hat sich zu weit hinausgewagt und ist ertrunken.

Herr Lehrer Meyer sagt uns Kindern am Abend: „Gut, daß ihr den Alten nicht weiter geneckt habt. Solch ein ungarischer Bauer in seinem Schmerz — er spricht kein Wort, aber er ist imstande und erwürgt den, der ihm zu nah kommt!“

Die Damen aus dem Kastell schicken dem Alten Speck, Tabak, Weißbrot hinunter. Die Kinder halten im Spielen inne und werden still, wenn der Alte über den Hof geht. Aber bald ist alles vergessen. —



Herr Lehrer Meyer treibt sich im verwüsteten Garten herum. In der Nähe des Eiskellers, den das Wasser verschont hat, ist ein Gebüsch, dort lauert er Fräulein Wepper auf, der Gouvernante von Tante Olgas Kindern. Er hat Frauenkleider angezogen, die er von der Magd Sári geliehen hat, und als die ahnungslose alte Jungfer vorüberkommt, ruft Herr Meyer mit verstellter Stimme: „J'y pense!“ springt aus dem Gebüsch: „Guten Morgen, Vielliebchen!“ und hat die Wette gewonnen. Fräulein Wepper kann sich vom Schreck gar nicht erholen, aber schließlich fängt sie zu lachen an, lacht und lacht so ausgiebig, daß man es im ganzen Wäldchen hören kann. Auch damals hat sie stundenlang gelacht, wie Herr Meyer sich das Stück Gaumen aus dem Munde schlug. Immer muß er, während ich meine Aufgaben lerne, mit seiner meterlangen Pfeife zwischen den Zähnen im Zimmer herumlaufen; die rotweißgrüne Troddel baumelt vom Schaft herunter; natürlich nickt er einmal, während er im Fauteuil sitzt, ein und schlägt sich das Stück Gaumen heraus. Ich gönne es ihm, denn er ist zur Beaufsichtigung meiner Schulaufgaben mit uns aus der Stadt hierher auf das Gut gekommen. Wehklagend läuft er durch die Zimmer! Man schickt einen Wagen ins Dorf, Herr Doktor Epstein, der Dorfarzt, fährt vor und bald nachher hüpf't der kleine rundliche Doktor mit einer Zange, von der ein Fetzen roten Fleisches herunterhängt, triumphierend im Zimmer herum: „Meyerfleisch! Meyerfleisch!“

Die Tanten und meine Mutter sitzen um den Tisch und lassen sich von Herrn Doktor Epstein Geschichten aus dem Dorf erzählen. Sie lachen immer alle unbändig, wenn der Doktor seine Geschichten erzählt. Wir Kinder werden bei solchen Gelegenheiten aus dem Zimmer geschickt. Die Tanten lachen nie so herzlich, wenn ich aus meinem Notizbuch heraus Geschichten erzähle!

*

Das „Kastell“ ist ein einstockhohes sechseckiges weißgetünchtes Haus mit breiten Freitreppen an zweien seiner Ecken. Es ist ein sonderbarer Bau, eher ein zu groß geratener Pavillon. Über den Freitreppen sind große grüne Jalousietüren und an den übrigen Ecken große grüne Jalousiefenster, die, je nachdem die Sonne steht, zu sind oder offenstehn. Über den Türen sind Wappenschilder angebracht. Die Schilder zeigten, ehe die Familie das Kastell und überhaupt das ganze Gut gekauft hat, die komplizierten Embleme des freiherrlichen Wappens des Landadelsgeschlechtes, das ein Jahrhundert lang hier gehaust hat. Da die Familie Holitscher keineswegs adlig ist und der Baumeister, als er das Haus umbaute, sich über die beiden Wappenschilder keinerlei Gedanken gemacht hat, prangt jetzt über der grünen Türe ein Storch mit einer Schlange im Schnabel als Wappen. —

Zuweilen fährt der Freiherr mit seiner Schwester, einer steifen, männlich gekleideten älteren Dame, im Sandläufer an dem Kastell vor. Die Herrschaften werden dann von den jetzigen Bewohnern, das heißt: von den Damen, denn die Männer sind in Budapest und gehen ihren Geschäften nach, mit Ehrerbietung empfangen und mit Tokaier und Backwerk bewirtet. Das Fräulein nippt nur an dem Glase. Man hat Geschäfte zu besprechen, der Gutskauf und was damit zusammenhängt hat ja immer noch allerlei unabgewickelte Angelegenheiten im Gefolge. Nach einer Stunde steigt der Freiherr und seine Schwester wieder in den Sandläufer. Sie kehren in das zwei Meilen entfernte Städtchen

Madaras zurück, wo sie sich auf ihre Kurie (ein Erbgehöft ihrer Familie) für den Lebensabend zurückgezogen haben und die sie nur verlassen, um im Frühjahr die Rennen, im Winter die Ballwoche in Pest mitzumachen. Das Fräulein hat die beiden übertünchten Wappenschilder wohl wahrgenommen. Sie schluckt eine bittere Bemerkung hinunter: der Storch ist erklärlich, das Kastell wimmelt ja nur so von Kindern! Was soll aber die Schlange? Die wird wohl bedeuten, daß die Holitschers Juden sind. Die beiden Rappen vor dem Sandläufer schwenken elegant aus dem Hof hinaus. Alle Kinder haben sich auf der Freitreppe versammelt und blicken dem freiherrlichen Geschwisterpaar nach. —

*

Ja, unser sind viele. Von Tante Olga vier, von Tante Henriette vier und außerdem ich und meine kleine Schwester. Tante Betty wohnt ebenfalls im Kastell, aber ihre Söhne sind schon erwachsen und in der Stadt in Banken angestellt. Tante Betty ist als Gast im Kastell, während wir sozusagen als Besitzer hier weilen. Sie hat keinen Anteil an dem Gut St. Emerich, das Gut gehört ihren vier Brüdern, die in Budapest das angesehene Getreidegeschäft Baruch Holitscher & Söhne leiten. Sie ist die zweitälteste der drei Schwestern. Die älteste der Schwestern Holitscher ist meine Großmutter, Frau Börsenrat Altstätter. Mein Vater hat also die Tochter seiner Schwester geheiratet. Ein beliebtes Scherzspiel unter uns Kindern ist es, festzustellen, wie eigentlich das Familienverhältnis zwischen mir und meiner Mutter und meiner Schwester sei? Da meine Mutter die Nichte meines Vaters ist, ist die Tochter der Nichte meines Vaters meine . . . ich weiß nicht mehr was. Ich scheine mein eigener Großneffe zu sein, oder wie ist das eigentlich?

Wir Kinder vertragen uns untereinander leidlich. In der Stadt sehen wir uns nicht gar zu oft. Im Frühling leiden wir alle zehn an einem heftigen Augenkatarrh, der Erbschaft von einem unbekannten Vorfahr allem Anschein nach.

Jetzt sind wir aber darüber weg und genießen froh und lustig den glühenden Hochsommer der ungarischen Ebene. Im Garten, im Kastell, besonders in einem Raum neben dem Speisesaal, wo das Klavier steht, jagen wir umher, kugeln auf dem Boden und dem Sofa übereinander. Nur selten Geheul. Hie und da versucht einer oder eine von uns, in die versteckte Kammer, das abgesperrte Vorzimmer hinter der zweiten Jalousietüre einzudringen, wo die großen Mirabellenhaufen liegen. Die Mirabellenernte im Obstgarten war dies Jahr trotz der Überschwemmung sehr reich; einmal in der Woche kommt Herr Kohn, der „Äppljé“ genannt, aus dem Dorf St. Emerich heran und schleppt in Säcken den gelben Segen davon. Wer in den peinlich verschlossenen Raum einzudringen verstanden hat, bezahlt seine Kühnheit mit furchtbaren Bauchschmerzen, denn der Haufen ist groß, und die goldenen Früchte schmecken wunderbar süß. Der „Kranke“ darf dann zur Strafe nicht mit, wenn die Familie zum Wochenmarkt ins Städtchen Madaras fährt. —

✱

Dieser Wochenmarkt ist etwas ganz Außerordentliches, und man kann sagen, jede Woche neu und überraschend. Es sind Stände, Zelte und Buden da, etwa fünf bis sechs Reihen, und hier kann man alles mögliche kaufen und sehen. Hier steht die Bude mit dem fünffüßigen Kalb. Hier die Riesendame Bianka — wer ein Extratree bezahlt, darf das Strumpfband von ihrer Wade abnehmen und wieder anschnallen. Auf den Tischen sind die großen braunen knusperigen Teller aus Honigbrot ausgestellt, dann Lebkuchenherzen mit rotem Zuckerguß, einem Spiegelchen in der Mitte und einem Vers ringsherum. Dann Herzen mit patriotischen Sprüchen, die das Porträt des Königs Franz Joseph I. einrahmen. Sehr beliebt sind die Stände mit den flachen Krügen aus glasiertem Ton, „Kulacs“ genannt, die ebenfalls bunte Ornamente mit zierlichen volkstümlichen Inschriften, Liedertexten und Liebeserklärungen aufgemalt

tragen. Holztruhen mit Tulpenbemalung sind da, gar nicht teuer. Nebenan bieten zungenfertige Hausierer in Kaftans und Schläfenlocken Seidenbänder, Pantoffel, Reibeisen, parfümierte Seifen, Hutsträußchen aus künstlichen Blumen, rote Tonpfeifen und riesige Lederportemonnaies mit Messingbügeln feil. Fliegende Weinschänken, Garküchen mit blitzelnden Schmalzkuchen, „Lángos“ genannt, gibt es; dann solche, wo ganz rot paprizierte Fischstücke in einer braunen Brühe schwimmen, weithin zu riechen.

Die Hausfrauen aus dem Kastell kaufen nur wenig ein. Sie feilschen viel und hartnäckig, ehe sie einen Gegenstand erstehen — meist sind es nützliche Gegenstände, die man im Haushalt dringend benötigt, große irdene Töpfe, Einmachgläser, Blechlöffel. Denn die Frauen H., die Gattinnen der Brüder, sind sparsam, obzwar wohlhabend; sie kommen aus sparsamen bürgerlichen Familien, nicht wie die Gutsnachbarn Mischitz, denen man hier auf dem Markt oft begegnet. Die sind viel reicher als wir, aber ihr Reichtum ist ganz neu. Sie kaufen viel und feilschen nicht lange. Sie sind bei den Händlern beliebter als wir, aber uns achtet man mehr. Sie sind alle furchtbar häßliche Menschen, die Männer und Frauen Mischitz, unsere Nachbarn. Sie haben auch schlechte Manieren. Sie haben keine Tradition aufrechtzuhalten. Man verkehrt nicht mit ihnen. —

*

Die Ausflüge zum Wochenmarkt geschehen immer in zwei großen offenen vierspännigen Kaleschen. Abwechselnd auf der Hin- und Rückfahrt dürfen zwei Kinder auf dem Bock neben dem Kutscher sitzen. Die Kutscher, die sonst die Heuwagen vom Feld heim in die Scheunen fahren, haben sich zu den Fahrten nach Madaras fein herausgeputzt. In kleinen schwarzen, verschnörkelten Spenzern sitzen sie stolz da, die runden Hütchen keck auf die geölten Schädel gestülpt. Sie tragen weite, weiße, flatternde Leinwandhosen, die unten in Fransen auslaufen und mit rotweißgrünen Bändern

geschmückt sind. Die Kinder dürfen hie und da die Zügel mit anfassen, und dann spürt eine kleine Faust das Zucken der vier rassigen und gut genährten Rosse, die im Galopp über die staubige Straße dahintraben. Ein herrlicher Genuß und eine unauslöschliche Erinnerung!

Diese Wagenfahrten haben aber noch andere merkwürdige Erlebnisse im Gefolge. Gleich am Rande des Städtchens befindet sich ein Zigeunerlager. Fast eine Meile weit laufen immer ein, zwei Dutzend nackter, brauner Bälger den beiden herrschaftlichen Viergespannen nach, atemlos und mit bettelnd ausgestreckten Händen. Hie und da schlägt eins von den Bälgern eine Reihe kunstvoller Räder, so rasch, daß es mit dem Wagen Schritt hält. Die kleinen Bettler stoßen, puffen sich vom Wagenschlag zurück, zeigen mit ihren schmutzigen und bestaubten Fingern auf sich, spreizen ihre Finger, schreien und stecken die Zunge heraus. Manche singen die Nationalhymne, um sich beliebt zu machen. Wenn dann eine Handvoll Kupferkreuzer aus dem Wagen fliegt, verschwindet die ganze Sippe auf eine Weile, man sieht und hört aus der Staubwolke da hinten ein Gewühl und Gekreisch — aber es dauert nicht lang, da erscheinen die Bälger wieder, atemlos, grau vor Staub, zeigen mit dem Finger auf sich, einer oder der andere nur mit zwei Fingern, weil er mit dreien den erkämpften Kreuzer festhalten muß, aber es gibt jetzt nichts mehr, und einzeln bleiben die Bälger zurück. Bald kommt das grüne Dach des Kastells in Sicht. —

*

Außer meinem Tyrannen, Herrn Meyer, und Fräulein Wepper lebte noch ein Dritter im Kastell, den man als Herrn Lehrer hätte ansprechen dürfen. Aber man zog es vor, ihn liebevoll bei seinem Namen, ja bei seinem Vornamen zu nennen. Dieser Dritte war Herr Horschetzky und er lebte hier als Gast von Tante Olga, die aus Böhmen stammte, wie Herr Horschetzky auch, und mit dem Dichter Moritz Hartmann verwandt war.

Herr Horschetzky war ein kleines breitschulteriges Männchen mit riesigem Bart- und Haarwuchs, fast wie eines von jenen sagenhaften freundlichen Heintzelmännchen anzusehen, die, den Menschen wohlgesinnt, doch rätselhafte Elementargeister aus einer unbekannten Welt genannt werden müssen. Herrn Horschetzky's kleiner Körper drohte unter dem maßlosen Wust seiner Haare vollkommen zu verschwinden. Seine ewig verstopfte Nase und treuherzigen blauen Augen kamen nur notdürftig zwischen und unter den grauen Strähnen hervor. Herr Horschetzky bewohnte eine schrecklich heiße Dachkammer oben unter den grünen Schindeln. Alle Versuche, ihn in einer angenehmeren Behausung unterzubringen, scheiterten an seiner eigensinnigen Weigerung. Er hatte sich in seiner Kammer häuslich und behaglich eingerichtet. Ein winziger Schreibtisch stand neben dem Feldbett. Auf dem Schreibtisch lagen Manuskriptblätter und standen sauber aneinander gereiht rotgebundene Bände deutscher Klassiker in der Hempsel'schen Ausgabe. Aus diesen Bänden hörte man Herrn Horschetzky oft, wenn sich unten das Haus zur Ruhe begeben hatte, laut deklamieren. Da waren die Werke von Freiligrath und Schiller und Moritz Hartmann. Herr Horschetzky hatte in seiner Jugend Anlagen zum Schauspieler gezeigt, aber sein Organ, ein sonorer Baß, litt beträchtlich darunter, daß seine Nase ewig verstopft war und er gewisse Konsonanten nicht anders als durch ein unartikuliertes Schnauben wiederzugeben vermochte. Seine Deklamation hörte sich, wenn man unten im Bette lag, an, als sei oben in der Dachkammer ein dampfgetriebenes Lokomobil in Tätigkeit — wie jenes, das draußen in den Feldern die Dreschmaschine bediente. Aber niemand beklagte sich über die nächtliche Ruhestörung, sogar die spottlustigen Kinder taten es nicht. Man setzte sich nur im Bette auf und sprach gerührt: „Der alte Horschetzky deklamiert.“ (Dabei war er gar nicht alt, er zählte höchstens vierzig Jahre.) Fragte man ihn am nächsten Morgen, dann erfuhr man, daß es die „Schlacht am Birkenbaum“ war, oder der Monolog aus der „Braut

von Messina“, oder aber eine seiner eigenen Dichtungen, die er oben memoriert hatte. —

Denn Herr Horschetzky war nicht allein Lehrer, Schauspieler und Rezitator, sondern vor allen Dingen ein Dichter, und dabei störte ihn sein Organ keineswegs.

Im Winter gab er in Budapest den Kindern reicher jüdischer Familien, der bewußten „Patrizierfamilien“, Privatstunden und wurde von Haus zu Haus weiterempfohlen. Im Sommer aber dichtete er „Soloszenen“.

Diese Soloszenen waren der Individualität, den besonderen Anlagen des Kindes, seines kleinen Schülers, angepaßt und berücksichtigten in bestimmter Weise den Unterricht, den er selbst, Herr Meyer und Fräulein Weppler uns Kindern erteilten. Mir hatte Herr Horschetzky eine Szene sozusagen auf den Leib gedichtet. Ich befaßte mich in jenem Sommer mit dem Studium der Geographie, eines Gegenstandes, aus dem ich keine besonders gute Zensur heimgebracht hatte, den ich aber besonders liebte. Ich hatte auch die „Geographischen Charakterbilder“ von Grube als Lektüre mit in die Ferien gebracht. Die Szene, die mir gewidmet war („meinem kleinen Sommerschüler A. H.“), war die Szene mit dem Tellurium. Ein paar Holzkugeln hatte er oben in seiner heißen Kammer mit Farben von Himmelskörpern bemalt, die größte, als die Sonne, goldfarbig, eine kleine war durch Linien in fünf Erdteile und durch blaue Flächen in Meere geteilt, eine weiße hatte graue Kanäle aufgezeichnet bekommen, das war Mars, eine ganz grüne war die Venus. Ich erinnere mich heute nur noch an zwei Zeilen dieser „Soloszene“, sie lauteten:

„... mit meiner Kugel treff ich euch,
ihr leuchtenden Gestirne . . .“

es muß da also ein ungezogener Junge irgendeinen Unfug im Weltall verursacht haben. Die Zeilen standen mitten in dem langwierigen Poem, und ich hatte nach den Worten „treff ich euch“ mit einem Planeten nach einem Fixstern zu zielen oder auch umgekehrt, ich weiß nicht mehr. Hinter einem Wandschirm stand der Dichter

und soufflierte schnaubend. Stets hatte er Lampenfieber für alle seine Schüler, denn im Laufe des Sommers kamen die Älteren unter uns alle mit Soloszenen dran. Ich lernte ungern auswendig, aber ich lernte aus Liebe zum alten Horschetzky die Szene, so gut ich konnte, obwohl ich mit all den anderen Kindern eins war im Urteil: diese Soloszenen seien Unsinn.

Ich wurde auch oft in die Dachkammer mitgenommen, wo mir der alte Dichter aus Freiligrath und aus Moritz Hartmanns Gedichten vordeklamierte — an das Gedicht Hartmanns vom „Heiligen Schlaf der Dienstboten“ erinnerte ich mich lange noch! — außerdem aber noch aus „Tell“ und aus seinen eigenen Werken. —

Er lud mich ein, ihn im Winter aufzusuchen, und ich ging auch zu ihm.

Er wohnte in einem niederen, muffigen Haus nicht weit von unserer Gasse. In zwei Stuben, in denen es fein nach gebratenen Äpfeln roch, lebte er mit seiner alten Schwester dahin, die sich ebenfalls durch Stundengeben in den „Patrizierfamilien“ fortbrachte. In das Jahr, in dem ich ihn besuchte, fiel das große Ereignis seines Lebens. Im Theater am Herminenplatz nämlich wurde ein Feenstück aufgeführt, das er verfaßt und zu dem ein böhmischer Landsmann, der im Ungarischen Volkstheater die Klarinette blies, die Musik beigesteuert hatte. Unsere Familie hatte Logen zu dieser Erstaufführung, die als Kindervorstellung an einem Sonntagnachmittag stattfand, genommen. Wir Kinder applaudierten wie besessen, als die Elfe sich auf einer rosenumwundenen Schaukel in dem wunderbaren Blumengarten wiegte. Ein Prinz kam in dem Stück auch vor. Er hatte einen abenteuerlichen Namen mit vielen Zischlauten. Als der alte Dichter sich dann, von Hunderten jubelnder Kinder herausgerufen, immer wieder verneigte, sprangen wir fast über die Logenbrüstung, so stolz waren wir darauf, daß wir den Dichter persönlich kannten. Er war ein Dichter, der gute alte Horschetzky, der erste, den ich aus nächster Nähe gesehen habe. Ich wollte, ich wäre in meinem Leben mehreren seiner Art begegnet. —

Guter alter Horschetzky! Seine Soloszenen und anderen Gedichte sind irgendwo in Böhmen, in einigen Bändchen pietätvoll gesammelt, im Druck erschienen. Ich besaß sogar welche, weiß aber nicht, wohin sie geraten sind. —

*

Herr Horschetzky hatte mir aus Schreibpapier eigenhändig geheftet und zusammengeheftet ein Büchelchen geschenkt, in das ich mir alles aufschreiben sollte, was mir irgendwie besonders merkwürdig und wissenswert erschien und was ich vor dem Vergessenwerden bewahren wollte. Er gab mir auch eine Anleitung, wie man ohne Notizbuch allerlei im Kopfe behalten könne, um es jederzeit schlagfertig anzubringen. Er war begeisterter Anhänger der Mnemotechnik. Wenn ich heute die Namen der neun Musen, ohne zu stocken, hersagen kann, so verdanke ich es der Zauberformel:

„Kilometerthal, Euer Urpokal“.

Ein Satz, verständlich und leicht zu behalten. Aus ihm ergaben sich die Namen: Klio, Melpomene, Terpsychore, Thalia, Euterpe, Erato, Urania, Polyhymnia, Kalliope. Die sieben Weisen Griechenlands waren auch auf diese Weise in einen Satz zusammengepfertcht, den aber habe ich vergessen.

Schwieriger gestaltete es sich, wollte man Witze hersagen. Da mußte die Pointe in einem geschickt gewählten Stichwort aufgezeichnet werden, und daraus rollte sich dann die ganze Geschichte von selber ab. Horschetzky gab mir die Anleitung dazu, wie dieses Stichwort zu wählen und aufzuschreiben sei, und so konnte man einen ganzen Anekdotenhaufen auf einer einzigen Seite des Buches bequem unterbringen. Ich hatte im Winter beim Zahnarzt alte Jahrgänge der „Fliegenden Blätter“ durchstudiert und mußte jetzt, nach dem gemeinsamen Abendessen, wenn die Unterhaltung stockte, die gelungensten Witze zum besten geben. Horschetzky hatte mir sogar künstlerische Vervollkommenung beim

Erzählen dieser Witze beigebracht. Es war nur peinlich, wenn man, zum Erzählen aufgefordert, unterm Tisch rasch im Büchlein nachsehen mußte, um das Gedächtnis aufzufrischen. Geschah dies und geriet ich bei solchen Fällen in Verlegenheit, dann blickte mich Horschetzky mit funkelnden Augen triumphierend an: warum hatte ich ihm nicht gehorcht und die Stichworte mnemotechnisch in ein Satzsystem gebracht?

Einmal riß mir einer der Jungen das Büchlein unterm Tisch heimtückisch aus den Händen, ich jagte ihm durch alle Zimmer nach, wobei einer der schönen flachen Krüge, den man auf dem letzten Wochenmarkt gekauft hatte, in Trümmer ging. Nachher wurde ich von meiner Mutter ernst und kategorisch ausgescholten: wegen des Krugs, wegen des mit Dummheiten vollgekritzelten Heftes und des Witzereißens überhaupt. Ich stand vor meiner Mutter und sie las mir die Leviten. Ich wußte aber bereits, daß meiner Mutter nichts angenehmer war, als mich auszuschelten.

Die Kinder im Kastell konnten eingeteilt werden in glückliche und unglückliche. Olgas und Henriettens Kinder sowie meine noch ganz junge Schwester gehörten zu den glücklichen, ich aber repräsentierte für mich allein die Kategorie der unglücklichen Kinder. Denn ich bekam Schelte wegen jeden Drecks und hatte außerdem noch einen Hauslehrer, der mich kaum für ein paar Augenblicke aus den Augen ließ, so daß ich eigentlich gar keine Ferien hatte! Ja, die anderen waren in jeder Beziehung besser dran als ich. Hatten sie Strafen zu befürchten, wenn sie hinter Herrn Kohn her „Äpplj!“ riefen? Ich aber stand bei jeder Gelegenheit vor meiner gestrengen Mutter.

Ich hatte mir indes für solche Anlässe etwas ganz Besonderes zurechtgelegt. Wenn Mama mit verschränkten Armen, das Kinn erhoben, die Augen kalt und klein zusammengekniffen, dasaß und schalt, sah ich gespannt auf die Brosche, die sie am Halse trug. Diese Brosche stammte aus der Wiener Weltausstellung, hatte die Form eines offenen Fächers und war aus vielen schillernden

Kolibrifederchen gebildet. Während Mama mir meine Sünden vorhielt, versuchte ich die Federchen zu zählen, wobei mein Gesicht gewiß sehr ernst und aufmerksam aussah. Ich erhielt mein Notizbüchlein in arg zerknittertem Zustand zurück, und tags drauf wußte Herr Lehrer Meyer und Fräulein Wepper, daß ich mir die Szene im Obstgarten mit dem Vielliebchen haarklein aufgeschrieben hatte. Dies verbesserte mein Verhältnis zu Herrn Meyer kaum. Dafür erstand mir im guten alten Horschetzky ein Fürsprecher.

Er legte bei meiner Mutter ein Wort für mich ein und die beiden hatten überhaupt langwierige Diskussionen über Erziehungsfragen, Charakterbildung durch Strenge oder Milde, unter speziellem Hinblick auf besonders störrische Kinder. Die Tanten beteiligten sich selten an diesen Diskussionen; ihre Kinder waren wohl besser geartet als ich, man benötigte keinen Hauslehrer zu ihrer unausgesetzten Beobachtung.

Die Argumente meines alten Freundes schienen keinen großen Eindruck in meiner Mutter zu hinterlassen. Ich hatte noch oftmals Gelegenheit, die Federchen nachzuzählen und konstatierte jedesmal, daß ich mich bei der vorigen Zählung verrechnet hatte.

*

Guter Horschetzky! Wie konnte er es nur dort oben aushalten! Die Nächte waren bleiern heiß und von Mriaden Mücken, Stechfliegen, Motten, allerhand wild summendem Ungeziefer belebt. Unten sogar war es kaum möglich zu schlafen. Gewiß stand er ganz nackt in seiner Kammer und deklamierte, weil er keinen Schlaf finden konnte. Ich stellte ihn mir als eine Art Neptun oder Vater Nil vor, Wasserbäche aus seinen buschigen Haaren, aus Bart und Augenbrauen niederfließend. —

Die Theiß hatte sich im Obstgarten rasch vorwärtsgebissen, das verwüstete Gelände war voll angeschwemmten Gerümpels. Die Sonnenuntergänge aber waren wundervoll. Tiefrote Wolken, von violetten Schatten gepeitscht, zogen über das aufgeregte Wasser

dahin, das die purpurne Dunkelheit des Himmels aufging.

Durch die breite, einem See mehr als einem Fluß ähnelnde Wasserfläche schleifte eine Strömung Wirbel von dichtem Blut. Dort, wo die Strömung besonders stark dahineilte, bohrten sich dunkle Trichter in die Tiefe und über ihnen wirbelten in der Luft Wolken von Insekten, so daß es aussah, als öffne die Theiß Krater, aus denen schwebende, schwankende Schlacke zum Firmament emporgeschleudert wurde.

Uns Kindern war es streng verboten, in den Garten zu gehn, man schreckte uns auch mit dem Tode des armen Pista Kéri. Aber ich schlich mich doch, so oft ich der Aufsicht des Herrn Meyer entrinnen konnte, dort hinunter, bis an den Rand des Wassers, das den Hügel mit dem Eiskeller bereits ganz umfaßt hatte und immerfort noch stieg und stieg. —

*

Das Dorf St. Emerich, nach dem unser Gut benannt war, lag nicht weit von der Theiß, und uns interessierte es besonders, denn dort kannten wir alle, und alle kannten uns. Wenn wir vierspännig durch das Dorf fuhren, grüßte man uns, „die Herrschaft“, aus den Fenstern der langen, staubigen Straße (denn viel mehr war das Dorf nicht, eine Straße vom einen Ende zum anderen). Wir wußten: hier wohnte Herr Doktor Epstein, dort Herr Notar Zalay mit seiner Frau, einer noch jugendlichen, aber bereits unglaublich dicken Dame, die wir niemals anders als in einer Art Frisiermantel zu Gesicht bekommen hatten, ein rotes Tuch um den zu klein geratenen blonden Kopf gewickelt. Auch die Schule kannten wir, sie kündigte sich durch lautes, chorartiges Geschrei schon von ferne an, und Herr Lehrer Malota steckte den Kopf aus dem Fenster, wenn unsere „Batáre“ vorbeirollten. Vor der Kortschma, die durch drei von einer Stange herunterbaumelnde Hobelspäne gekennzeichnet war, standen immer ein paar Bauernwagen, saßen zumeist ein paar laut streitende Bauern herum; oft saß einer auf

dem gelben Lehm Boden und konnte von seinen Kumpen, die auch nicht mehr fest auf ihren Beinen standen, nur mit Mühe in die Höhe gezerzt werden. Ein paar Häuser weiter wohnte im Schatten des Kirchturms der Herr Pfarrer – dann begann das Gemeindewäldchen, ein kleines ungepflegtes Dickicht von Birken, Obstbäumen und Gebüsch, das durch sandige Pfade durchschnitten wurde, und auf diesen Pfaden ergingen sich an den Abenden singende Scharen von Burschen und Mädchen aus dem Dorfe. – Die wirklich interessanten Dinge begannen aber erst, wenn die Batäre ganz am Ende des Dorfes in das „Getto“ einbogen. –

*

Das Getto bestand aus etwa zwanzig Häusern, die, in rechtem Winkel zur Dorfstraße gebaut, sich bis in das freie Feld erstreckten. Im Getto wohnte unter anderem Herr Kohn, unser „Äpplid“. Besuchten wir ihn in seinem Häuschen, so hörte die Beschimpfung auf, wir nannten ihn artig Herr Kohn. Unsere Besuche aber galten zumeist seiner Nachbarin, Frau Meisels. Frau Meisels mußte in ihrer Stube aufgesucht werden, sie war andauernd krank, und zwar immer an einer anderen Krankheit als bei unserem letzten Besuch. Einmal klagte sie ganz erbärmlich über „Gliederreißen im Kopf“. Sie trug einen grobfädigen rötlichen, künstlichen „Scheitel“ auf ihrem alten runzligen Schädel und schob ihn schräg aufs Ohr, um zu zeigen, wie sehr sie litt. Wir besuchten sie aber nicht ihrer Leiden wegen, sondern weil sie die wunderbarsten Gänselebern im ganzen Komitat, ja vielleicht im weiten Ungarland produzierte. Hinter dem Hause schnatterten in engem Drahtkäfig die asthmatischen Gänse, die mit Kukuruz und Mehlklößen nach einem besonderen Rezept von Frau Meisels geschoppt wurden, bis sie reif waren, mit ihrem Leben ihre Leber herzugeben. Trotz ihrem Leiden war Frau Meisels eine lebhaft und hartnäckige Feilscherin, sie kannte ihren Wert und zu ihren Argumenten gehörte auch ihr Leiden. Aber das Feilschen und Sichverständigen

mit den Damen Holitscher fiel den Gettobewohnern gar nicht schwer, denn wir gehörten ja im Grunde zur selben großen Familie.

Bauer Kéri war für uns ein Buch mit sieben Siegeln, ebenso Herr Notar Zalay und die meisten in der langen Dorfstraße. Niemals hätten wir die Zutraulichkeit zu ihnen gefunden, die sich einstellte, sobald wir im Getto angelangt waren. Der ungarische Bauer und der Dorfjude — das waren zwei gesonderte Welten, und uns stand die letztere nahe.

Aber es gab im Getto nicht nur merkwürdige Dinge zu sehen, sondern noch merkwürdigere zu hören. Und sie betrafen zumeist eben diese Frage unserer Zusammengehörigkeit. Wenn Herr Kohn, der Obsthändler, oder Herr Teitelbaum, der Schächter, oder Frau Meisels von den Bewohnern des Dorfes sprachen, sagten sie: „die Gojim“ und diese Bezeichnung hatte etwas Wegwerfendes. Einmal sagte jemand: „Wir hier sind doch die einzigen Menschen im Dorf, die wirklich Bildung haben!“ Daß man Deutsch sprach, daß selten oder nie ein betrunkenener Jude durch die Straße torkelnd gesehen worden war, das galt den Gettobewohnern als Beweis dafür, daß sie im Besitz der Kultur waren und nicht die „Gojim“. Auch der würdevolle Verlauf ihrer hohen Festtage — während die Feiertage der anderen durch Gejohle und von dem Lärm wüster Schlägereien widerzuhallen pflegten. Herr Kohn sagte bei solcher Gelegenheit: „Ich bitte Sie, was soll man von einem Goj erwarten?“ Ähnliches hörten wir oft im Getto.

Wir kamen wiederholt zu Herrn Kohn und Frau Meisels, und aus den Gesprächen mit den Gettobewohnern, die sich rasch versammelt hatten, wenn die Kaleschen in die Straße einbogen, erfuhr ich manches über unsere Zusammengehörigkeit mit diesen Menschen und ihrem Schicksal. Manches, was ich später nur mühselig ergänzen konnte, in der Schule wie im Leben. Sicherlich nicht durch den Religionsunterricht in der Stadt, in der Tabakgassensynagoge oder in den Privatstunden bei Herrn Rabbiner Back! Schon eher auf dem Weg zur

Synagoge, der mitten durch zwei große Durchhäuser in der Königs- und der Trommelgasse führte — durch diese beiden riesigen Mietskasernen, die von unzähligen armen Judenfamilien bewohnt und von früh bis spät von endlosem Lärm und Keifen, Unterredungen und Gezänk von Stockwerk zu Stockwerk durchdröhnt waren. —

*

Nur zwei Sommer verbrachte ich mit Mutter, Schwester und Hauslehrer im Kastell. Eines Tages, gegen Ende August, kam Onkel Willi, der älteste der Brüder, Henriettens Mann, aus Budapest an und hatte lange Unterredungen mit dem Herrn Gutsverwalter und auch mit meiner Mutter und den Tanten. Ich dachte mir, als ich ihn mit dem Inspektor durch die Ställe gehn sah, daß er wie ein Pächter aussehe. Mit seinem breiten hochroten Bauerngesicht und jovialen vierschrötigen Gang! Und tatsächlich erfuhren wir, als er einige Tage drauf zurückreiste, daß die gemeinsame Firma Baruch Holitscher & Söhne aufgelöst und das Gut fortan Onkel Willi und Onkel Emanuel, dem Mann Olgas, gehören werde.

Das stimmte mich traurig. Die kleinen rötlichen Feigen an den heißen Spalieren waren gerade reif geworden. Die Georginen blühten und die Malven dufteten gut, diese wunderlichen Blumen, die wie aus Seidenpapier geschnitten aussahen und zudem merkwürdigerweise so hießen wie meine kleine Kusine Malvine . . .

Nächsten Sommer zog meine Mutter mit uns schon nach dem Salzkammergut. Herr Patti, mein neuer Hauslehrer, desgleichen. —

Die Firma gedieh weiter, obzwar mein Vater und der jüngste der Brüder aus ihr ausgeschieden waren. Die Besitzer des Gutes wurden mit der Zeit reich, während mein Vater nach mancherlei Glücks- und Unglücksfällen schließlich fast zugrunde ging. Der jüngste der Brüder aber wurde der reichste unter allen. Im Winter blieb der Verkehr der Familie der gleiche wie früher. Er wurde nicht beeinträchtigt dadurch, daß meine Onkel ihre Frauen aus Böhmen und Mähren geholt hatten, mein

Vater aber seine Nichte aus Ungarn. Es wurde in der ganzen Familie fast ausschließlich Deutsch gesprochen, und zwar nicht das üble, verdorbene Deutsch, das man sonst in Pest zu hören bekam. Die ältere Generation erlernte die Landessprache bis ins hohe Alter hinein nicht, während die jüngere sich im Laufe der politischen Begebenheiten auch sprachlich rasch assimilierte.

Schulbank

Ins Evangelische Gymnasium am Deákplatz kam ich erst, nachdem ich das erste Jahr bei den Piaristen abgegessen und abgebußt hatte. Es war damals Mode unter den jüdischen „Patrizierfamilien“, daß sie ihre Söhne zu den Vätern des Piaristen-Ordens in die Schule schickten. Meine Eltern wollten die Mode mitmachen.

Bei den Piaristen mußte man, ohne Rücksicht auf das eigene Glaubensbekenntnis — unter den sechzig Schülern der ersten Klasse gab's nur etwa sechs Juden, keinen Lutheraner — vor Beginn des Unterrichts das Gebet hersagen. Ging die Tür auf und es erschien zum Beispiel der feiste Pater Panek, so schrien die Sechzig im Chor: „Gelobt sei Jesus Christus!“ wobei der sadistische Fettwanst seine funkelnden Äuglein auf die paar Judenjungen gerichtet hielt, die zur besseren Kontrolle in die erste Bank gesetzt worden waren.

Das hervorstechendste Merkmal des Unterrichts bei den Piaristen waren die Strafen. Wer seine Aufgabe nicht gelernt hatte, oder wessen Wissen vor dem Inquisitionsblick des Paters Panek hinschmolz wie Schnee im Fegefeuer, der kostete die Qualen der ewigen Verdammnis: Prügel auf den Schädel, Faustschläge auf die Nase, Streiche mit dem dünnen Lineal auf die zusammengehaltenen Fingerspitzen, stundenlanges Knien im Winkel neben dem Katheder — besonders der arme bucklige Knabe Komtur, ein Christ, dem das Knien äußerst schwer fiel, mußte sich dieser Tortur immer wieder

unterziehen — fiel er laut heulend auf die gewölbte Brust, dann half ihm der Pater mit einem Ruck auf, und er mußte weiterknien. Nach Schluß der Stunde defilierten wir Schüler dann vor Hochwürden, der jedem einzelnen die fette rote Hand zum Kuß unter die Nase hielt.

Die Vorzüge des Unterrichts durch die Piaristen zu ergründen, dazu war ich noch zu jung. Zum Glück kam das Gymnasium am Deákplatz in die Mode und ich übersiedelte bereits in der zweiten Klasse in die Glaubensgemeinschaft Augsburgischer Konfession. Nur zwei Musterknaben aus meiner entfernteren Verwandtschaft haben es bei den „Vätern“ bis hinauf in die achte Klasse ausgehalten. —

*

Im Evangelischen Gymnasium überwogen die Söhne der „Patrizierfamilien“ jüdischen Ursprungs die Schüler evangelischen Glaubens; Söhne von Bankdirektoren, Großkaufleuten und gesuchten Rechtsanwälten. Die Lehrer waren Zipser Sachsen. Manch einer unter ihnen — alle hatten gut deutsche Namen — sprach die ungarische Unterrichtssprache mit einem fremdartigen, leicht schwäbelnden Akzent, obgleich die zipser Mundart mit der schwäbischen nichts zu tun hat. Manche fühlten sich als in fremdes Land verschlagene Deutsche, andere aber unterstrichen ihr Ungartum doppelt und dreifach, und vor diesen mußten die Patriziersöhne auf ihrer Hut sein. Der Grund, weshalb wir ins Evangelische Gymnasium geschickt wurden, war ja gerade der betont deutsche Charakter der Schule.

Im übrigen konzentrierte sich der Unterricht in den Fächern „Geschichte“ und „Literatur“, gemäß den Anordnungen des Unterrichtsministeriums, hartnäckig auf Ungarn. Die Geschichte Ungarns wurde auf dem Prokrustesbett eines vieljährigen Pensums so lang gedehnt und in die Breite gewalzt, bis sie das nötige Maß erfüllt hatte, und die ungarische Literatur mußte derart aufgebauscht werden, daß die Schüler auch die geringsten Talente des ungarischen Parnasses als vollwertige und

ausgewachsene Klassiker zu achten genötigt waren. Unser Geschichtsprofessor, Verfasser einer mehrere Bände zählenden Geschichte Ungarns, half sich noch am geschicktesten. Er las langsam und mit schläfriger, eingerosteter Stimme ein Kapitel nach dem anderen aus seinem Buch vor, das von Arpad, dem Landerkenner, bis zu Deák, dem Gesetzgeber, reichte. Was er in einer Stunde gelesen hatte, mußte man in der nächsten hersagen. Zuweilen passierte dem Alten das Mißgeschick, daß er unversehens etwa aus der Regierung eines Anjou in die eines Böhmerkönigs hinübergeriet, ohne es zu bemerken, weil sein ungeratener Sohn ihm daheim zwei Blätter in seinem Buch mit Gummiarabikum zusammengeklebt hatte. Beim Ertönen der Glocke brach dann die ganze Klasse in ein Geheul aus: zuviel aufbekommen! Da setzte der Alte seine Brille auf, besah kopfschüttelnd den Schaden, trennte mit seinem Taschenmesser die beiden Seiten und halbierte die Aufgabe. Es war aber im Grunde einerlei, ob man diese Geschichte Kapitel für Kapitel oder in Sprüngen vortrug; es war immer dasselbe: durch alle Jahrhunderte hindurch die gleiche Bedrückung des eingeborenen Volkes durch fremde Kaiser, Könige, Sultane, Fürsten und ihre Schranzen, blutige Unterdrückung gelegentlicher Rebellionen, das ewig gleiche Vegetieren unter der Herrschaft von Anjous, Neapolitanern, Habsburgern, Polen, Türken, immerfort die gleiche Hörigkeit, dieselbe Ausaugung, das Volk lebte fern von den gewaltigen Kulturströmungen, die durch alle westlichen und südlichen Länder Europas gingen, die Länder, aus denen jene Vampire des eingeborenen Volkes stammten.

Ungarns geographische Lage war sein Schicksal und wir spätgeborenen Gymnasiasten teilten durch das Gebot jener Machthaber im Unterrichtsministerium das Schicksal Ungarns — wir hörten, wie aus weiter Ferne, Kunde herübertönen von den großen Epochen der Weltgeschichte, aber nur soweit sie auf die Geschichte Ungarns Beziehung hatten. —

Im Lehrerzimmer hauste unter den Kollegen ein

leibhafter Dichter deutscher Zunge — der brave Rudolf Weber, wie ein hanseatischer Reeder anzusehn, mit goldener Kette über einem beträchtlichen Bäuchlein, weißer Krawatte, blonden Backenkoteletts im rosigen Gesicht, jovial und doch voll der Würde seines Amtes. Höre ich den Vers:

„Sei mir begrüßt, du mein Berg mit dem rötlich strahlenden Gipfel“

im Ohre tönen, gleich erscheint vor mir das freundliche, immer von einem Schmunzeln belebte Gesicht mit blauen Augen hinter dem goldenen Kneifer, es taucht gewissermaßen hinter dem Gipfel des Berges vor mir auf. Er ließ es sich angelegen sein, daß die Horde den „Spaziergang“, Gesänge aus „Hermann und Dorothea“, vor allem aber „Das Lied von der Glocke“ fehlerfrei vorblöken könne. Sein Lieblingspoet war Hölty. Wir lernten eine große Menge seiner Gedichte auswendig. Weber war fürs Bukolische, die Landschaft, den Mond, den Genuß stiller, friedlicher Stimmungen des Abends und frühen Morgens im Gebirge, den Wald und die Wiesen.

Er hatte eine Reihe von Gedichten in zipser Mundart verfaßt, die ähnliche Vorwürfe hatten, aber auch etliche Schelmenlieder waren dazwischen, von Handwerksburschen auf der Landstraße und im Wirtshaus zu singen. Er hatte sich große Verdienste um Dichtung und Folklore jenes versprengten Volksstammes der Leutschauer und Kesmarker Gegend am Südabhang der Hohen Tatra erworben. Er schenkte mir auch das schwächliche Büchlein mit seinen Gedichten, es ist mir aber, wie jenes andere, vom lieben alten Horschetzky verfaßt, im Strom des Daseins fortgespült worden. — Zweimal in der Woche erschien Herr Weber bei mir zu Hause. Er gab mir Privatstunden in der deutschen Sprache und Literatur, damit ich etwas mehr zu wissen bekomme, als ich in den spärlichen Schulstunden lernen konnte. —

Ungarische Sprache und Literatur wurden ebenfalls von einem Herrn mit deutschem Namen gelehrt, bei dem

man aber Privatunterricht nehmen mußte, nicht so sehr um der ungarischen Literatur näherzukommen, sondern weil man sonst zu Ende des Jahres leicht durchs Examen fliegen konnte. Gleich in den ersten Wochen des Schuljahres nahmen einige von uns, Söhne wohlhabender Väter, den kalten und schneidenden Haß des Professors wahr, für dessen Ursache sie keine Erklärung finden konnten. Bald darauf lief man dann zweimal die Woche in das kleine Häuschen des Professors hinaus, das er sich an der Steinbrucher Chaussee aus Privatunterricht und Nachhilfestunden erbaut hatte.

Im Studierzimmer blickte eine lebensgroße Büste des Dichters Johann Arany, den er besonders verehrte und ausgiebig kommentiert hatte, auf den verschüchterten Knaben herab. Der Professor hatte ein goldgesticktes Käppchen auf dem Kopf, einen Kamelhaarschlafröck an, ein dickes Plaid um die Knie gewickelt, er paffte aus einer langen Pfeife und ließ den Schüler Auswendiggelerntes hersagen. Dann nahm er eine in vier Teile zerschnittene Visitenkarte mit Siegellackpatzen entgegen, und zum Schulschluß erhielt man eine erträgliche Zensur.

*

Alle sechs bis acht Wochen mußte Herr Pedell Schelcken den Abort des Gymnasiums neu tünchen. Aber schon tags drauf prangten wieder die unanständigsten Karikaturen an allen Wänden, die Herrn Professor P. darstellten, in allen möglichen Stellungen und mit allen erdenklichen Schimpfworten und Flüchen verziert. P. unterrichtete acht Klassen hindurch Latein und in den drei obersten auch Griechisch. Ein anerkannter Gelehrter in seinem Fach, Verfasser eines Buches über die Endung „mi“, gefürchtet, streng, autoritär und von unwahrscheinlich dürrer Körperbau. Die Lateinstunden nahmen den gewaltigsten Teil des gesamten Schulpensums in Anspruch. Physik, Mathematik, Erdkunde wurden durch sie völlig an die Wand gedrückt. Man mußte Livius, Cicero, Cäsar und Horaz, man mußte ganze Bibliotheken lateinischer Klassiker auswendig

lernen und wehe, wenn man in die Geheimnisse des Gerundiums und Gerundivums nur oberflächlich einge-
drungen war — und später die Tücken des Aorist und
ähnliche Schrecknisse nicht noch im Schlafe beherrschte!

P. war ein strenger und gefürchteter Herr. Unauf-
merksamkeit oder Zuflüstern wurden durch den Befehl
geahndet, nach der Stunde unten im Lehrerzimmer an-
zutreten. Diesen Vorgang im Lehrerzimmer habe ich
selber erlebt, und es war meine erste und einzige Erfah-
rung dieser Art. Als ich eintrat und in der Tür stehen
blieb, war Herr P. gerade in einem gelehrten Disput
mitteninne. Er winkte mich, der ich wohl bleich und
behebend in dem sagenumwitterten Schreckensgemach da-
stand, mit den Augen näher. Den Rohrstock hatte er
schon neben sich auf dem Tisch liegen, eine Zigarre hing
ihm aus dem Mundwinkel, er ergriff das Rohr, legte die
Zigarre keineswegs fort, unterbrach auch den Disput mit
dem gelehrten Kollegen keineswegs, sachlich und ohne
Eile packte er mich beim Kragen und hieb mir, wäh-
rend ich im Kreis um ihn herumtanzte, sechs schmerz-
hafte Streiche auf den Hintern. Darauf schlich ich ohne
Lebewohl zur Tür hinaus, hörte unterwegs Herrn P.
noch leidenschaftslos und in voller Seelenruhe weiter
debattieren und wunderte mich im stillen, daß man so
selten von Morden hörte, die entlassene Schüler (nach
dem Abiturium, wohlgemerkt!) an ihren Lehrern be-
gingen — wo es doch zuweilen vorkam, daß ein haft-
entlassener Zuchthäusler sich an seinem Richter oder
dem Staatsanwalt vergriff!

Vor einer einzigen Sache in der Welt hatte Herr P.
Angst — und wir Schüler freuten uns schon tagelang vor-
her auf die Stunde der Rache. Sie trat ein, wenn im Text
des Klassikers, den der Professor uns vorzulesen hatte,
ein Wort vorkam, das im Ungarischen eine unanständige
Bedeutung hatte. Solch ein Wort war das Femininum
von „curvus“, krumm, curva — auf ungarisch: Hure.
Ein Wort, das von Livius bis hinauf zu Ovid des öfteren
wiederzukehren pflegte und nicht zu vermeiden war.
Beim Herannahen des gefährlichen Satzes kroch die halbe

Klasse unter die Bank. Es half nicht, daß der Professor oder der ernste, traurige Schüler Leo Bloch den Satz und das Wort ernst und gemessen vorlasen; ein unterirdisches Gewieher erschütterte die Bänke und Herr P. mußte es, mit gegen die Tafel gewendetem oder aufs Buch niedergebeugtem, sicherlich heftig errötetem Gesicht, hilflos an- und abschwollen lassen; er stotterte dann noch bis zum Glockenzeichen, war, auch nachdem die Unterirdischen schon längst wieder mit puterroten Köpfen aufgetaucht waren, rettungslos aus dem Gleichgewicht geschleudert, er verwickelte sich in seinen Sätzen, beging Verstöße gegen Grammatik und Prosodie und verließ fluchtartig, Bücher und Hefte in Panik zusammenraffend, das Zimmer — hinter ihm die ganze Klasse in wildem Indianertanz, ein halbhundert Jungen strecken ihre Zungen nach der Tür aus, die er mit einem Knall zugefeuert hat.

✱

Es gab auch Lehrerlegenden in dieser Schule — so jene von dem schüchternen, vom Hilfslehrer zum Ordinarius kaum emporgestiegenen jungen Mathematiker, der sich bei einem Spaziergang auf der Margaretheninsel in die Schwester des Schülers Pollak verliebt und vom Mädchen, wie auch von dem Vater, dem Millionär Pollak, abgewiesen, erschossen hatte. Sie waren also sterblich, diese Halbgötter! Diese mit unumschränkter Gewalt über unsere Schicksale begabten Wesen! Ihre menschlichen Schwächen waren uns bekannt. Aber an die Möglichkeit ihres Todes, noch dazu mitten im Schuljahr, hatte keiner von uns zu denken auch nur gewagt. Dafür wurde aber der Tote, trotz dem unbeliebten Gegenstand, den er gelehrt hatte, als überirdisch milde, weise und gerechte Erscheinung bis in späte Schülergenerationen geehrt und geliebt!

✱

Natürlich war der gesamte Unterricht in der Hauptsache auf Auswendiglernen angelegt. Es war gleich-

gültig, ob der Schüler den Problemen nachzudenken oder durch eigenes Denken beizukommen fähig war oder nicht. Diese Fähigkeit wurde in ihm keinesfalls entwickelt. Die Unfehlbarkeit des Lehrkörpers hatte etwas dogmatisch Religiöses, fast wie der Katechismus, der bei den Piaristen gelehrt worden war. Lehrbücher waren auf Treu und Glauben zu nehmen, auswendig zu lernen wie die Schöpfungsgeschichte. Als wir eines Tages hörten: Cicero sei im Altertum wahrscheinlich wie: Kikero ausgesprochen worden, erschauerten wir ob dieses Verstoßes gegen die Autorität des Herrn Professors P., der ihn in der ersteren Form aussprach. Die Menschheit war damals wahrscheinlich nur darum noch so wenig vorgeschritten, daß sie an die Tellerförmigkeit der Erde glaubte, weil Herr Rath, unser Lehrer der Physik, noch nicht lebte; Herr Rath, der genau wußte, daß sie kugelförmig sei. Die Epoche war noch nicht herangebrochen, die man später „das Jahrhundert des Kindes“ zu nennen beliebte. Doch gab es irgendwo in Pest in einem vermoderten Gäßchen einen jungen hinausgefliegenen Lehrer, der Vorträge über neue Theorien der Erziehung hielt, über den „Slöjd“, der aus Skandinavien stammte und der weiter nicht ernst genommen wurde. Von den Instituten, in die die „guten Familien“ ihre Kinder schickten, erwartete man gediegenes Festhalten an der Tradition, Widerstand gegen Neuerungen, einen westlichen Anstrich bei all diesem, eben das Deutsche der jüdischen Bourgeoisie, die in ihrem Kosmopolitentum bei Wien stehengeblieben war. Wichtig war es, daß der Schüler nach Ablauf der Schulzeit sein Reifezeugnis erlange, das ihn zum Einjährig-Freiwilligendienst befähigte, und daß er unterwegs nicht sitzenblieb, zur Schande seiner Familie. Die Lehrerschaft hatte zwischen den Tendenzen des Westlertums und den beginnenden national-magyarischen vorsichtig hindurch zu lavieren. Auch in bezug auf Strenge und Gerechtigkeit war Vorsicht geboten: Beängstigung während des Schuljahrs war am Platze, aber verhältnismäßig viel Nachsitzende und Durchgefallene hätten die

„Patrizier“ leicht abschrecken und dem Institut abspenstig machen können. —

★

Mein Los war, von den Kindesjahren an fast bis zum Abiturium, fortwährende Beaufsichtigung durch Hauslehrer, die weiter nichts zu tun hatten, als darüber zu wachen, daß ich meine Aufgaben lernte.

Sie wechselten oft, diese Haustyrannen; selten war ich sie, auch nur für Wochen, los. Meine Mutter war von der Überzeugung durchdrungen, daß ich ohne Nachhilfe nie und nimmer heil durch alle Klassen und Examina gehen könnte — und so wurde mein Leben ein fortwährendes Hin- und Hertreiben zwischen Schule, Privatunterricht innerhalb und außerhalb des Hauses und Weiterlernen unter peinlicher Aufsicht. Mein Gehirn erlahmte allzu rasch von übertriebener Arbeit; gut lernen konnte ich nur, wenn Pausen und Zerstreuung das Lernen häufig unterbrachen; aber mein junges Leben gestaltete sich zu einer dauernden Überlastung der Nerven, des Hirns, es war ein fortwährendes Rechenschaft-Ablegenmüssen, kindliche Knechtschaft und Bedrückung.

Die Hauslehrer waren zumeist arme Schlucker, die aus der obskuren Provinz heraufgekommen waren, und wenn ich schlief, das Gas brennen ließen und über Bücher gebückt Jus oder Medizin studierten. Alle hatten ihre Marotten und Seltsamkeiten. Herr Patti bildete sich ein, Violinvirtuose zu sein; Herr Fridolin Fleischhacker dichtete; Herr Galitzenstein schleppte mich in eine phantastische Pension mit, in der eine Schar von halbverhungerten Rabbinkandidaten aus der Slowakei beisammenhauste, in der geocht, getanzt, in den Ecken mit Gliederschütteln psalmodiert und an einem greulichen Klavier mit flachen Fingern ein jüdischer Rikudl geübt wurde. Herr X., der aus Arad stammte, roch von den Füßen und verpestete die Atmosphäre des ohnehin kleinen, gemeinsamen Wohnzimmers durch Parfüm und Essenzen, denn er hatte gesellschaftliche Ambitionen. Herr Y. wusch sich mitten in der Nacht von

Kopf zu Füßen. Herr Z. stöhnte und sprach im Schlaf. Erst ein Jahr vor dem Abiturium wurde ich von dieser Plage erlöst: mein letzter Hauslehrer ging mit der Gouvernante meiner Schwester durch, und die Erziehungsprinzipien meiner Mutter erlitten eine Wandlung.

Dieses jahrelange Nichtalleinseindürfen äußerte sich zuweilen in einer sonderbaren Überreizung des Nervensystems. War der Lehrer auf Urlaub oder gegangen und noch kein neuer gefunden, das heißt: ich durfte ein paar Tage allein in meinem Zimmer schlafen — da befiel mich in der ungewohnten Stille eine namenlose Furcht vor dem Tode. Ich bildete mir ein, lebendig begraben zu sein, schrie auf: wenn ich eines Tages wirklich lebendig begraben sein würde? Solche Ideen plagten mich; einmal sah ich aus einem Schornstein in unserer Gasse ganz weißen Rauch aufsteigen: war da nicht eben jetzt ein Mensch gestorben? Der Rauch wankte in der Luft wie eine Seele. Jahrelang verfolgten mich ähnliche Phantasien.

✱

Halt: einen habe ich vergessen in der Reihe der Hauslehrer, das war jener Doktor Reich, den ich etwa dreißig Jahre später in London an der Universität über Probleme der englischen Orientpolitik habe sprechen hören. Er war der Verfasser eines vielerörterten Werkes über den englischen Imperialismus geworden. Zu jener Zeit, bei uns zu Hause, trieb er Musiktheorie. Er ließ mich den Flügel öffnen, einen Septimenakkord anschlagen und auf den Saiten die Wirkung der Töne verfolgen. Er ließ mich einfache Kanons, Kirchengesänge in alle Tonarten transponieren, und ich erinnere mich, wie er mit seinem samtweichen Bariton sang:

„Ma-ater ama-ata, i-intemera-ata,
O-ora-a, o-ora pro no-obis.“

✱

Fast die ganze Klasse stieg zusammen zum Abiturium auf und bestand es. Dieses Abiturium, das sich Monate

zuvor durch Angstträume ankündigte und noch viele Jahre hindurch das Traumleben irritierte, erwies sich bei näherem Hinschauen als ausgemachter Schwindel.

Nach Neujahr begann ein unerhörtes Büffeln, es zog sich bis Ende Mai hin. In diesen Monaten wurde alles nachgeholt, wiedergekäut und rasch einverleibt, was in den vorhergegangenen siebeneinhalb Jahren gelehrt und vergessen worden war.

Die Fragen, die zu beantworten waren, lagen mit der Schrift nach unten auf kleine Zettel geschrieben über das Katheder verstreut. Jeder Schüler mußte einen Zettel ziehen und die Frage beantworten. Es war indes bekannt und durch die Tradition besiegelt, daß die Zettel in derselben Folge lagen, wie die Kapitel sich in dem Lehrbuch des betreffenden Gegenstands aneinander reihten. Man brauchte also bloß ein Drittel zu präparieren und zog dann einen Zettel aus dem entsprechenden Drittel. Übel war der Knabe Abeles dran, der erste im Alphabet, daher der erste Aufgerufene. Nachher war es schon leichter, weil man da bereits wußte, wo das erste Drittel lag. Bloß wenn Abeles, ein Musterschüler, später General in der ungarischen Armee, aus der Mitte zog, fiel dem nächsten die Lösung des Problems: Rechts oder Links? zu. Ausgemachtes Pech gehörte dazu, daß man aus dem falschen Drittel zog, was ja in der Aufregung leicht passieren konnte. Aber es kam niemals vor, daß die Zettel durcheinandergemischt wie ein Kartenspiel auf dem Katheder ausgebreitet lagen. Auch der boshafteste im Lehrerzimmer hätte es nicht gewagt; denn eine allzu große Zahl von Fehlantworten wäre letzten Endes auf ihn zurückgefallen.

*

Auf dem Weg zur Schule, den öden Waitzner Boulevard entlang, trieb die Schülerschar im schneeigen Morgengrauen nach dem Deákplatz. — Einmal verstellte mir ein zähneklappernder, fadenscheiniger Mensch den Weg. Geheimtuerisch neigte er sich zu meinem Ohr: „Du gehst zur Schule? Ich bin einst auch zur Schule

gegangen wie du! Hast du schon nachgedacht darüber, was du werden willst? Einen Rat gebe ich dir: werde kein Jurist! Hörst du?! Straßenkehrer oder Maschinenschlosser, nur nicht Jurist!! Sieh mich an: was haben die Juristen aus mir gemacht! Alles haben sie mir geraubt. Hüte dich – hörst du?“ Und der elende Mensch schüttelte drohend meinen Schulranzen. Dann ging er zum nächsten Jungen, der hinter mir daherkam.

Aber wäre der Fremde nicht ein armseliger zugrunde gegangener Gentry, oder was er sein mochte, sondern ein Erzengel gewesen – er hätte es nicht fertig gebracht, die Schar der Jungen, die durch den Winternebel um halb acht früh zur Schule liefen, von ihrer Lebensbahn abzulenken – die meisten wurden schließlich doch unweigerlich Juristen. Wer in diesem Lande der politischen Abenteurer und Hasardeure, der Kartenspieler und subalternen Epikuräer zu keinem bestimmten Berufe taugte, wurde unfehlbar Jurist. Die Jurisprudenz war der Kanal zu allen Berufen in den oberen Schichten der Gesellschaft, und das Gymnasium mit seinem unmäßigen Lateinunterricht bereitete die Schüler für das römische und sonstige Recht vor. Ihm verfiel die Mehrzahl. –

*

Das Gebäude des Evangelischen Gymnasiums war ein riesiger, vier Stockwerke hoher Kasten, in dessen Erdgeschoß ein paar alte, erbeingesessene Kaufleute der Evangelischen Kirchengemeinde, Leinwandhändler, Kammacher, Bürstenbinder, und die Britische Bibelgesellschaft ihre Läden hatten. Das Treppenhaus war ein düsterer, im hellsten Sonnenschein kaum dämmeriger Lichtschacht, mit einem verrußten und nie gesäuberten Glasdach und dicht vergitterten Löchern in den Stockwerken, damit man von Stockwerk zu Stockwerk nichts hinunterwerfen könne. Das hätte ein nettes Bombardement gegeben! Es tummelten und balgten sich in den Unterrichtspausen etwa sechs- bis achthundert Jungen treppauf, treppab. Doch hatte man ein Spielzeug

erfunden, das durch alle vier Stockwerke hinuntergewirbelt werden konnte, sofern man es nur richtig handhabte: das waren die seltsamen, einem Propeller ähnlichen Blüten des Ahorns. Ließ man sie fallen, so drehten sie sich geschwind, und die feinen Flügel vermochten, wenn man Glück hatte, sämtliche vier Gitter heil zu passieren. Wilde Wetten entspannen sich. Im Erdgeschoß stand die Jury und konstatierte, wessen Ahorn unten eingetroffen war!

Es wurde in dieser Schule überhaupt viel gewettet. Das beliebteste Spiel war: ein rundes Pappstück mit einer Messerspitze auf ein anderes rundes Pappstück so hinaufzuschleunigen, daß das untere ganz bedeckt sei. Gelang dies, so gehörte einem das untere. Dieses Spiel, „Pötzke“ genannt, beherrschte fast acht Jahre lang den Unternehmungsgeist von achthundert Jungen und wurde erst in den Jahren der Reife durch heimlich betriebenes Kartenspiel abgelöst. Es gab Lotterien. Einzelne Großunternehmer brachten es zuwege, Gewinne von 5000 Pappstücken auszusetzen und nach Schluß der Lotterie einen Reingewinn von ebenso vielen oder noch mehr einzustreichen. Die Pappstücke wurden aus Spielkarten, Schokoladenkartons usw. hergestellt. Besonders geschätzt waren solche aus Bücherdeckeln. Es gab Millionäre unter den Jungen, manche traten das Schuljahr mit einem beträchtlichen Kapital von Pappstücken an, ihr Ruhm verbreitete sich rasch durch alle Klassen. Sie hatten die Ferien nicht untätig verbracht!

Ein anderes, nicht minder aufregendes Spiel, dem sich die kriegerisch veranlagten Bewohner der öden, verwehrlosen, mit zerschnitzelten Bänken angefüllten Lehrsäle mit größerer Lust hingaben als die kapitalistisch gerichteten, war: „Duga“, eine Art Apachenkampf, der darin bestand, daß Trupps von vier bis sechs an einen mit verstopften Ohren friedlich in seiner Bank hüffelnden Knaben von beiden Seiten heranschlichen. Der Überraschte wurde dann zwischen den tückischen Kolonnen förmlich in die Höhe gequetscht. Es gehörte Geistesgegenwart dazu, seine Rippen zu bewahren, Mut

und Kraft. Gelang es, einen solchen Angriff siegreich abzuschlagen, so konnte man sich für eine Zeit sicher fühlen oder auch in eine Kolonne aufgenommen werden. Wer es aber nicht zuwege brachte, war fortan seines Lebens nicht mehr sicher. Er mußte sich mit seinem Schulbuch auf die Stiege, auf den Abort oder sonstwohin verfügen, aber er wurde bald aufgespürt und büßte.

*

Auf die „deutsche Insel“ hatten es die Krieger besonders abgesehen. Diese Insel bestand aus mir, meinem aus Preßburg stammenden Nachbarn zur Linken, Richard R., und meinem aus Wien stammenden Nachbarn zur Rechten, der ebenfalls Richard, dazu aber noch Robert hieß und darum von mir und einigen anderen liebevoll und zärtlich Bob, ja Bobolo genannt wurde und durch alle Jahre meines Lebens mein guter und einziger Freund geblieben ist. Wir drei hatten uns in einer der vordersten Bänke in der Ecke bei der Tür niedergelassen und sprachen und verständigten uns zumeist in deutscher Sprache, zum Ärger der meisten Mitschüler, unter denen sich in der Übergangszeit, die Ungarn durchmachte, ungarischer Nationalstolz besonders eifrig und eifernd kundgab. Oft, wenn ich aufgerufen wurde, mußte ich meine Antwort aus dem Deutschen ins Ungarische förmlich übersetzen. Ich gab fremdartig formulierte Antworten und wurde vom Lehrer zur Rede gestellt. Auch „träumte“ ich, wie ich mich entsinne, deutsch. —

Wenn die Krieger uns dreie überfielen, war es gerade der sanftmütige Bobolo, der von seinen Eltern wie ein Prinz verwöhnte Knabe, aber ein ernster und mutiger Mensch, der sich durch energische Abwehr besonders auszeichnete. Richard zur Linken verteidigte sich mittelmäßig. Bobolo aber befreite seine Arme mit einem gewaltsamen Ruck und hämmerte derartig auf die Köpfe nieder, daß sich die Angreifer unter Schmerzgeheul nach beiden Seiten verzogen. Er tat das nicht nur in den Fällen, in denen er selber oder unsere „Insel“ angegriffen worden war, sondern auch, wenn in der Klasse ein

schwächlicher Junge überfallen wurde. Dann war Bobolo kaum zu erkennen. Er hieb wie ein Berserker auf die Übermacht los, bis sie sich verzogen hatte.

Was mich anbelangt, so waren mir diese Erlebnisse tiefer verhaßt, als ich es auszudrücken vermag. Atemlos, mit blutigen Fäusten und Beulen auf dem Schädel setzte ich mich in irgendeinen Winkel des weiten Hauses nieder und vergoß Tränen über mein Schicksal: daheim Mutter und Hauslehrer, hier diese Bestien. Wo gehörte ich eigentlich hin? Mit verzehnfachter, sentimentaler Liebe schloß ich mich den beiden Kameraden in der „deutschen Insel“ an. —

*

Unter den Schülern der Klasse bestand sonst, obzwar wir ja fast alle von Jahr zu Jahr gemeinsam bis zur Maturitätsprüfung aufstiegen, kein besonderer Zusammenhang. Dies erwies sich auch durch die ungewöhnliche Tatsache, daß keine gemeinschaftliche Abschiedsfeier verabredet wurde, und ebensowenig ein in fünf- oder zehnjährigem Abstand zu feierndes Erinnerungsfest, wie es sonst der Brauch will.

Es war keine üble Klasse, die unsre, aber wie immer, haben auch hier jene im Leben versagt, von denen man das Größte erwartet hatte. Manchem hat das Dasein hart genug zugesetzt. Hie und da hört man von diesem und jenem. Hie und dort begegnet man auch einem und dem anderen. So traf ich zehn Jahre nach der Matura den Knaben M. in Paris auf dem Louvrekaian, er trotete, völlig zerfetzt und elend, mit verglasten Augen an mir vorbei, erkannte mich kaum, als ich ihm die Zeit in der Schule ins Gedächtnis zurückrief, wollte in die Fremdenlegion, am liebsten in die Seine. — Der Knabe G., was ist aus ihm geworden? An Sonntagnachmittagen wurde bei ihm Hasard gespielt, seine Mutter, eine Witwe, nahm Eintrittsgeld, ein Vetter des Knaben hielt die Bank. — Oder der unglückliche Knabe E., der unter ähnlichen Leiden wie ich seine Jugend verbrachte und im Freiwilligenjahr mit dem Säbel gegen seine Mutter

Iosging, dann ein zweites Jahr zu dienen hatte und seither im Orient verschwunden ist? — Der Eulenspiegel der Klasse ist Hofrat geworden; der Don Juan, der unter den Schwestern seiner Mitschüler romantische Verheerungen anrichtete, ging, kaum der Schule entlaufen, einer verliebten älteren Frau ins Garn; das große politische Genie der Klasse ist als „Verständigungsjournalist“ eine Kreatur der wechselnden Regierungen geworden. Trotz der Warnung jenes Erzengels haben die meisten Jus studiert und sind als Rechtsanwälte, Bankdirektoren oder Obergespane zu Ansehn und Würden gelangt...

Aber da ist einer, der Bergbahnen in den Kordilleren baut; ein anderer gilt als der berufenste Kritiker der neuen Dichtung in Ungarn — es ist derselbe, den Herr Professor Weber mit glühendem Haß verfolgte, weil er einmal auf die Frage nach dem größten deutschen Dichter die freche Antwort „Heinrich Heine!“ gab — er begann seine Laufbahn mit einem kleinen, melancholisch sich selbst ironisierenden Epos im Heinestil. — Mein guter Freund Bobolo wurde einer der Begründer der sozialdemokratischen Partei Ungarns. — Es ist trotz Drill und Fron eine Anzahl tüchtiger Menschen aus dem düster verwahrlosten Haus in die Welt gegangen. Auch das Gymnasium hat sein Heim geändert, es erhebt sich jetzt mitten im Quartier der „Patrizier“, im vornehmen Villenviertel der Stadt. Beim Bau wurden die neuesten Prinzipien der Hygiene und Schularchitektur berücksichtigt. Die „Patrizier“ dürfen mit gutem Gewissen ihre Söhne hinschicken. Es feiert sein Jubiläum. Keiner von den alten Lehrern ist mehr am Platze...

*

Jener Professor der ungarischen Literatur hatte mit Unterstützung seines Lieblingsschülers einen Selbstbildungsverein geschaffen, in dem die Schüler einmal in der Woche ihre Dichtungen vortrugen. Diese Dichtungen waren nichts weiter, als im Stil der ungarischen Klassiker, Petöfis vor allem, verfaßte, die Natur und das Vaterland verherrlichende gereimte Schulaufsätze. Die

Novelle, die Prosadichtung überhaupt, war, wenn nicht verpönt, so doch wenig beliebt. Prosa erinnerte zu sehr an Schulstunde. Um Prosa zu verfassen, bedurfte es keines Vereins, keiner besonderen, gehobenen Zusammenkunft. Eine Prosageschichte, die ich verfaßt hatte und die das Thema „Bergmannsweihnachten“ behandelte — ein von schlagenden Wettern getöteter Grubenarbeiter unter tropfenden Christbaumkerzen kam in ihr vor — blieb vereinzelt. Alle Jungen dichteten. Die schwierigsten Metren der antiken Verslehre waren ihnen geläufig. Die besten Gedichte gemahnten an Johann Arany und hatten den Lieblingsschüler zum Verfasser.

Einmal versuchte der Ausbund Mühlstein, derselbe, der schon mit vierzehn Jahren geschlechtskrank war, ein Liebesgedicht einzuschmuggeln. Er wurde vom Professor, der den Vorsitz führte, wütend zurechtgewiesen, berief sich auf sein natürliches Recht, erhielt aber keine Strafaufgabe — das bewies, daß die Stunden an den Mittwochnachmittagen keine Schulstunden waren!

Dem Jungen Mühlstein verdankte die Klasse bereits in frühen Jahren ihre sexuelle Aufklärung. Er brachte unter anderem den Kollegen, die es noch nicht konnten, einmal nach Schluß der Selbstbildungsstunde auf leicht faßliche Weise und durch Anschauungsunterricht das Onanieren bei. Bis in die oberen Klassen behielt er in allen einschlägigen Fragen seine unbestrittene Autorität. Er besaß ein fast lückenloses Verzeichnis sämtlicher Bordelle Budapests, nach Preisen geordnet, und wurde nicht nur unserer Klasse, sondern auch jüngeren und sogar höheren Führer und Ratgeber. —

★

Die hervorragendsten Dichtungen wurden, vom Lieblingsschüler geiebt und sauber auf Velinpapier niedergeschrieben, dem Professor zu seinem Geburtstag, es kann aber auch ein Jubiläum gewesen sein, mit Stapeln von Zigarrenkisten, Weinflaschenbatterien, Schinken, Leinwandrollen — aus dem Erdgeschoß — auf rosen- und laubumwundenem Katheder dargebracht. In diesem

Prachtwerk überwogen die patriotischen Gedichte die bukolischen, die die Schönheiten der Natur, der Sommerfrische, der Donau und der Puſta schilderten.

Was ist aber aus jenen Heldengedichten geworden, der „Martonias“? dem „Eidüllion“? Das erstere verherrlichte die Taten des Klassen-Eulenspiegels, das letztere die Abenteuer jenes ritterlichen Knaben, bei dem wir im Winter „Cox und Box“ aufführten, im Sommer aber, in der Villa seiner Eltern auf dem Schwabenberg, an Boccaccio gemahnende Jausen feierten...

*

In diesem Abschnitt steht zu wenig über das, was wir sechzig Knaben in den acht Jahren gelernt haben, dagegen gar viel über das Persönliche, das Schüler und Lehrer angeht. Das hat seine guten Gründe. Mit den ersten Zigaretten, die wir nach dem Abiturium öffentlich rauchen durften, ging fast das ganze, im Laufe der Jugend mühsam Zusammengebüffelte in Rauch auf. Was war denn das Ergebnis? Freude an der Arbeit habe ich, so merkwürdig mir selbst das erscheinen will, durch jenen Gegenstand allein empfangen, zu dem ich die geringste Fähigkeit und Aufmerksamkeit mitbrachte: nichts konnte mich tiefer befriedigen, als die Lösung einer schwierigen mathematischen Gleichung. Wenn sie restlos aufgegangen war, ließ sie mich einen Stolz empfinden, der etwas von der Lust des Schöpfers an seinem vollkommenen Werk hatte. Ein kompliziertes Gebild der Stereometrie, ein an Kristalle gemahnendes, konisch oder rhombisches Gebild zusammenzukleben, verursachte ebensolch innige Befriedigung, und auf dem Bücherbord behielt ich lange noch eine Reihe solcher selten harmonischen Schöpfungen.

Hätte man uns doch nur den Zusammenhang zwischen Algebra, Geometrie und dem dreidimensionalen Raum erklärt und beigebracht. Aber davon war so wenig die Rede wie von der gesetzmäßigen Schönheit eines Lautgebildes, das ähnliche Freude durch das Ohr vermittelte, wie die Geometrie durch das Auge: die Harmonie der

Sprache, des Hexameters mit seiner logischen Folge, dem Pentameter, wurde uns durch den Unterricht nicht erschlossen, so viel Eklogen wir auch büffeln, so viel römische und griechische Klassiker wir auch auswendig herzusagen genötigt wurden. Was blieb übrig? Ein Wust lateinischer Brocken, das kleine Einmaleins, das „Lied von der Glocke“ ...

Wahrscheinlich bestand die Absicht jener Gewaltigen im Lehrkörper-Zimmer gar nicht darin, daß wir aus der Schule Wissenswertes mit ins Leben hinausnehmen, sondern darin, daß wir acht Jahre lang unter Not und Schrecken einer eingesetzten Obrigkeit gehorchen, Wahres und Falsches, Aufgebauschtes und Reduziertes in dem Umfang und nach dem Wortlaut, in dem es uns dargeboten wurde, einschätzen, daß wir Order parieren lernten mit einem Wort. Eine Vorbereitung nicht fürs Leben, wohl aber für die Funktionen des ordentlichen Staatsbürgers, für das Herdentier der Klassengesellschaft. Acht Jahre — ein wenig reichlich, in der Tat.

Jenes stillschweigende Auseinandergehn nach Beendigung der Zeit bewies, daß wir uns, vielleicht nicht voll bewußt, vielleicht nur instinktiv, voreinander schämten. Zu frecher Betrug war zu lange mit unseren jungen Leben getrieben worden.

Ziehe ich das Fazit, die Bilanz jener Jahre auf der Schulbank, so bleibt als einziger Gewinn die lebenslange Freundschaft bestehn, die ich mit meinem Nachbarn zur Rechten in der „deutschen Insel“ geschlossen hatte. Alles andere hat sich nicht bewährt. —

*

Ein Reclam-Heft kostete in der ganzen Stadt zwölf Kreuzer, bei ihm nur elf. Er hatte seinen kleinen Laden in dem weitgestreckten, ebenerdigen Basar, der um die im Bau befindliche Leopoldstädter Basilika errichtet war und nach Beendigung des Baues demoliert werden sollte. Wir Schuljungen, die wir unseren Wissensdrang aus spärlichem Taschengeld nährten, gingen mit Vorliebe in diesen kleinen Laden, der auf dem Wege zur

Schule lag. Die meistbegehrten Hefte der Reclam-Bibliothek waren Pötzl, Dickens und der Prager Gettodichter Kohn. Pötzl besonders wurde in außerordentlichen Mengen verschlungen, die Geschichten „Rund um den Stefansturm“ und „Herr von Nigerl“, während von Dickens außer dem „David Copperfield“ die „Pickwickier“ so beliebt waren, daß einige unter uns sich jahrelang im „Sam-Weller-Ton“ ausdrückten und „Barkis will!“ zum Wahlspruch der Klasse geworden war.

Herr Buchhändler Rossitscheck, ein stiller, schwarzbärtiger Mann von sanften Umgangsformen, stand in seinem Laden allein und bediente die lärmende Invasion mit gutem Humor. Er hatte nichts dagegen, daß man in wertvollen Bänden blätterte, obzwar er wußte, daß die Kaufkraft eines jeden von uns vielleicht das ganze Jahr hindurch nicht hinreichte, um an den Erwerb eines Buches wie etwa Flügels „Geschichte des Groteskkomischen“ zu denken, über das sich stets viele Jungenköpfe beugten.

Unser guter Weber war bei Dahn und Ebers stehen geblieben; von Rossitscheck erfuhren wir, daß es Autoren wie Fontane, Keller und – den liebte er besonders – den V.-Vischer gab. Es lagen da Broschüren von Kautsky, Bernstein und Lassalle, von denen man um diese Zeit in Budapest zu reden begann; auch war Rossitscheck der erste in der Stadt, der später „Rembrandt als Erzieher“, Dramen von Ibsen und die grünen Hefte der „Freien Bühne“ ganz vorn auf dem Tisch liegen hatte, so daß jeder sie sehen mußte, der eintrat.

Herr Rossitscheck versuchte zuweilen mit seiner treuerzigen, leisen Stimme System in die Lektüre der Invasion zu bringen. Aber als die Jungen endlich den Unterschied zwischen „Nora“, dem „Volksfeind“ oder John Stuart Mill und dem Herrn von Nigerl kapiert hatten, war das Abiturium und der Laden mitsamt dem Basar schon in der Vergangenheit verschwunden. –

Sooft ich im Laufe meiner Lebenszeit in meine Vaterstadt zurückkehrte, von vielfachen Reisen, oft in der schmerzhaften Absicht, Fuß zu fassen und zu bleiben,

versuchte ich es, den Buchhändler aufzutreiben. Der Bau der Basilika war beendet. Ich suchte und suchte nach dem schwarzbärtigen Rossitscheck, der uns Ibsen zugeschoben hatte, wenn wir Pötlz verlangten, und der uns die kostspieligen Bücher aus dem Stuttgarter Verlag Dietz auf unsichere Abzahlung preisgegeben hatte. Eines Tages entdeckte ich ihn, ziemlich lange nach dem Abiturium. Er war nun Gehilfe in einem Buchladen nicht ganz sauberer Art, in der Nähe des Museums. Er schien bedrückt zu sein, als ich mit ihm sprach. Im Laden lag ein Tisch voll mit Büchern der Naturheilkunde, er hatte die Abteilung ganz vorn bei der Tür eingerichtet. Er selber hatte diese Wissenschaft oder Kunst mit ganzer Hingabe in sich aufgenommen und ließ es sich angelegen sein, daß keiner, der den Laden betrat — etwa um ein Werk des berühmten Budapester Verlags Grimm zu kaufen — achtlos an dem Tisch mit den Werken der Naturheilkunde vorübergehe.

Er gab mir auch einmal eine Broschüre über diesen Gegenstand auf die Reise mit und ich las sie mit Interesse, denn Rossitscheck selbst war unter einem Pseudonym der Verfasser.

Etliche Jahre später war ich abermals heimgekehrt. Gleich in den ersten Tagen begegnete ich ihm auf der Straße. Er erzählte mir, er habe seinen Beruf gewechselt und sei jetzt Heilmagnetiseur. Ich sprach mit verschiedenen Leuten und erfuhr, daß er schon recht bekannt sei. Er hatte Heilerfolge aufzuweisen, es kamen sogar aus der Provinz Leute zu ihm. —

Ein Freund, der mich, wieder ein paar Jahre später, in Berlin aufsuchte, erzählte mir, was sich dann weiter mit Rossitscheck begeben hatte. Abermals hatte er umgesattelt. Aus seiner Heilpraxis hatte er so viel erübrigt, daß er in den Ofner Bergen einen großen Obstgarten kaufen konnte. Mein Freund war einmal im Herbst dort hinaufgestiegen und hatte den Buchhändler mit seiner Familie, ein paar frischen jungen Mädchen und einem kleinen Knaben, unter Pflsichbäumen beim Einheimsen des Segens gefunden. Er zeigte meinem Freund

sein Spalierobst, das er mit Mühe und Liebe zu einer hohen Vollendung emporgezüchtet hatte. Überhaupt war jeder Baum und Strauch im weiten Garten, von dem man einen Blick auf das prächtige Hügelgelände tun konnte, in besonderer Weise behütet und gedieh wie in einer Familie, in der Einvernehmen herrscht.

Mein Freund berichtete, Rossitscheck, der doch an die siebzig Jahre zählen mußte, sei gar nicht alt zu nennen; sein Bart sei noch eher schwarz als grau, seine treuerherzigen Augen und warme leise Stimme seien geblieben, wie sie uns in Kindesjahren vertraut waren.

Ich beneidete Rossitscheck oft um sein Leben, das einen guten und tiefen Sinn gehabt hat, obzwar er ja seinen Beruf so oft gewechselt hatte. Es ist ja doch kein so großer Unterschied zwischen dem Obstzüchter, der mit dem Pfropfmesser vor seinen Spalieren steht und dem Buchhändler, der im kleinen Laden ein Heft Ibsen verkauft, wo man zwei von Pötzl zu kaufen hereingekommen ist.

Sicherlich hatte er mehr Fähigkeit und tieferen Beruf zum Menschenbildner als die Mehrzahl der beschränkten und eingebildeten Tyrannen und Rechtshaber, deren Willkür wir acht Jahre lang willenlos preisgegeben waren. Komme ich noch einmal heim in meine Vaterstadt, dann will ich mit dem Freund meiner Jugend sprechen, wie in den alten Tagen der „Invasion“.

Mein Großvater stirbt

So etwas Absurdes, wie den Salon in der Wohnung meiner Großeltern habe ich mein Lebtag nicht wieder gesehen. Ein paar riesige, mit gelbem Damast gepolsterte, aus zitronengelbem Holz gefertigte Möbel, ein zitronengelber Flügel, zitronengelbe Tische standen in einem Raum, dessen Tapete Tausende von leeren ovalen Rahmen vorstellte, ganz weißen, leeren Ovalen, die auf hellgrauem Grund durch flatternde graue Girlanden

verbunden waren. Es fror einen in diesem Raum auch bei hellem Sonnenschein. Indes die Sonne schien selten voll in die enge Gasse.

In diesem Salon war der Sarg aufgebahrt, in dem der Vater meiner Mutter ruhte. Zwei alte Männer, von der jüdischen Gemeinde bestellt, hielten die Totenwacht. Zylinder auf dem Kopf, eng in zugeknöpfte Paletots gezwängt, wiegten sie betend den Oberkörper nach vorn und zurück, stundenlang hin und her. Eine Menge Kränze lag um die Bahre. Das entsprach keineswegs den rituellen Vorschriften, aber man hielt sich nicht so genau an den Ritus.

Den schönsten Kranz hatte das Börsendirektorium gesandt, denn mein Großvater war Mitglied des Börsenschiedsgerichts gewesen, ein Mann von erprobter Rechtlichkeit, wegen seiner Besonnenheit und weisen Urteile weithin berühmt.

Ich war gerade im Salon und stand beim Sarg, als draußen im Vorzimmer schrilles Geschrei ausbrach. Das Geschrei entfernte sich sehr rasch durch die Zimmer, mehrere Stimmen zeterten durcheinander, während das Geschreidereinen in lautes Schluchzen überging. Draußen auf dem Korridor, der um den weiten, offenen Hof des Hauses lief, schluchzte die Stimme noch eine Weile weiter.

Was war geschehn? Eine Frau, in schwarzer Kleidung, schwarzem Kopftuch, wie eine Kleinbürgers- oder Arbeiterfrau anzusehn, war mit einem Kranz erschienen, den sie am Sarg niederlegen wollte. Man hatte sie daran gehindert, sie mitsamt dem Kranz zur Tür hinaus und über die Treppe hinunter gedrängt. Wie ich später hörte, war die Frau eine natürliche Tochter meines Großvaters gewesen. Da sie nicht der Gesellschaftsklasse angehörte, zu der unsere „Patrizierfamilie“ sich rechnete und somit sozusagen einen Schandfleck auf unserer Ehre vorstellte, hatte man den Skandal im Keime erstickt und der Frau nicht erlaubt, daß sie den Kranz an dem Sarge ihres Vaters niederlege. —

Nächsten Morgen fand im Hofe des Hauses die Trauerzeremonie statt. Der gelehrte Rabbiner Doktor Kayser-

ling hielt die Trauerrede und der geräumige Hof war voll von Herren in Trauerkleidung, gewichtigen Männern der Börse, der Stadtverwaltung, der jüdischen Gemeinde, überhaupt des öffentlichen Lebens von Budapest. Oben auf dem Korridor saßen die Frauen, im ersten Stockwerk vor der Küchentür der Großelternwohnung meine Großmutter mit ihren Töchtern. Man hatte ihnen Stühle hingestellt, aber Großmutter, Mutter und Tante Rosine beugten sich so weit über das Geländer, daß man sie mit Mühe zurückhalten mußte; es war, als wollten sie sich in ihrem Schmerz auf den Sarg hinunterstürzen. Auch die anderen Frauen der Familie weinten laut, sowie im oberen Stockwerk die Hausbewohner. Wehklagen und Schreie tönten, mit erschütterndem Schluchzen vermischt, in den Gesang des Synagogenchores hinein, den in der Ecke des Hofes ein Mann im Talar und seidener Mütze dirigierte. Als der Sarg dann, von den Männern der Gemeinde emporgehoben, durch den Torweg in die enge Gasse hinausschwankte, steigerten sich Wehklagen, Schluchzen und Geschrei der zurückbleibenden Frauen derart, daß die Männer, die sich in dunklen Scharen zum Hof hinausbewegten, mit entsetzten Blicken hinaufschauen mußten. Die Gasse wurde fast gesprengt vom Zuge. —

★

Am Abend versammelten sich die Männer der Familie im zweiten Stock des Hauses, im Herrenzimmer meiner elterlichen Wohnung. Durch den Fußboden hörte man Schluchzen, einzelne laut herausgeschriene Worte. Unten saßen die Frauen. Besonders das Wehklagen meiner Großmutter wollte gar nicht aufhören.

Da mußte ich daran denken, wie oft ich durch diesen selben Fußboden das laute Keifen und Schelten dieser Stimme gehört hatte, wenn mein Großvater aus der Sitzung, in der er zu amtieren hatte, verspätet nach Hause gekommen und die Suppe kalt geworden war. In den Pausen zwischen dem Zanken der Frauenstimme konnte man dann die ruhige, leise Stimme des alten

Mannes sich entschuldigen hören. Jeder von uns in den beiden Stockwerken des Trauerhauses wußte genau, wie sehr das Leben meines stillen, den Frieden liebenden Großvaters durch die harte, an Kleinlichkeiten sich heftende Nörgelsucht seiner Frau verbittert worden war. —

Die Männer der Familie saßen also im Herrenzimmer. Ich sah sie jetzt, was selten vorkam, alle beisammen. Meinen Vater und seine drei Brüder unter den anderen. Man hätte sie niemals für Brüder gehalten. Onkel Willi, der älteste, der „Pächter“, breit und schwerfällig, mit dem derben, rötlichen Gesicht eines ungarischen Dorfpatriarchen; Onkel Leopold, der jüngste, schlank, hochgewachsen, wie ein englischer Citykaufmann oder zum Lord beförderter Fabrikant, mit leicht ergrauten Bartkoteletten; Onkel Emanuel, der zwei Haupttreffer gewonnen hatte, hakennasig und von hektischer Lebhaftigkeit, der einzige, der im Äußeren und Gehaben den Juden verriet — im Gegensatz zu meinem Vater, der, hübsch und von anmutigem Wesen, spitzbärtig und sehr gepflegt, noch am ehesten seinem jüngsten Bruder ähnelte. Außerdem war auch noch der Mann von Tante Rosine da, der Rechtsanwalt und Syndikus des Wiener Kreditorenvereins, in Budapest ansässig, genauestes Abbild des Wiener Bürger-Patriziers der Makart-Epoche.

Gelegenheiten wie diese traurige führten die Familie von Zeit zu Zeit vollzählig zusammen. Der seit Trennung der Firma gelockerte Zusammenhang der Brüder war für Tage und Stunden behoben. Man sah es nun deutlich: von einem Zerfall konnte nicht die Rede sein, andererseits aber war, so wenig wie äußerlich, in tieferem Sinne Zusammengehörigkeit der Familienmitglieder wahrzunehmen.

Ich war schon alt genug, um im Zimmer sitzen zu dürfen und hörte in einer Ecke zu. Gerade sprach ein mir unbekannter älterer Mann, Bruder des Verstorbenen, Kaufmann aus der südwestungarischen Kleinstadt Veszprim. Ich sah ihn zum erstenmal und hatte den Eindruck, daß mein Vater und die anderen ihn seit der Hochzeit meines Großvaters nicht gesehen hatten.

Merkwürdig — wie wenig ich von unserer Familie wußte! Ich erinnerte mich nicht, daß man je von meines Großvaters Familie im Kreise meiner Leute gesprochen hätte — aber auch meine eigenen Vorfahren verschwanden völlig im Nebel der Vorzeit. Alles, was ich über den Vater meines Vaters und Begründer der Firma Baruch Holitscher & Söhne wußte, war: er hatte in seinem Wohnort Debreczin solches Ansehn genossen, daß die Glocken aller Kirchen geläutet wurden, als er starb, obwohl er strenggläubiger Jude war. Außerdem spukte noch die Erinnerung an eine längstverstorbene Verwandte, die mit dem Freiheitshelden Ludwig Kossuth in irgendeinem Zusammenhang gestanden hatte, durch die Familie.

Vielleicht wußte nur ich so wenig von der Familienchronik, weil ich mit meiner Mutter auf schlechtem Fuße stand? Vielleicht war aber das Einvernehmen der Familienmitglieder untereinander ebensowenig fest wie meines mit ihnen. Als der Veszprimer geendet hatte, es war von einem Hausbesitz in Veszprim die Rede, trat Schweigen in der Runde ein. Ein paar Minuten hindurch herrschte nachdenkliche Stille. Da bemerkte ich plötzlich, wie mein Vater und seine drei Brüder im selben Augenblick intensiven Nachdenkens, alle zugleich, leidenschaftlich und selbstvergessen an ihren Nägeln kauten. Das war eine üble Angewohnheit, die mir und, wie ich wußte, meinen Vettern und Kusinen mit größter Strenge ausgetrieben wurde.

Die Zusammengehörigkeit der Familie! Sie bestand also trotz alledem! Wie ja ein anderer Beweis für ihr Vorhandensein in jenem Augenkatarrh zu finden war, von dem, wie von einer Seuche, wir Kinder meiner Generation regelmäßig im Frühjahr befallen wurden!

✱

Die Zusammengehörigkeit wurde nach außen hin am deutlichsten offenbar, wenn das Prestige des Namens bedroht war. Verarmte Mitglieder mußten, nicht so sehr um der Charitas willen, sondern aus dem oben erwähnten

Grund, gestützt werden, auf Abwege Geratene waren still und unauffällig zu beseitigen. Die notwendig gewordene gemeinsame Aktion einigte die verstreuten Kräfte und die auseinanderstrebenden, wiewohl auf das gleiche Ziel, nämlich materiellen Wohlstand, gerichteten Tendenzen der Familie. Insbesondere die Ehemänner der zahlreichen Nichten bedurften häufig solcher Aktionen. Sie waren samt und sonders arm und erreichten weder das materielle, noch das gesellschaftliche Niveau der Holitschers. Mit manchen experimentierte man lange, bis sie saniert waren, und ließ sich diese Experimente ein schönes Stück Geld kosten. Onkel Bernhard wurde eine Konzession gekauft, und die Kinder-schar des Onkels, die auf den Omnibussen der Linie, die nun Onkel Bernhard gehörte, die Kontrolle ausübte, mußte gelegentlich unterstützt werden. Onkel Wiltschi saß, auf der Höhe seiner Lebensbahn, eines Tages zerknirscht, in Tränen gebadet, vor meiner strengen Großmutter und meinem milden Großvater und verabschiedete sich. Er hatte ein Billett nach Amerika in der Tasche, und das bedeutete in jener Zeit, daß man undurchsichtiger Geschäftsmanipulationen bezichtigt worden war. Er wurde drüben, in Cincinnati, in der Tat ein rechtschaffener Mensch und Zigarrenfabrikant, und um Weihnachten stellten sich pompöse, mit Bauchbinden versehene Zigarren in Kisten, auf denen Onkel Wiltschis Name stand, unter den Christbäumen der Familie ein. Aber auch der krasseste Undank, den die Familie zuweilen erntete, wie vom „Sohn der Doktorin“, der, kaum flügge geworden, die Wohltäter nicht mehr wiedererkannte, stärkte die Fiktion, daß man eine Familie war, mit gemeinsamen Interessen und einheitlicher Weltanschauung.

Ein weiterer, nicht minder wichtiger Anlaß kam dem leicht erlahmenden Solidaritätsgefühl zu Hilfe. Das war: wenn eine fremde Familie durch Heirat sich dem Kreis der eigenen näherte. Bei solchen Anlässen trat Tante Bettys Sohn, der Bankbeamte und anerkannte Witzbold der Familie, auf den Plan. In boshaften

Wortspielen wurden Namen und Äußeres, hervorstechende Eigenschaften oder Mängel der Braut, des Bräutigams und ihrer Sippe verspottet. Bonmots machten die Runde an den Tafeln der weitverzweigten Familie, ebenso offenkundige oder weniger bekannte Einzelheiten aus der Chronik jener Eindringlinge, Klatsch und üble Nachrede. Die Fremden mußten sich lange Zeit hindurch wie Angeklagte wehren; manche wurden überhaupt nicht als gleichberechtigt aufgenommen, und diese zogen dann renitente Mitglieder der Stammfamilie aus dem ohnehin lockeren Zusammenhang zu sich hinüber.

Daß es aber, über all den Wechselfällen des äußeren Lebens, ein tief im Wesen der bürgerlichen Familie verwurzeltes, der Selbsterhaltung der Sippe entsprungenes Gesetz gab, das den, der gegen es verstieß, fast automatisch, wie einen schädlichen Fremdkörper aus der Gemeinschaft ausschied – das erfuhr ich am eigenen Leibe. Ich erfuhr es, als ich meinem selbstgewählten Beruf folgte, der mich außerhalb der Norm des Bürgerlichen führte, und der zugleich Anmaßung, Unreellität in geistigen und materiellen Dingen bedeutete. Im Widerstand und in der Befehdung dessen, den Anlage und Schicksal aus dem Zusammenhang der wohlgesicherten Gemeinschaft hob, dessen Lebenstrieb sich nicht in den herkömmlichen Formen der Selbstbehauptung äußerte, begegneten sich alle Instinkte der aus so vielen Gründen zerklüfteten Familie, der Kaste, der Klasse, in primitiver, bedingungsloser Solidarität. Zudem war man dem Ausnahmefall gegenüber nicht zu der Leistung verpflichtet, die, wie ich erwähnt habe, jenen verarmten oder auf Abwege geratenen Familienmitgliedern gegenüber am Platze war. Es waren ja keine äußeren, normalen Veranlassungen: schlechte Geschäfte, oder widrige Zufälle, die ihn verschuldet hatten. Schlechte Geschäfte, falsche Berechnung konnten noch den Solidesten aus der Bahn schleudern; man wußte, man hatte erfahren, wie das zugging. Wer aber aus freien Stücken, eigenem Willen, übermütigem Besserseinwollen, hochmütigem Dünkel der Gemeinschaft entwich, dessen Erhaltung

forderte die Gesellschaft nicht. Im Gegenteil – die Gesellschaft sah es gern, wenn die Familie ihn verderben ließ. Denn er war der Feind. –

Es ist viel vom Familieninstinkt der Juden die Rede. Im Treibhaus des Gettos soll er besonders stark emporgeschossen sein. In der Tat weist der Instinkt der christlichen Familie, wie ich das im Laufe meiner späteren Lebensschicksale erfahren habe, gewisse Abweichungen vom spezifisch jüdischen auf. Im Grunde aber handelt es sich, bei einer anders geratenen Mischung von Vorurteilen, Interessen und Leidenschaften, doch nur um Temperamentsunterschiede. Im Grunde handelt es sich bei dem Problem der bürgerlichen Sippe, hier wie dort, im wesentlichen um dasselbe.

*

Meine Eltern führten eine glückliche Ehe. Auch die Ehen im nahen Umkreis um die meiner Eltern waren, mit geringen Ausnahmen, glückliche. So wie, vom Gesichtspunkt bürgerlicher Wohlanständigkeit betrachtet, diese selben Ehen – mit denselben geringen Ausnahmen – einwandfrei genannt werden konnten.

Meine Mutter hatte, nach einer langen Verlobungszeit mit einem Wiener Fabrikanten, einige Tage vor der Trauung erklärt, sie könne nur dem Bruder ihrer Mutter, d. h. meinem Vater, angehören, und diese Ehe bestand Jahrzehnte hindurch als eine Liebesehe. Mein Vater folgte der energischen, autoritären Frau, die in ihrer Jugend sehr schön gewesen war, und deren geistige Überlegenheit er anerkannte, mit der Weichheit und Güte seines Konflikten und Beunruhigungen ausweichenden Charakters. In den praktischen Dingen seiner Existenz scheint er an meiner Mutter keine Stütze oder Ratgeberin gehabt zu haben. Das lag ja vorwiegend an der Erziehungsweise der jungen Mädchen unserer Gesellschaftsklasse in jener Zeit, wie auch heute. Und dies ging so weit, daß er, als er, fast völlig ruiniert, starb, meine Mutter in vollkommener Überraschung und Verzweiflung angesichts der Sachlage hinterließ.

Wir drei Kinder aus der Ehe unserer so nah verwandten Eltern waren in Abständen von sieben Jahren geboren, hatten gefährliche Krankheiten durchzumachen, die unsere Eltern mit tiefer Sorge erfüllten. Dagegen schienen die ausgesprochenen Zeichen körperlicher Degeneration, die uns, zum Teil bereits aus dem Erbe des verdorbenen Bluts jenes unbekannten Vorfahren, belasteten, das Eheglück unserer Eltern nicht zu trüben. Sie machten sie, wenigstens mir, dem Erstgeborenen gegenüber, der ich die Last dieses Blutes am schwersten zu tragen bekam, auch nicht milder, gerechter, verständiger, als sie es von Natur bereits waren und nicht waren.

Eine wenn möglich noch harmonischere Ehe führten Rosine und ihr Mann. Meine Tante war eine etwas verkümmerte, unglückliche junge Frau, die in den ersten Jahren ihrer Ehe innerhalb derselben Woche ihre beiden lieblichen Kinder an einer tückischen Krankheit sterben sah. Als in den nächsten Jahren zwei Söhne geboren wurden, war das Familienleben dieser vier Menschen das innigste, das man sich vorstellen konnte. Mein Onkel, der Syndikus, wohnte im Palast des Prinzen von Koburg, dessen Rechtsanwalt er war. Im Gehaben und Auftreten war er, wie erwähnt, ein exaktes, bis ins geringfügigste Detail korrektes Abbild des gepflegten Wiener Bürgerpatriziers der christlichen vornehmen Welt. Er hatte des öfteren in Wien zu tun und vervollkommnete sich und sein Pester Milieu jedesmal – ein Wunder der Assimilationsfähigkeit – denn er stammte aus einem kleinen jüdischen Dorf Mittelungarns, in dem seine Brüder, die sich der Gewalt ihrer Umgebung kaum entziehen konnten, rettungslos verdarben. Bei feierlichen Gelegenheiten legte er den Ernestinischen Hausorden an und ähnelte nun vollkommen dem Diplomaten der nachmetternichschen Ära. Als die Ehekonflikte des Prinzen offenkundig wurden und die Prinzessin Luise, die man im Erdgeschoß des Palastes bei den Pferden, die in Marmorställen standen, aus und ein gehen sah, plötzlich die Stadt verließ, stieg mein Onkel in erhöhtem Maße in der Gnade des Prinzen.

Mein unbeschränkter Neid galt den Söhnen des Onkels. Nach dem Tode der beiden ersten Kinder geboren, besonders von ihrer Mutter mit übertriebener Zärtlichkeit betreut lebten sie ihre Jugend dahin, durften jeden geringsten Wunsch erfüllt sehen. Sie hatten nicht unter den Konflikten zu leiden, die mir Kindheit und Elternhaus vergällten!

Waren es denn eigentlich Konflikte? Man konnte mein Unglück im Elternhaus wohl nicht aus Konflikten erklären. Eher noch war es ein System, dessen Opfer ich blieb. Ich sollte ständig bei schlechtem Gewissen gehalten sein, als habe ich soeben etwas verbrochen. Aber war es denn solch gefährliches Verbrechen, wenn ich einmal die Aufgabe nicht gut gelernt, Herrn Patti, dessen Gegenwart ich nicht ertrug, eine unwirsche Antwort gegeben, eine Tür zu schließen, eine Serviette zu falten vergessen hatte?

Ich hatte mir ein inneres seelisches Tribunal konstruiert, mit Richtern, Geschworenen, einem Staatsanwalt – ohne Verteidiger, denn ich war Verteidiger und Angeklagter zugleich. Auf diesem Theater der Seele spielte ich mir jahrelang den ewigen Prozeß meiner Kindheit vor, zumeist auf dem Weg zur Schule, über jenen öden Waitzner Boulevard. Die wichtigen Dinge, die Vater mit Mutter besprach, durfte ich nicht hören. Warum wurde ich aus dem Zimmer geschickt, wenn die Rede auf diese Dinge kam? Geschah dasselbe im Hause Rosinens, bei Bobolo, bei den Kindern Olgas, Henriettens? War es Strafe für meine Sünden, oder nur Teil des Erziehungssystems, oder Bequemlichkeit? War es, weil ich nicht folgsam genug war? Oder weil meine Erziehung so viel Geld kostete, wie mir einmal versichert wurde, als Herr Klavierlehrer Major grimmig auf die Tasten losschlug, weil ich die Tonleiter mit unrichtigem Fingersatz genommen hatte? Erwartete ich zu viel von den Eltern? Von meiner Mutter? War mein übergroßes Bedürfnis nach Liebe und Streicheln, mein Hang, zu jemand zärtlich sein zu dürfen, ein Fehler, der mit eiserner Strenge korrigiert werden mußte? Instinktiv fühlte

ich dieses selbe Anschmiegsbedürfnis bei meinem Vater, aber er folgte dem Erziehungsprinzip Mamas in allen Stücken. Durfte überhaupt keine Liebe, keine Herzlichkeit zwischen Eltern und Kindern aufkommen? Nur Respekt und Strenge? Waren wir zwei geschiedene Welten? Taten jene Eltern, Rosine, Bobs Mutter, nur so herzlich, wenn ich zugegen war, und wurden streng, sobald sie mit ihren Kindern allein blieben? Was war sie denn nur, diese Eismauer? Ich frug mich, ob ich meiner Mutter bei meiner Geburt am Ende solch übergroße Schmerzen verursacht hatte, daß sie mich zeitlebens dafür büßen ließ? Als kleines Kind war ich trotzig, wenn ich gescholten wurde, jetzt saß ich wochenlang stumm am elterlichen Tisch, küßte die Hände der Eltern beim Kommen und Gehen, sah in den Teller und sagte Danke. Ich schämte mich, bei Bobolo, bei Olga Klage zu führen, wurde ein scheues, abseitiges Wesen, fühlte mich irgendwie ausgestoßen. Das Tribunal sprach mich zumeist frei. Auch Rosine tat dies meistens. Ihr glaubte ich, mein Leid klagen zu dürfen. Sie erriet es, wenn ich, stumm und verstört, zu ihr und zu den Buben kam.

*

Aus welchem Grunde verfolgte und haßte meine Mutter ihre einzige Schwester mit solch rätselhaftem, unerklärlichem, fast physiologischem Haß? Es waren durch Geburt, Herkunft, Erziehung und geringen Altersunterschied, durch materiellen Wohlstand alle Bedingungen erfüllt, daß sich die beiden Schwestern, Hermine und Rosine, im Elternhaus lieben, daß sie ihr Leben froh und harmlos dahinleben konnten. Zudem war meine Mutter die Schöner, war beliebt, umworben. Warum haßte sie die Schwester so?

In Wirklichkeit habe ich selten wieder im Leben einen solch tiefgehenden, bitteren, durch nichts zu stillenden, elementaren Haß, eine solch teuflische Sucht, zu schaden, anzuschwärzen, bei zwei Menschen beobachtet, wie sie zwischen diesen beiden Töchtern derselben Mutter bestand.

Woher kommt dieses Gift in die Gemüter gerade der nächsten Verwandten? Ich selber war von ihm infiziert, haßte jahrelang meine um sieben Jahre jüngere Schwester, ein ganz gutartiges, dabei schwerleidendes Geschöpf, mit einem mir selber unerklärlichen Haß — und war doch sonst gegen meine Freunde, gegen einige wenige ältere Menschen, gegen meinen Vater, von überquellender, sentimentaler Zuneigung! Über den Haß, mit dem ich insgeheim meine Schwester verfolgte, wußte ich mir keine Rechenschaft zu geben. Ich vermied es ängstlich, mich vor dem Tribunal der Seele dieses Vergehens anzuklagen.

Wenn ich zuweilen, unglücklich über die Kälte meiner Mutter, hinüberlief in das schöne, so warme Heim Rosinens, wurde ich von der Tante mit Zärtlichkeit aufgenommen. Ich durfte mich beklagen, ausweinen. Ich tat es ausgiebig. Erst später fühlte ich heraus, daß Rosinens Liebe und Freundlichkeit zu mir von der Absicht herrührten, mich der verhaßten Schwester noch gründlicher zu entfremden. Eine Zeitlang hielt ich die beiden Söhne meiner Tante aus demselben Grund für meine nächsten Freunde — fast so nahe und meinem Herzen so innig verwandt wie meinen treuen Bobolo; dann aber lehrte die Erfahrung bald die Starrheit des Egoismus erkennen, der sich in allzusehr vom Glück im Elternhause gewiegt, eingelullten Menschenseelen entwickelt. —



Der Beruf und die Geschäfte meines Onkels, des Syndikus, waren mir einigermaßen klar; er war Rechtsanwalt, das war etwas Alltägliches. Aber wenn ich und wenn meine Vettern und Kusinen uns fragten, was unsere Väter für Geschäfte betrieben, dann tappten wir im Dunkeln. Mein Vater reiste zuweilen auf die Güter des Hochadels und der Erzbischöfe, kaufte die Getreidefechtung und das Ergebnis der Schafschur auf, um beides dann vorteilhaft weiterzuverkaufen. Auch das war nichts Unverständliches. Aber wir hörten oft, daß unsere Väter „an der Börse spielten“ und daß dies mit ihren

Geschäften in Zusammenhang stand. Was das zu bedeuten hatte, darüber hatten wir Kinder sehr unklare Vorstellungen. Da im Börsengebäude auch der Klub der Kaufleute sich befand, und mein Vater beim Abendessen oft von seinen allnachmittäglichen Kartenpartien berichtete, lebten wir lange im Wahn, das Börsenspiel unserer Väter sei eine Kartenpartie. Und um vieles besser war es ja wohl auch nicht. —

Die Frauen aber beschäftigten sich — mit Ausnahme Wilhelminens, der mondänen Frau des jüngsten der Brüder — den größten Teil des Tages über mit Reinemachen ihrer umfangreichen Wohnungen.

Das „Herausgeben“ an die Köchin aus der wohlverschlossenen Vorratskammer leitete den Tag ein. Der Nachmittag gehörte Besuchen und Besuchsempfängen, den „jours fixes“, von denen auf jeden Tag einer bei einer anderen Tante oder Freundin fiel — aber die wichtigste, zentrale Angelegenheit des Tages blieb das Reinemachen.

Die Beschäftigungen der Frauen der älteren Generation! Ich sehe immer noch die Mutter Brust vor mir, die Frau des Millionärs und Kattunhändlers Brust aus der Kronengasse, die mit ihren beiden Dienstmädchen täglich von sieben Uhr früh bis Mittag die Zimmerflucht ihrer Wohnung fegt, scheuert, Bronzen, Porzellanfiguren, Vasen, Tischchen, Decken, Albums Stück für Stück aufhebt, abstäubt, fünf, sechs Jahrzehnte lang, Tag um Tag, Sommer und Winter — obzwar Gäste äußerst selten auch nur in einem dieser Prunkgemächer verweilen, sich niederlassen, geschweige denn sich wohl und heimisch fühlen — sie sind ja nicht einmal eingeladen! Und dasselbe Fegen, Vorhänge-, Teppiche-, Tischchen-, Wände-, Vasen-Reinmachen, tagtäglich, im Kopftuch, wollener Bluse und Schürze, alten Lederhandschuhen, mit Staubtuch, Flederwisch und Bürste, die Dienstboten antreiben, selbst hantieren, von Zimmer zu Zimmer, Salon zu Salon, in beiden Stockwerken meines Elternhauses; unten Großmutter, oben Mutter, die Sisyphusarbeit mit Liebe und innerem Anteil verrichtend, die Habe täglich Stück

um Stück sauber und neu erhaltend, Jahrzehnte hindurch, bis zu dem Tage des Todes, der unvermeidlichen Auflösung in Staub!

★

Das Elternhaus war ein zwei Stock hohes Gebäude in einer kleinen Seitengasse der Andrassystraße, die zu jener Zeit noch Radialstraße hieß. Das Gäßchen mündete in den Opernplatz und hatte, wie alle Gassen um die Oper, einen schlechten Ruf. Unser Haus war alt, billig erstanden und besaß riesige Fronräume, wahre Empfangssäle, viele Fenster breit – und diese Fenster gingen auf die enge Gasse, die solch schlechten Leumund hatte und nach dem armen Mann Lazarus der Bibel benannt war. –

Ein öffentliches Haus, das heißt ein Bordell, ebenerdig, mit grünem Tor und grünen, stets geschlossenen Fensterläden stand unweit von meinem Elternhaus in unserer Gasse. Natürlich schadete es uns in beträchtlichem Maße, daß man mit dem Namen der Gasse einen schlechten Klang verband, und ich hatte den Eindruck, daß wir infolge dieses Umstandes in unserer auf ihr „Patriziertum“ stolzen Familie eine niedrigere Rolle spielten, als die Familien der Brüder meines Vaters, die wohl nicht in ihren eigenen Häusern, aber sämtlich in vornehmen Straßen und Vierteln der Stadt wohnten.

Meine Hauslehrer vermieden es, an dem anröchigen Haus mit mir vorüberzugehn. Dafür aber sah ich, wenn ich allein durch die Gasse ging, oft feingekleidete Herren und Damen in das Haus eintreten, dessen grünes Tor stets von einem unsagbar schmutzigen, langbärtigen Zwerg bewacht war. Sie schienen rasch, und so, als hätten sie etwas zu verheimlichen, dorthinein zu schlüpfen. Lange konnte ich es mir nicht erklären, was all diese eleganten Leute in dem armseligen Hause zu suchen hatten? In jener Zeit wurde viel über die Attentate der Nihilisten in Rußland geschrieben und gesprochen. Zar Alexander II. war ermordet worden, man hatte Verschwörungen unter den Mitgliedern des Hochadels

entdeckt, die Zeitungen waren voll von diesen Ereignissen, die Gespräche bei Tische drehten sich um diese Tatsachen. Ich dachte mir Nihilistenromane, geheime Zusammenkünfte vornehmer Verschwörer in dem kleinen geheimnisvollen Haus aus. Eines Tages war ich Zeuge einer Szene, die ich mir schwer erklären konnte. Eine sehr schön gekleidete, verschleierte Dame hatte offenbar in der Gasse gelauert. Ich sah sie, als ein junger Mann das Haus mit dem grünen Tor verließ, auf ihn losstürzen und ihn mit großem Gekreis durch die Gasse vorwärtstreiben. Der junge Mann flüchtete in den Torweg unseres Hauses, fiel dort auf die Knie vor der Frau, die ihn mit ihrem Sonnenschirm unbarmherzig schlug, er kniete ganz zerknirscht da, sein Hut war ihm vom Kopfe gefallen, er suchte die Hand, die ihn schlug, zu erhaschen, um sie zu küssen. Aber die Frau schlug nur immerzu blind auf den Knienden ein, bis schließlich der Hausbesorger erschien und die beiden aus dem Haus vertrieb.

Später erfuhr ich, und zwar eben durch den frühverdorbenen Knaben Mühlstein, welche Bewandtnis es mit jenem Haus in unserer Gasse habe! Ich fand nie den Mut, meine Eltern zur Rede zu stellen deswegen, daß wir in einer Gasse wohnen mußten, in der ein Bordell war. Wenn Schulkameraden mich besuchen wollten, gebrauchte ich immer Ausflüchte. Ich wollte nicht, daß sie sehen: ich wohne mit meinen Eltern in einer Gasse, in der ein Bordell ist.

✱

Auf unserem Flur im oberen Stock wohnte auch Herr Professor Jackl von der Handelsschule mit seiner Frau und seinen beiden Knaben, von denen der jüngere in meinem Alter stand. Emil, der ältere, verdiente sich schon sein Taschengeld als Hilfsorganist in der Leopoldstädter Basilika, die, wenige Schritte von unserer Gasse entfernt, noch im Bau, aber im Innern bereits fertiggestellt war. Er ging bei den Äbten des Klosters in der Steinbrucher Vorstadt aus und ein, war ein besonderer

Günstling des Paters Guardian und wollte später selbst in den Orden eintreten. Im Zimmer, das er in der bescheidenen Wohnung seiner Eltern mit seinem Bruder Józsi teilte, hatte er einen kleinen Hausaltar mit einer bunten Marienstatue, künstlichen Blumen und Wachskerzen gar herrlich aufgebaut. Hier zelebrierte er ganze Messen; sein Bruder erfüllte dabei die Funktionen des Meßknaben. Józsi aber hatte das riesige Theater aus Holzstücken, Pappe, einem Vorhang, Rampenlichtern und allem erdenklichen Zubehör eingerichtet, das auf dem Schrank oben stand, und wenn Vorstellungen stattfanden, auf den Tisch gestellt wurde. Auf diesem Theater konnte man Faust, Ernani, den Freischütz und die Zauberflöte spielen und die beiden Knaben teilten sich in die Rollen des Schauspielers und des Orchesters. Am Schlusse der Aufführungen wurden herrliche blaue und rote bengalische Lichter abgebrannt. Als die Stücke, zu denen die Figuren der Bühne gehörten, schon abgespielt und langweilig geworden waren, erfanden wir neue, aber es war nötig, daß Agathe, Donna Elvira, Mephistophiles und der Mohr Monostatos sowie Papageno in ihnen Rollen erhielten, die halbwegs ihrem Charakter und Kostüm entsprachen. Die Stücke bekamen durch die Mitwirkung Emils einen ausgesprochen religiösen Beigeschmack, was die Schwierigkeiten erhöhte. Der Lindwurm wurde mit dem Raub einer Jungfrau betraut, ein Eremit wurde zum unerläßlichen Hauptakteur. Oft erschien im bengalischen Licht unter Kolophoniumblitzen die Marienstatue auf der Bühne. Als Zuschauer wären wohl meine Schwester und ihre Bonne in Frage gekommen, aber meine Mutter verbot ihnen den Besuch der Wohnung. Ich durfte, wenn ich mich tadellos aufgeführt hatte, hinübergehen und spielen. Der gutmütige Professor Jackl saß in der ersten und einzigen Parkettreihe und applaudierte oder zischte, je nach dem Wert der Dialoge.

Zwei Jahre lang wohnte die Familie Jackl auf unserem Stockwerk. Eines Winternachmittags erschien der alte Professor, nachdem er schon einige Wochen

hindurch maßlose Eblust und eine ganz ungewohnte Gereiztheit an den Tag gelegt hatte, plötzlich mit einem Lehrbuch der Mathematik auf dem Korridor und fing mit lauter Stimme vor den aus allen Türen herauslaufenden Hausbewohnern an, einen wirren Vortrag mit vielen Wiederholungen derselben komplizierten Fremdworte und Fachausdrücke zu halten. Es waren die ersten Symptome der rapid verlaufenden Gehirnerweichung. Die verhärmte, in häuslicher Arbeit ganz verbrauchte Frau des Professors stand händeringend in der offenen Tür ihrer Küche. Bald darauf zog die Familie aus. Ich bin Józsi, der Beamter geworden ist, Jahre später begegnet; Emil lebt im Vorort als Organist in der Nähe des Klosters, in das er nicht eingetreten ist. Er hat einige Kirchenstücke für Gesang und Orgel komponiert, die man in den Kirchen Ungarns zuweilen hören kann. —

*

Flink wie ein Wiesel läuft die kleine schiefe Friseurin Madame Kolben von einem Haus zum anderen. Sie behandelt die Köpfe der Frauen aus den „Patrizierfamilien“ und ihre Ohren. Klatsch trägt sie treppauf, treppab aus den Häusern in die Häuser, durch die ganze Stadt.

Morgens, ehe ich zur Schule gehe, wird das „Neue Pester Journal“ gebracht. Nachmittags, ehe ich zur Schule gehe, die Wiener „Neue Freie Presse“.

Zwischendurch erscheint die „Schwäbin“ mit Gemüse und Obst aus den Ofner Bergen. Der „Zubringer“ mit neuen Dienstboten, die ihr Dienstbüchlein befangen zwischen den Fingern drehn. Der Bettler, vom „Heiligen Verein“ empfohlen. Der „Tägesser“, für den im Vorzimmer gedeckt ist. Unten im Hof schreit es „Hand-leeeee!“ Dann kommt jener Blinde, der die ungarische Nationalhymne und das Kossuthlied so schön singen kann.

Abends, wenn ich aus der Schule heimkehre und Tee und einen Apfel erhalte, sitzt meine Mutter bei der Wäsche flickerin Frau Kauders, einer alten, vielbeschäftigten Person, die die Patrizierfrauen sich monatelang

streitig machen. Frau Kauders hat einen Mann, der nichts verdient, und einen ungeratenen Sohn. Auch sie erzählt allerhand, was in der Stadt und in der Welt vorgeht. Besonders scharf hat sie es auf die „Sezelisten“ abgesehen, von deren Untaten man in der Stadt eben zu sprechen anfängt. Was die „Sezelisten“ sind, wird aus Frau Kauders' Reden nicht ganz klar. Es scheinen Leute zu sein wie die Nihilisten, die in Rußland Zaren umbringen. Auf alle Fälle sind es Leute, die nicht arbeiten wollen. Frau Kauders' Sohn ist „Sezelist“. —

Ritualmord und Theaterbrand

Eines Tages ereigneten sich in Ungarn, in dem kleinen Orte Tisza-Eszlár, die bekannten Vorgänge, an die sich der berühmte Ritualmord-Prozeß knüpfte. — Und eines Tages brannte in Budapest das Deutsche Theater in der Wollgasse ab. — Das ist die chronologische Reihenfolge zweier Ereignisse, die im Grunde nichts miteinander zu tun hatten. Zwischen den beiden verflossen einige Jahre. — Wenn ich mich an diese beiden markanten Vorfälle, die sich während meiner Jugend zutrugen, erinnere, scheinen sie mir gleichzeitig geschehen zu sein und stehen in unauflöslicher Beziehung zueinander, verschmolzen vor meiner Erinnerung da. —

Die beiden Taten trafen und erschütterten Gesellschaftsklasse und Rasse, denen ich angehörte, in heftigster Weise. Durch beide Ereignisse fühlte sich die jüdische Bourgeoisie aufs höchste bedroht, nicht so sehr in ihrem materiellen Bestand, eher in den geistigen, den sittlichen Grundlagen ihrer Existenz unter dem ungarischen Volk, dem „Wirtsvolk“. Sie setzte sich zur Wehr und die Jahre meiner Jugend sind gezeichnet durch diesen Kampf gegen die fremde Umwelt, in der man sich zu behaupten hatte, mit der man zugleich den Kontakt bewahren mußte, wollte man sich der Vorteile, die das Land bot, und die man innerhalb des fremden Volks

und auf seine Kosten bereits errungen hatte, ungestört weiter erfreuen.

Ja, man lebte unter einem magyarischen Volk und fühlte und sprach deutsch. Besser gesagt: man sprach deutsch und fühlte nichtmagyarisch. Außerdem lebte man ja, ob man wollte oder nicht, im „Galuth“, dem Exil, und das Wirtsvolk gab es einem zu verstehn, daß man geduldet, und zwar mit ungeduldiger, zuweilen versagender Nachsicht geduldet war.

Welcher Art war denn dieses Judentum und welcher Art das Deutschtum, zu deren Verteidigung die jüdische Bourgeoisie Budapests sich nach Tisza-Eszlár und etliche Jahre später nach dem Wollgassenbrand zusammenschloß? Wehrte man sich seiner Existenz oder verteidigte man sich lediglich gegen die immer dringender werdende Notwendigkeit religiöser und sprachlicher Anpassung? Hatte man jenes besondere Kultur-niveau aufrechtzuerhalten, von dem die alte Gänsestopferin so stolz gesprochen hatte? Fühlte man sich als einen etwas zu weit nach Osten vorgeschobenen Posten westlicher Zivilisation, als Verteidiger und Champion des Rechtes westlicher, vornehmlich deutscher Kultur, oder aber des gesamten Weltjudentums? Was war es eigentlich, das den Aufruhr in Gemeinde und Gesellschaft in solchem Maße schürte und auf-lodern ließ?

Was das Judentum anbelangt, so hielten die „Patri-zierfamilien“ noch an etlichen Geboten des Ritus fest; nicht an vielen. An der Beschneidung; der Zeremonie in der Synagoge im dreizehnten Lebensjahre mit der Verlesung des Thoraabschnittes; an den vorgeschriebenen Feierlichkeiten bei Hochzeit und Beerdigung. Man hielt im Herbst den „langen Tag“ mit vierundzwanzig-stündigem Fasten und das Neujahrsfest; im Frühling aß man am Seder-Abend bei den Großeltern gesüßten Meerrettich, las aus der Hagadah und delectierte sich während der Osterwoche an den Mazze, die man durch die christliche Köchin auf vielerlei Arten lecker zubereitet bekam. An Samstagen mahnte das gefährliche

Scholet-Gericht mit bösem Bauchgrimmen an die Zugehörigkeit zum Judentum.

Auch der Religionsunterricht, den Herr Rabbi Back einmal in der Woche im Schulhaus hinter der Tabakgassen-Synagoge erteilte, war die reine Farce. Die jüngsten Pennäler nahmen ihn nicht ernst. Es war noch nie vorgekommen, daß jemand in Religion einen Vierer bekommen hätte oder gar durchgefallen wäre. Herr Inspektor Ullmann kam einmal im Monat und revidierte den Unterricht, ein weitläufiger Verwandter meiner Familie, Großkaufmann, Kartenspielpartner meines Vaters im Klub und Lebemann — es war der reine Hohn!

Zudem kannte man ja die spezifischen, aus der Rasse stammenden Fehler und Mängel und Eigenheiten und Ungezogenheiten der Glaubensgenossen genau. Sie bildeten im Familienkreise willkommenen Stoff der Unterhaltung; man bespöttelte und verurteilte sie strenger, ja grausamer, als das der eingefleischte Judenhasser vermocht hätte. Auch erregte die Nachricht von der Taufe eines Angehörigen der „Patrizierkreise“ weniger den Widerspruch der noch im Väterglauben Verharrenden als ihre Nachdenklichkeit.

Man zahlte der „Chewra Kadischa“, dem Heiligen Verein, der Beter für das Seelenheil der Toten nach Palästina schickte, den Tribut; an hohen Feiertagen verlas der Rabbiner während des Gottesdienstes mit lauter Stimme die Summen, die für Waisenhäuser, Altersheime, Brautausstattungen gestiftet worden waren, zusammen mit den Namen der Wohltäter, und nach Beendigung der ansehnlichen Liste setzte der berühmte Kantor Friedmann oder Herr Opernsänger Ney mit einer floriturreichen Strophe herrlich die Krone auf die gottgefällige Handlung. Jene „Tägesser“, für die jeden Mittag der Tisch im Vorzimmer besonders gedeckt stand, waren zumeist junge Rabbinatskandidaten aus der Provinz; sie wurden auch mit Kleidung, Wäsche und Geld unterstützt.

Und zu den „Jahrzeiten“, das heißt vor, während und nach den alljährlichen Gedenktagen, an denen man des

Todes der Eltern sich erinnerte, brannte abseits im Badezimmer ein kleines Licht auf einer Schicht Öl in einem Glase Wasser. Aber das Morgengebet mit Schauriemenlegen, die kleine, schief an den Türpfosten genagelte Glastube, die gerahmte hebräische Gedenktafel waren verpönt, und wenn irgendwo in einer Wohnung ein siebenarmiger Leuchter zu finden war, dann stand er als Reiseerinnerung da und hatte lediglich Kunstwert. Dorés herrliche Bibel, die mit wundervollen Kupfern geschmückte Luxusausgabe des Alten Testaments war eines der beliebtesten Hochzeitsgeschenke; indes man las nie in ihr, das Familienoberhaupt versammelte nie die Mitglieder der Familie um sich, um aus der Genesis, aus dem Buch Ruth, aus den Sprüchen des Predigers Salomo zu lesen. (Der Knabe Zickler erhielt Unterricht im Talmud; sein Vater, ein berücktigter Geldverleiher, ließ seinen Sohn in der vielverleumdeten Wissenschaft unterrichten, der praktischen Grundlage des Lebens unter Menschen, wie er behauptete.)

All dies änderte sich in gewisser Hinsicht, als der Mordprozeß gegen die Scharfs, die Schächterfamilie von Tisza-Eszlár, jener furchtbare Ausbruch des Rassenaberglaubens die zivilisierten Länder des Westens aufhorchen und nach Ungarn blicken ließ. —

Der Abgeordnete Wahrmann hatte sein berühmtes Duell mit seinem Kollegen von Istóczy bestanden, der in offener Sitzung des Abgeordnetenhauses die Judenschaft Ungarns verdächtigt hatte und überhaupt als Initiator der Tisza-Eszlárer Angelegenheit und als Führer des ungarischen Landadels in seinem erbitterten Kampfe gegen die ungarischen Juden und die „Alliance Israélite“ galt.

Überall spielten Zigeunerkapellen das beliebte Lied von dem armen Tisza-Eszlárer Opfer:

„Solymossy Esztikes Blut ist rot,
Die Tausendernote ist 'ne schöne Not',
Zikzene Zakzene summt der Jud',
Gelber Fleck auf Hos' und Hut.“

An allen Mauern, Türen, Geschäftsschildern klebten die kleinen roten Zettel mit dem Vers:

„Was ich am eklen Juden hasse
Ist nicht der Glaube, nur die Rasse!“

In den Synagogen des Landes wurde Gottes Segen auf das Haupt Wahrmanns herniedergefleht. Ein Le-gendenschimmer spann sich um das Privatleben, die Meinungen, Taten und Aussprüche des Helden der Judenheit. In einem Abstand hiervon wurden die christlichen Verteidiger der Beschuldigten im Tisza-Eszlárer Prozeß verehrt. Rings um ihren Tisch im Kaffeehause saßen andächtig zuhörende Juden, die jeden Witz, der zu ihren Ohren drang, mit ehrerbietigen Mienen den weiter weg Sitzenden erzählten.

Wahlen standen bevor. Sie wurden im ganzen Land von der steigenden Welle magyarisch-nationalistischer Strömung getragen. Eine Parole war: Tisza-Eszlár; die andere hieß: Wien. Nach Eszlár richtete sich die halb-ruinierte ungarische Gentry, der kleine Landadel mit seinem verschuldeten Landbesitz, seinen noblen Passionen, das Juristenvolk der Provinz, sofern es nicht mit der Regierung des Landes, der Komitate in Verstrickung geraten war. Nach Wien richteten sich die „Mamelucken“, das heißt eben der Teil des ungarischen Landadels, der zur Beamtenschaft gehörte und aus Wien seine Direktiven erhielt, wie auch die demokratisch westlich getünchten Liberalen in der Judenschaft, im Grundwesen konservativ, kapitalistisch, stärkste Stützen der Politik der Habsburger in Ungarn. Zwischen diesen beiden Richtungen schwebte, lavierte eine neue Schicht assimilationslüsterner Juden der jüngeren Generation, die in Wahrmanns eigenem Bezirk, der von den „Patriziern“ bewohnten Leopoldstadt in Budapest, einen jüdischen Rechtsanwalt als Gegenkandidaten Wahrmanns aufgestellt hatte. Über den Parteien befand sich der Hochadel, gänzlich mit dem Wiener Hof verbunden, Aristokraten, die sich für England viel intensiver interessierten als für das Land, aus dem sie ihre Renten

bezogen. Und unten regte sich, vorerst noch kaum merkbar, aber schon einigen vernehmlich, die entrechtete, geknechtete Arbeiterschaft, das Proletariat des Agrarlandes, das Industrieproletariat der Hauptstadt, aus dem ein Menschenalter später, eben in dem Bezirk Wahrmanns, wie ein Spuktraum, ein rasch emporbrechender, rasch zusammenstürzender Geijsir, die Diktatur entstehen sollte!

Die Industriellen Ungarns waren Juden. Sie merkten, kannten auf alle Fälle schon etwas, was Sozialismus genannt wurde, im Westen die Gemüter zu beunruhigen begann, Männer wie Bismarck zur Abwehr spornte. Auch gegen diese, nur von ferne noch drohende Gefahr war der aus der Großkaufmannschaft stammende Kämpfer der jüdischen Bourgeoisie der richtige Mann.

Die deutsch erscheinenden Tagesblätter der Hauptstadt standen ganz auf Wahrmanns Seite. Mit jüdischem Geld war ein ungarisches Witzblatt gegründet worden, das der lustige Agai redigierte, es kämpfte ebenfalls, durch die Sprache halb verdeckt, für Wahrmann und gegen die nationalistisch assimilatatorische Richtung der jungen Juden.

Im ganzen Land wurde diesmal der Wahlkampf, in dem die Antisemiten mit unverhülltem Programm auftraten, mit besonderer Heftigkeit geführt; mit all seinen üblichen Begleiterscheinungen: den umherreisenden Wahlagenten, Kortes genannt, Branntweingelagen, Bestechungen, Kavalkaden und Schlägereien. In der Hauptstadt stieg Wahrmann für Wochen zu einer Popularität empor, die die hysterischsten Formen der Heldenverehrung annahm. Er verachtete die Gefahr angedrohter Überfälle, sprach mutig und frei und in vollendeter Form; er wurde eine biblische, mythische Persönlichkeit.

Hauptlager wurde am Wahltag das Viertel um die Börse, jener Gislaplatz, der jedem Besucher Budapests wohlbekannt ist, weil sich dort die berühmte Konditorei von Kugler befindet. Sogar die Jugend der „Patrizier“ war zur Dienstleistung aufgeboten: unablässig brachten Fiaker säumige Wähler zur Wahlurne herbei. Ungartum

wurde simuliert, Zigeunerkapellen spielten auf, rotweiß-grün behänderte Leute jagten umher. In den Nachtstunden war der Vorsprung Wahrmanns von dem Gegner nicht mehr einzuholen: Fackelschwingen, Eljengeschrei, Gefiedel und Fahnenrauschen durchtobten den Platz — endlich konnte der Sieg des Apostels gefeiert werden!

✱

Ein paar Jahre später war der Magyarisierungsprozeß bereits stark vorgeschritten. Sogar die „Patrizier“ verteidigten ihr Deutschtum nur mehr lau. Da peitschte sie ein Ereignis noch einmal zu erhöhter Aktivität auf. Aber es war nur das letzte Aufflackern vor dem Erlöschen.

Wer die Lebensbeschreibungen von Liszt, Wagner, Volkmann kennt, weiß vom Theater auf dem Budapester Elisabethplatz, vom Verleger Heckenast und von der Blüte der deutschen Kunst in Budapest. (Die in Ungarn geborenen Dichter deutscher Zunge, Lenau, Beck, Kertbeny, hatten an dieser Blüte geringeren Anteil.) Der primitive rote Ziegelbau wurde niedergerissen, und in einer engen Gasse an dem Waitzner Boulevard entstand die deutsche Wollgassenbühne, in der das hohe klassische Schauspiel, Operette, Volksstück und besonders die Wiener Posse abwechselten. Ein Direktornamens Albin Swoboda versuchte das Repertoire auf anständiger Höhe zu halten, er gab dem Geschmack seines Publikums, das in der Hauptsache alles, was in Wien beliebt war, Stücke und Darsteller, sehen wollte, nicht willens nach, und geriet darum bald an den Rand des Bankrottes. Nach ihm kam der Lodzer Schauspieler Stanislaus Lesser an die Direktion und er hatte den täglich gefährlicher werdenden Kampf mit den beiden ungarischen Schauspielbühnen, dem Nationaltheater und dem Volkstheater, aufzunehmen. In diesen begeisterten einige außerordentliche Künstler, die Tragödin Jászai, die komische Alte Prielle, die Soubrette Blaha, die Charakterspieler Nagy und Ujházy das leicht entzündliche Publikum. Auch war die neue Oper, ein Prachtbau,

errichtet worden, dem man wohl pessimistisch ein unrühmliches Ende als Getreidespeicher weissagte, der aber, weil man glänzende italienische Tenöre und Primadonnen engagierte, immer besser besucht wurde. Bei Stanislaus Lesser abonnierte man zwar Logen, wie in der Oper und im Nationaltheater, aber man schickte arme Verwandte hin oder ließ sie wochenlang leerstehen und ging erst in die Wollgasse, wenn ein Wiener Gast angezeigt wurde. Dann schlug das Deutschtum, die Schwärmerei für Wien, in um so helleren Flammen empor.

Der göttliche Girardi kam und sang, krächzte vielmehr mit unnachahmlicher Anmut das Fiakerlied:

„I führ zwa harbe Rappen,
Mei Zeigl steht am Grabn...“

er erschien als Zigeunerbaron, als Fensterputzer, als schwerhöriger Baron, als Gigerl; das Theater war voll von jubelnden Menschen. Der unsterbliche Sonnenthal trat im „Nathan“, in der „Tochter des Herrn Fabrizius“, in „Wallenstein“ auf — man vergaß nie zu erwähnen, daß er als Schneidergeselle in einem jüdischen Gäßchen Budapests angefangen hatte.

Das Ehepaar Hartmann, Gabillon und Mitterwurzer, die beiden Recken, die bezaubernde Janisch und Lewinsky aus dem Stamme Sonnenthals kamen, und man wurde gewahr, daß das Nationaltheater doch nur Kunst geringeren Grades bot.

Man sah in den „Patrizierfamilien“ streng darauf, daß die Kinder, wie sie im Englischen von Londoner Misses, im Französischen von Genfer Bonnen, im Deutschen von reichsdeutschen Fräulein unterwiesen wurden — aber sonst war man in Dingen des Deutschtums vollständig von Wien beeinflußt; man wußte von Deutschland nur, was man in Wiener Zeitungen las, und kannte von Deutschland nur München, weil es auf dem Wege nach Paris lag. Pest war ein Ableger, eine Vorstadt von Wien, wie Wien, sofern es nicht seine reine, eigenwüchsige Kultur besaß, als eine Vorstadt von Paris angesprochen werden konnte. —

Außer dem Burgtheater gab es noch einen Maßstab der Zivilisation, der in dem weit nach dem Balkan vorgeschobenen Posten Budapest als Inbegriff westlicher Kultur seine Bedeutung hatte, und das war die Wiener „Neue Freie Presse“. Sie kam mit dem Mittagsschnellzug in Budapest an und wurde während des Essens, gegen zwei Uhr, hereingereicht. Papa oder Mama nahmen sie in Empfang, und es wurde sogleich nachgesehn, ob die Nummer nicht eine Kritik von Speidel oder Hanslick, einen politischen Aufsatz von Münz oder ein Feuilleton von Wittmann enthielt? Die Romanbeilage brachte den Abdruck eines Werkes von Wilbrandt, der damals als Klassiker die Reihe nach Gutzkow und Spielhagen fortsetzte. Man informierte sich aus der „Presse“ über alles, was Europa und die Zivilisation betraf, aber in der Hauptsache war es Wien, mit dem man in intimer, sozusagen körperlicher Berührung bleiben wollte durch die Lektüre dieses Weltblattes. In Pest gab's zwei deutsche Zeitungen: den offiziellen „Pester Lloyd“ und das besonders vom Kleinbürgertum gelesene „Neue Pester Journal“. Man hielt eines dieser Blätter, weil man doch in Pest lebte – aber die Zugehörigkeit zur höchsten erreichbaren Kulturschicht bestätigte authentisch das Abonnement auf die „Neue Freie Presse“. –

In ihr war alles zu lesen, was man in Pest so bitter entbehrte, was ja auf der Welt allein in Wien zu finden war, in Blüte stand, unerreichbar hoch, ja auch von Paris und London nicht erreicht: die heitere oder prunkvolle Führung, die gemütliche Freude an dem Dasein, als deren Gipfel die Bälle in der Oper, den Sophiensälen und die Hof- und Künstlerbälle gelten konnten – diese letzteren mit ihren ausführlich geschilderten „Gschnas“-Dekorationen – Laune, Erfindungsgabe, Lebensgenuß in höchster Vollkommenheit. –

Wiens Kunst! Die Ringstraße; die Konzerte, Brahms; die Kultur der Häuslichkeit, Makart und das Makartbukett; der sagenhafte „Festzug“, dessen Wunder das große kolorierte Album im Salon verkündete; der Prunk, der den Hof umgab; die Weltausstellung! Ein ungarischer

Maler hatte um dieselbe Zeit die Welt erobert, er hieß Munkácsy (sein eigentlicher Name war Löb) und man war stolz darauf, daß manche ihn über Makart stellten, etwa wie Rembrandt über Rubens – aber das Makartbukett, ein Tapezierergebilde im Grunde, aus Schilf, Seegras, gefärbtem Mohn und präparierten Palmwedeln kunstvoll arrangiert und in eine Wahliß-Vase gestellt, verbreitete aus den Salonecken heraus eine Atmosphäre höchsten bürgerlichen Geschmacks im eigenen Hause, es war eine Augenweide und zugleich der solideste Pfeiler vornehmen Daseinsgenusses!

Wiener Leben! Die Praterfahrten, das Frühstück in der Krieau, der Ringstraßen-Korso, die Premieren in der Oper, dem Burgtheater, die Rennen mit all dem Toilettenprunk, über den die „Neue Freie“ spaltenlange und gierig gelesene Berichte mit den minuziösesten Einzelheiten veröffentlichte; die Feste bei Hofe, Crêpe, Tüll, silberne Rosen, Brokat und Diademe, junge Komtessen und eben ernannte Hofräte, gesperst gedruckt, hier und da sogar Pester Namen darunter! Der Hof!! Auch die unbedingte Loyalität zur Familie der Habsburger, mit ihren ungezählten Herzögen, Erzherzoginnen, die der Rangordnung entsprechend aufgezählt wurden, die Liebe zum Kaiser, der in Ungarn zwar nur ein König war, den man aber viel lieber „den Kaiser“ nannte, die Verehrung für die Kaiserin, diese romantische Frau, die die Ungarn liebte und deren Lieblingsdichter ein Jude war, für den ritterlichen Kronprinzen Rudolf, mit seiner Vorliebe für Fiaker, Schrammelmusik und die Bezauberungen der Wiener Vorstadt – all das war, aus dem Gesichtswinkel des nach dem Balkan vorgeschobenen Patriziertums gesehen: Schwärmerei für Wien! –

*

Jawohl – Wien war das Ideal, die Utopie. Wien und Österreich – das bedeutete Schulschluß, Ferien, den Sommer im Freien, an einem See, Freiheit – wenn auch durch mitgekommene Hauslehrer getrübt, Erlösung von Angst vor Prüfungen, vom Alltag, Bekanntschaften mit

glücklichen Wiener Kindern, irdische Glückseligkeit für zwei Monate. (Es konnte sogar vorkommen, daß der Hauslehrer zu Hause gelassen wurde, weil die Kurtaxe und der Aufenthalt im allgemeinen die Kosten gar zu sehr vergrößert hätte!) Nachdem St. Emerich in den Besitz der beiden ältesten Brüder übergegangen war, verbrachten wir den Sommer in der Regel im Salzkammergut und in der Steiermark.

Am Tage nach Schulschluß fuhr die Familie nach Wien. Dort begann ein Traumdasein. Die Zimmer im Hotel Müller gingen auf den Graben. Nächsten Morgen nahm mich mein guter Vater bei der Hand und wir gingen hinüber zur Buchhandlung von Braumüller, wo ich mir ein Buch für den Sommer aussuchen durfte. „Wie Heinz Treuauß ein Ritter wurde“; oder einen ganzen Jahrgang einer durch Fedor Flinzer illustrierten Jugendschrift, deren Titel ich vergessen habe. Jules Verne! Ein Band Cooper! Später „Hugideo“, der „Trompeter von Säkkingen“, Baumbachs „Zlatorog“!

Am Nachmittag wurde ein herrlicher Fiaker gemietet und die Familie fuhr in den Prater. Man aß Eis in dem vornehmsten Prater-Café, fuhr zurück in die Stadt, kleidete sich zum Theaterbesuch um und ging, es war nicht weit, in die Burg am Michaelerplatz ... die große Wolter, die Janisch, das „Wintermärchen“, der bewegliche Thimig im „Diener zweier Herren“, der tückische Lewinsky oder das entzückende Ehepaar Hartmann in einem Lustspiel von Wilbrandt — man vergaß niemals, zu betonen, daß das doch noch etwas anderes sei, als eine Aufführung in der Wollgasse!

Nächsten Tag, Mama hatte Einkäufe zu besorgen, kam das Kunsthistorische Museum, die Liechtensteingalerie an die Reihe; abends aber saß man in der Oper, hörte Labatt und die Ehnn in der „Jüdin“, Winckelmann und die Materna in „Tannhäuser“, ferne, unbegreifliche Wunderwerke, und aß dann gegenüber bei Sacher zu Nacht, all das am Tage vor der Reise ins grüne Land Steiermark!

Jedesmal, wenn wir Anfang September vom Grundlsee,

aus Neuhaus bei Cilli oder vom Attersee nach Pest heimkehrten, empfand ich es erneut und verstärkt, daß es das Exil war, in das ich zurückzukehren genötigt war. Und damit war nicht die Schulfron allein gemeint, sondern Pest und das Magyarentum überhaupt. Ich beklebte die Fenster meiner Stube mit Butzenscheiben aus transparentem Papier. Ich kaufte von meinem Taschengeld Reiseführer und Stadtpläne Wiens und Österreichs. Ich vergoß bittere Tränen darüber, daß ich in meiner Lieblingsober, Neßlers „Trompeter“, wenn wir in unserer Loge saßen,

„Behüt dich Gott ...“

in dem barbarischen Idiom anhören mußte. Und ich lernte das Repertoire der Wiener Theater mit allen Schauspielernamen aus der „Neuen Freien“ auswendig. Jeder Sommer schleppte einen Schweif sentimentaler Briefwechsel mit Wiener Kindern hinter sich her, die ich in den Sommerorten kennengelernt hatte, und meine Briefe waren von Klagen angefüllt darüber, daß ich nicht in Wien leben durfte wie sie. Und dann vergrub ich mich in meiner „deutschen Insel“, in der wir alle drei an demselben Schmerz litten. —

★

In der Schule war die Umwandlung, die Ungarn durchmachte, mit jedem Jahr deutlicher wahrzunehmen. Schulkameraden, die vor zwei Monaten noch mit gut oder minder gut klingenden deutschen Namen aufgerufen worden waren, stellten sich plötzlich mit ungarischen vor, die sie für geringes Geld aus dem Namenschatz der ältesten geschichtlichen Adelsgeschlechter erworben hatten. Der einzige merkbare Unterschied bestand in der Endung, sie durfte bei Magyarisierten nicht y, sondern nur i sein. Du warst in Österreich? hörte ich mißbilligend fragen, — wir waren am Plattensee oder auf der Pußta — oder in der Hohen Tatra! — in Ungarn auf alle Fälle!! Besuchte man Kollegen, so hörte man: ihre Eltern sprachen, wenn auch nicht fehlerfrei, doch ungarisch

miteinander. Die Assimilation an die christlich-magyarsche Umwelt wurde, ganz abgesehen von den positiven gesellschaftlichen Vorteilen, die sie in den geistigen Berufen eröffnete, als ein Element des Fortschritts angesehen – etwa wie der Übergang von der Pferdebahn zur elektrischen Tramway, von der Petroleumlampe zum Auerlicht, der sich zur gleichen Zeit vollzog. Was gab man auf? Halbheit. Das Zehntel der vorgeschriebenen religiösen Riten, das einen noch an den Glauben der Väter band, und das man aus Trägheit oder Aberglauben befolgte – und das Deutschtum, das aus der gleichen Quelle, dem trüben Getto der Vorväter stammte, nicht bodenständig aus dem Lande, in dem man lebte, und das man künstlich aus Kanälen der Wiener Politik nährte – einer Politik, die man am liebsten abstellen wollte und gegen die sich mächtige Opposition zu regen begann. Das war's, was man aufgab. Was tauschte man dafür ein? Man konnte Abgeordneter werden. Mit dem adligen Gutsnachbarn verkehren – das heißt: ihn einladen und keine Absage gewärtigen müssen. Man konnte es zum Konsul bringen. Die Gattin konnte mit den Patronessen der nationalen Wohltätigkeitsorganisationen im selben Komitee sitzen, „gestern war ich mit der Gräfin Szapáry in der Crèche“ sagen, „eine charmannte Person!“

Unter den „Patriziern“ entstanden Spaltungen, obwohl es natürlich in der Hauptsache die neuen Reichen ohne durch Tradition gefestigte Namen waren, die zuerst abfielen. –

*

In einer Nacht um Weihnachten ertönten vom Waitzner Boulevard her die Hornsignale der Feuerwehr. „Das Deutsche Theater brennt.“ Über die Leopoldstadt verbreitete sich roter Schein. Aber das Feuer, dem Bühne, Archiv, Kostüme und Dekorationen sowie der Zuschauerraum zum Opfer fielen, verzehrte nur mehr den morschen Stamm des Deutschtums in Ungarn, das heißt des Deutschtums des jüdischen Ungarns, keine neuen Triebe.

Gleich nach dem Brand trat eine kleine Gruppe der reichsten jüdischen Kaufleute Budapests zusammen (ein christlicher Mühlenbesitzer schweizer Herkunft tat mit), bald war die Garantiesumme voll aufgebracht, ein neues deutsches Theater konnte gebaut werden. Kaum war dieses Ereignis in der Öffentlichkeit bekannt geworden, da brach schon aus den nationalmagyarischen Kreisen Wut und Haß empor. Der Rassenkampf, der, nach Tisza-Eszlár gedämpft, latent fortschwelte, schoß in ungezügelter Flamme in die Höhe. Der Kampf, den unterirdisch jener „Deutsche Schulverein“, der im übrigen mit dem Theater und der Kunst nichts zu tun hatte, um die Erhaltung des Deutschtums in Ungarn mit dem Ungarischen Landes-Kulturverband für die Verbreitung Magyarischer Sprache und Art führte, wurde in die Aktion der paar Leute hineingezogen. Sie selbst, wenige exponierte Personen, wurden mit Schimpfnamen, die man aus der mittelalterlichen Geschichte Ungarns holte, gehetzt, denunziert, mit wirtschaftlichem und gesellschaftlichem Boykott bedroht und als Landesverräter und Schädlinge auf der Straße überfallen. Die Bewegung entfachte hitzige Pogromstimmung, in der Deutschtum wieder mit Judentum identisch schien. Es tobte der Kampf des christlichen Ungarns gegen die Fremdlinge, die im verarmenden Volk den zunehmenden Reichtum, gegenüber dem feudalen Grundbesitz den unvermeidlichen und siegreichen Markt bedeuteten. Bald gaben die zu Tode erschreckten „Patrizier“ den Kampf auf, der bereits ihre wirtschaftlichen Interessen zu bedrohen angefangen hatte! Der Bogen mußte entspannt, das Volk, das ihnen ja doch dienstbar war, durfte nicht übermäßig gereizt werden. Man kroch zu Kreuze — die nationalistische Bewegung hatte gesiegt.

Jahrzehntelang durfte sich keine deutsche Schauspieltruppe nach Budapest wagen. Von der Wut blieben allein jene Theaterchen verschont, in denen in einem komischen, jüdisch-ungarisch-deutschen Mischjargon zweideutige Stückchen und derbe Schweinereien gespielt wurden. Christen und Juden besuchten diese Theaterchen

gleich gerne. Die Stücke, die man in ihnen gab, und die als Darbietungen Budapester Humors ihren Lauf über die Nachtlokale der zivilisierten Welt nahmen, wurden von Deutschen und Magyaren mit dem gleichen innigen Behagen angehört und beklatscht. Niemand fühlte sich durch sie in seinem kulturellen, nationalen oder Rassegefühl beleidigt. —

Die verlorenen Jahre

Acht Tage nach der Maturitätsprüfung begegneten wir begnadigten Delinquenten, noch bleich von der ausgestandenen Todesgefahr und Angst, einander auf der Donaupromenade. Wir schwangen unsere Stöckchen mit dem Silberknauf, ließen den Dampf aus der Zigarette durch die Nasenlöcher fahren und bestätigten einer dem anderen mit glückstrahlenden Mienen: noch eine Woche, und wir fielen sämtlich aus allen Gegenständen durch, in solch wonniger Hast vergaßen wir den widerwillig eingebüffelten, schwindelhaft in Thesen von uns gegebenen Wissenskram der letzten acht Jahre. Das Ergebnis: Aufatmen; dann jenes kleine Einmaleins; dann durch Nebel durchschimmernd: „sei mir begrüßt, du mein Berg“, und außerdem der bewußte Haufen lateinischer Vokabeln als unerläßliches Fundament für den „Beruf“, — denn trotz der Warnung des Erzengels bezogen von unserer sechzig zumindest dreißig im Herbst die juristische Fakultät der Universität unserer Vaterstadt.

Was willst du denn werden? — Ich erinnere mich kaum, jemals von Papa, von meiner Mutter diese Frage gehört zu haben. Onkel Willi, der „Pächter“, zog mich einmal zwischen seine breiten Knie, strich mir übers Haar und frug: „Nun, Burschi, was wirst du einmal werden?“ Aber es war nichts weiter als eine Redensart; zudem hätte ich ja auch die Frage nicht anders beantworten können, als einigermaßen ausweichend, so etwa: „Ich weiß nicht, ich will nach Wien!“ oder heuchlerisch:

„Ich möchte auf die Handelsakademie nach Wien“, wobei ich aber an das Burgtheater und nicht an jene wegen der Strenge ihrer Lehrer berühmte und gefürchtete Schule gedacht hätte. Ich wußte eines: es war so gut wie beschlossen: mein Vater war Kaufmann, ich mußte Kaufmann werden. Und da man mir, dem ewigen Privatstundenschüler, Lust und Fähigkeit, etwas gründlich zu studieren, absprach, sollte ich in ein Amt, ein Geschäft, eine Bank gesteckt werden, zu der meine Familie Beziehungen hatte und deren Direktoren mir Protektion und vor allem Aufsicht zuwenden würden: etwa wie Hauslehrer fürs weitere Leben. — Der Handel hatte Lebensinhalt der Väter, der Onkel ausgemacht — was war mir, der ich meine Jugend damit verbracht hatte, Order zu parrieren, mit schlechtem und belastetem Gewissen das Anbefohlene zu tun, bei Tag und Nacht zu gehorchen, was war mir vergrämtem und etwas verkümmertem Sohn meiner Eltern, dem Veranlagung und Erziehung jeden aufkeimenden Überschwang des Selbstgefühls unterdrückt hatten, verständlicher: als daß ich Wien entsagen, mich in irgendein Bureau stecken lassen sollte, um meine Daseinsberechtigung möglichst bald dadurch zu erweisen, daß ich am Monatsersten Geld für Arbeit bekam...

Indes, vielleicht würde dann alles gut — vielleicht würde ich dann wirklich und wahrhaftig als vollwertiger Mensch in der Familie aufgenommen werden — wenn ich den Beweis erbracht hätte, daß ich fähig sei, das oberste Gebot zu erfüllen: Geld zu verdienen! —

Zwischen der Schule und dem Erwerb lagen drei freie Wochen. Eine rasche Reise nach München, im Fluge durch die Pinakothek, die Schackgalerie, den Glaspalast, in dem Stuck regierte, nach dem Königsee im überfüllten Boot, zurück nach Wien — die Burg schon geschlossen, dafür Ronacher und die Volkssänger noch in vollem Schwang, all dies rasch, fast ohne Atem zu holen, denn schon stand die Tür offen, wartete das gesittete Erwerbsleben und klappte bald ins Schloß hinter mir, nun sollte ich lebenslang eingefangen bleiben, es war beschlossen. Es dauerte indes bloß vom achtzehnten bis zum

vierundzwanzigsten Jahr. Immerhin sechs Jugendjahre: erst in Budapest, dann in der kleinen ungarischen Hafenstadt Fiume, dann wieder in Budapest, und schließlich, das letzte Jahr: Wien, endlich Wien — aber da war's zu spät, ich wußte von Paris, und am Ende der verlorenen Jahre zog ich dorthin, wo die Freiheit hätte sein können, wären nicht die sechs Jahre — eine lange Zeit! — eine lange Zeit in der Jugend! — gewesen, Last und Lähmung von so vielen verlorenen Jahren, verlorenen, vielleicht vergeudet.

✱

Wenn ich heute auf jene sechs Jahre zurückblicke, erkenne ich weniger mein eigenes Leben wieder, vielmehr das Leben einer kleinen Schar mit mir in dieselbe Fron, denselben „Beruf“ gespannter Menschen, die ihrer Sklaverei wohl bewußt, doch im Gefühl einer durch die Zugehörigkeit zur Bankwelt, zur Finanz gehobenen sozialen Stellung ihr Tagewerk vollbringen.

Der Beruf des Bankbeamten hat ja manche Ähnlichkeit mit dem des Juristen: wer nicht recht weiß, wozu er taugt, wird auch Bankbeamter werden können. Er festigt seinen Platz in der Gesellschaft. Es ist ein gehobener Stand; eine pensionsberechtigte Familie kann gegründet werden; zudem gehört weniger Studium dazu, in einer Bank zu sitzen, einen subalternen Posten auszufüllen, als zur Juristerei, und noch weniger eigene Initiative.

Im übrigen sind es zum Teil unglückliche, durch wirtschaftliche Umstände ebenso sehr wie durch den schwach entwickelten Instinkt der Selbstbehauptung an die tägliche Schreibtischarbeit gekettete Menschen, die die Mehrzahl der neuen Kollegen bilden. Einige wenige haben in dem Bankwesen ihren wirklichen Beruf. Das sind Ausnahmen. Sie rücken vor, sitzen bald in Prokuristen- und Direktionszimmern, wie die Gymnasialprofessoren in jenem Zimmer, in dem der Lehrkörper die Unterrichtspausen verbrachte. Sie blicken mit nicht immer verhohlener Verachtung auf die untere graue

Herde hinab, auf diese mehr und minder streberhafte, liebedienernde Herde der Untergebenen, die über Papierhaufen, unter Gasflammen täglich 10 bis 12 Stunden hindurch ihre Pflicht erfüllt. Was sie von all diesen, auf Gehaltserhöhung, auf die Chance des übereinander weg in die Höhekommens, oder aber auf friedliches Vegetieren in rührend kleinbürgerlichen Grenzen erpichten Galeerensträflingen halten, entläßt sich zuweilen in denkwürdigen Aussprüchen, wie jener es war, den die Wiener Bankvereinsbeamten aus dem Munde ihres Direktors Bauer vernommen und den nachfolgenden Generationen weitergegeben haben: der Beamte sei eine Ware, die man auf die Straße schiebt, wenn man billigere beschaffen kann. Es ist die Zeit vor der Organisation, und die Arbeiter haben längst schon die ihre, während der intellektuelle Mittelstand, die Kopfarbeiter sich noch gegen das Organisiertwerden sträuben...

Ich sehe ihn noch vor mir — es war kurz vor Paris — den Machthaber, diesen mageren, harten Duodeztyranen, Verschwender und Lebemann, im Spiegelsaal des ehemaligen Fürstenpalastes in der Herrengasse. Seiner unbeschränkten Macht und Würde bewußt, trete ich ihm unter die Augen, ich will Urlaub, habe keinen Anspruch auf Urlaub, bekomme ihn doch, denn ich habe Protektion!

Indes, so schien es mir, die Vorgesetzten waren im Grunde ebenso unselbständige, der eigenen Vision ihres Lebens, der Sicherheit des bestimmten Willens und Triebes ermangelnde Leute, wie wir aus der grauen Herde schwächlicher und des Zwanges bedürftiger Existenzen, die für die Sicherheit ihrer täglichen Notdurft Bedrückung und Übermut stillschweigend hinnahmen und erduldeten. In manchen sahen wir große, von Machtinstinkten erfüllte Matadore des Welthandels, der hohen Finanz, die sogar der Regierung Vorschriften diktieren, sie Gunst und Mißgunst fühlen lassen konnten, die heimlich das Volk regierten — aber sie trugen ja ihre Verantwortung kollektiv: sie waren, wie wir Namenlosen, ebenfalls Diener einer großen anonymen Gesellschaft, in der

ein Faktor den anderen kontrollierte, in einer fiktiven Gemeinschaft des gemeinsamen Interesse, und über denen, obzwar sie sich Direktoren, Präsidenten nannten, höhere Wesen wie Aufsichtsräte, Aktionäre, Generalversammlungen und Mehrheiten thronten!

Unten verlaufen meine Jahre inmitten der grauen Herde der simplen, leidenden Geldverdiener, schlecht-bezahlten, bilanztüchtigen, sprachenkundigen Zahlenschreiber, Hauptbuchführer, eingekeilt in die triviale, mehr tragische als komische, verknöcherte, verschüchterte, verbitterte und hoffnungslose Herde. Jahrelang bin ich Kollege, Kamerad und Leidensgefährte, bis ich mich eines Tages, getragen durch die Gunst wirtschaftlicher Umstände, die jene anderen nie erfahren werden, befreien und meines Weges gehen kann — da hassen sie mich plötzlich, mit einem wilden, schrecklichen Haß, ohnmächtig und wütend, auch darum, weil da einer eigenwillig einem Zwang entronnen ist — einem Zwang, der sie nie loslassen wird, weil er außer in den wirtschaftlichen Verhältnissen tief innen in ihrer Natur begründet ist, sie zu den Sklaven macht, die sie sind, ob sie wollen oder nicht, ob sie anders könnten oder nicht. —

*

Der Pedant ist noch der Glückliche unter ihnen. Ratlos und unruhig wird er nur in den Stunden, in denen Amt und Pflicht pausieren. Da schafft er sich selber Pflichten und Zwang, um weiterleben zu können. Mit dem Sonntag weiß er nichts anzufangen; da erlegt er sich Naturgenuß, Körperübung, Kunstgenuß auf, so wie er die Zeit der Geschlechtsbetätigung und des Badens reguliert und festgelegt hat. Sein Leben verläuft nach Regeln, jede Unregelmäßigkeit rächt sich unmittelbar, das Unvorhergesehene ist der Feind, was seinen Stundenplan zerbricht, zerbricht den Zustand von Glückseligkeit, in dem er dahinlebt, zerbricht ihn selbst — am Tage nach seiner Pensionierung wird er sterben. —

Herr Brück hatte aus solcher Weltanschauung ein System konstruiert, es zu Papier gebracht und mir zu

lesen gegeben. Es war nach Paragraphen eingeteilt, ich erinnere mich besonders an einen: „Hast du einen Gegenstand, der dir zusagt, gründlich erprobt, dann kaufe dir einen Vorrat von demselben, so bist du für alle Zukunft einer Sorge ledig.“ Herr Brück zeigte mir hierauf seinen Hosenträger, eine komplizierte Vorrichtung aus Riemen und Gelenken, von der er eine große Anzahl daheim in seinem Schrank aufgestapelt hatte. Herr Brück war ein gebildeter Mann und auf fünf oder sechs illustrierte Lieferungswerke abonniert, die ihm in vierzehntägigen Abständen heftweise zugetragen wurden. Darunter war ein Werk über die Beschaffenheit der Erde, eines über die Sitten der Völker, und eines mit etwas pornographischem Inhalt, das sofort in Herrn Brücks Schreibtischschublade verschwand. Die Hefte konnten bis zur Mittagspause eingesehen werden, man durfte sie indes nicht selber anfassen, das war Privileg des Besitzers, der sie daheim aufzuschneiden pflegte. —

Herr Hirsch war ein ausgesprochener Gegensatz zu Herrn Brück. Er war, solange ich ihn kannte, und wir saßen zwei Jahre lang Tisch an Tisch, mit Plänen, Exposés, Kalkulationen und Entwürfen beschäftigt, die ihn außerhalb seiner Bankpflichten bis spät in die Nacht in Anspruch nahmen. Einmal war es eine Silbermine in Siebenbürgen, einmal eine neuentdeckte bulgarische Ölquelle, einmal sogar ein Bergwerk in Argentinien, dessen Ausbeutung durch eine Aktiengesellschaft vorzubereiten Herr Hirsch sich monatelang bemühte. Woher er Kenntnis von diesen phantastischen Bodenschätzen erlangt, wer ihm das umfangreiche Material für seine Kalkulationen vermittelt hatte, das konnte ich nie erfahren. Auch gab es nie Photographien, sondern immer nur Zahlen zu sehen, aber alles stimmte in vollendeter Weise, auch die bescheidene Provision für Herrn Hirsch war in die chimärische Bilanz des ersten Geschäftsjahres schon mit einbezogen — und jedesmal, wenn Herr Hirsch sein Exposé, in vielen Exemplaren vervielfältigt, an die Finanzautoritäten des Erdballs versandte, schwärmte er seinen Kollegen vor: was er nun mit dem Vorschuß

auf seinen immerhin in die Hunderttausende gehenden Anteil, seine ehrlich erarbeitete Maklergebühr beginnen werde: eine Villa für sich und seine Familie, Aussteuer für seine Schwester, Reisen ... Und immer begannen diese Phantasien mit dem gleichen Auftakt: beim Austritt aus der Bank wollte er es den Vorgesetzten schon unverblümt sagen, was er von ihnen hielt! Fragte ich Herrn Hirsch, weshalb er denn seine Pläne nicht der Direktion unserer eigenen Bank, der großen neugegründeten Budapester Aktiengesellschaft vorlege, dann rümpfte er die Nase und erklärte: diese armseligen Dilettanten seien ja unfähig, ein solch großangelegtes Unternehmen zu begreifen und auch zu wenig kapitalkräftig, um es durchzuführen. In einer bestimmten Weise hatte Herr Hirsch sogar recht: unser Präsident war wohl ein Dilettant zu nennen — es war jener Graf Stefan Tisza, der später, als die Bank ruiniert war und liquidieren mußte, seine Rolle in der ungarischen Politik spielte, jene Note an die Serben erließ, die den Weltkrieg eröffnete, und der dann in den ersten Tagen der ungarischen Revolution erschossen wurde.

Wer hätte den Mut gefunden, Herrn Hirschs Lebenslüge zu zerstören? Er ertrug die ihm widerwärtige Arbeit und die Last seines Lebens nur durch die Verfertigung jener Exposés und durch die Hoffnung: diesmal werde es endlich glücken. Es hätte Mut dazu gehört, hätte man ihm sagen wollen: seine Unternehmungen seien ja schon dadurch widerlegt, daß ein solch lebensuntüchtiger Mensch wie er sie den großen, kühnen Finanziers zu suggerieren versuchte! —

Aus dem Schattentanz der Jahre tauchen hier und dort Menschen mit leidendem, romantischem Schimmer um ihr bedrücktes Leben auf, die, ins Räderwerk des Getriebes geraten, ihr Dasein auf unwirklichen Ebenen zu führen suchen, bis das Schicksal sich an ihnen rächt. Jener Direktor, in dessen Villa auf dem Felsen über Fiume man solch gute Kammermusik zu hören bekam; merkwürdige Menschen kamen zu ihm, ich begegnete dort dem Erzherzog Johann Orth; der Direktor war

heimlicher Dichter, dabei, so hörte man, fanatischer Anhänger einer kleinen Sekte, einer obskuren protestantischen Glaubensgemeinschaft, was aber nicht verhinderte, daß er fortwährend in alle möglichen Geschichten mit Frauen verstrickt blieb; ein schöner Mann mit den Allüren wienerischer Ritterlichkeit von der Art meines Onkels, des Syndikus. Wenn das englische oder amerikanische Kriegsgeschwader unten im Hafen lag, war die Kolonie beim Direktor versammelt, denn er war englischer Konsul; Schiffsoffiziere kamen, brachten Abenteuer aus Indien, aus der Südsee mit, erzählten von Australien und tanzten mit den Misses im Mondschein auf der Terrasse. Dann revanchierten sie sich, und man wurde zu Picknicks und zu Tanzabenden an Bord des Flaggschiffes eingeladen, tanzte auf Deck unter Flaggenschmuck, und es wurden einem in der Messe die Raritäten der sagenhaften Völker Polynesiens, Ceylons, der vielen kleinen Inseln des Archipels gezeigt; man erhielt auch welche geschenkt; man konnte berühmte Leute in Uniform bewundern, deren Namen mit Ehrfurcht genannt wurden, wie jenen Konteradmiral, um dessen bändergeschmückte Brust die Legende niedergeschlagener Meutereien im Pundschab und im Sudan schwebten, oder jenen wunderschönen, ergrauten Kommandeur, von dem es hieß, er sei in der Südsee von Eingeborenen mit Pfeilen angeschossen worden, aber es stellte sich heraus, daß sein Gebrechen nur von einer Tenniskugel herrührte. Immerhin waren in Fiume die Berechnungen, die man für Reis, Zucker und Kaffee, Zimt und andere Gewürze anstellen mußte, durch lebendige Kunde von den Kolonien, aus denen die Bank Schiffsladungen einfuhrte, erleichtert und erhöht ...

Kollege Weihrauch war Swedenborgianer. Kollege Bing war Koranforscher. Kollege Lantos war Theosoph und hat unter weißen Rosen und beim Schein von hundert brennenden Kerzen sich eine Kugel durch den Kopf geschossen, weil er, ungefähr um dieselbe Zeit, um die seine aus der Ferne Geliebte einen anderen heiratete,

beim Avancement übergangen worden war – auch von jenem Fiumaner munkelte man ähnliches, als er plötzlich starb – aber den Tod des armen Lantos habe ich selber miterlebt, Schicksale, letzte Tage und Verzweiflung dieses reinen, zarten und empfindsamen, zur Kriecherei zu aufrechten, zur Selbstbehauptung zu schwachen, allzu leicht verletzbaren, das Leben zu schmerzlich durchschauenden jungen Menschen, der in den verlorenen Jahren mein Freund gewesen ist und der vertanen Zeit – wie mein Schulkamerad aus der „deutschen Insel“, den wir zärtlich Bobolo nannten, durch seine Freundschaft der langen Öde der Schulfron, des Schulunglücks, gleichsam Sinn und Rechtfertigung gegeben hat! –



Die „deutsche Insel“ hatte sich nach der Maturitätsprüfung rasch aufgelöst, hauptsächlich weil meine beiden Freunde, der zur Rechten und der zur Linken, wenig miteinander zu tun hatten. Richard, der Preßburger, fühlte sich für die medizinische Laufbahn vorbestimmt, er bezog die Fakultät, hielt aber nicht lange stand; nach der ersten Anatomiestunde sah er ein, daß er dem Arztberuf nicht gewachsen sei; er besuchte dann die Handelsschule, wurde Beamter in einer Bank und verschwand aus meinem Gesichtskreis, obzwar wir uns noch lange begegneten. Schon in den letzten Schuljahren hatte er sich wie die meisten entwickelt – mit den kleinen erotischen Abenteuern der Primaner, Dienstmädchen, Bordellbesuchen renommiert und in seinen Anschauungen über Welt, Menschheit und seine Stellung innerhalb der Gesellschaft war nichts, was den Verkehr mit ihm anziehend oder wünschenswert gemacht hätte. Er blieb das verwöhnte „einzige“ Kind seiner Eltern, paßte sich der Allgemeinheit an, änderte seinen Namen, der häßlich und komisch klang, in einen ungarischen um, kam recht und schlecht vorwärts und wurde ein angesehener Bürger und gut bezahlter Beamter. Als ich ihn etwa fünfzehn Jahre später bei einem Besuche meiner Vaterstadt auf der Straße ansprach, berichtete er mir in

wenigen Sätzen von seinem Leben seit unserer Gymnasialzeit, von seinen Einkünften, seiner kürzlich stattgefundenen Heirat, Hochzeitsreise, und vergaß nicht, klagend hinzuzufügen, daß er am letzten Tage dieser Reise, als er schon im Begriff war, nach Pest heimzukehren, sich „richtig“ den Magen verdorben hatte. Er ist heute, so sagt man mir, Direktor einer großen Bankanstalt. —

Von meinem Freunde Bobolo erwähnte ich, als ich seinen Kosenamen hier zum erstenmal niederschrieb, daß er das verzärtelte Kind seiner Eltern gewesen sei, als Prinz erzogen, doch in unerwarteter Weise schlagkräftig und tüchtig, auch wenn es sich nicht um seine persönliche Sicherheit handelte. Seine Kinderjahre verflossen in mancher Beziehung wie die meinen, doch war seine Jugend eine glückliche, meine die Parodie einer Kindheit. Auch er fühlte sich in Budapest im Exil, wurzelte im Deutschen; auch er stand jahrelang, ich glaube sogar noch länger als ich, unter der Aufsicht eines Hauslehrers. Doch wie tief wurde mir der Abstand unserer Leben bewußt, so oft ich die Wohnung seiner Eltern betrat! Bobolos Vater war Leiter des größten ungarischen Bankinstituts, seine Mutter eine ewig aufgeregte Dame, die in ihrer Jugend zur Bühne gehen wollte, ans Burgtheater, wenn ich nicht irre; sie war indes ihrem Gatten gefolgt und sie sprach, auch wenn ein Kind, wie ich es war, vor ihr saß, mit Wolter-Tönen und Tragödinne-Gesten von dem Mißgeschick, das sie in das Barbarenland verbannt hatte (am liebsten tat sie es in französischer Sprache, die sie meisterhaft beherrschte). Sie korrespondierte mit vielen bedeutenden Menschen und hatte einen Schatz von Briefen gesammelt, unter anderem von der Bettina, die sie aber in einem Anfall von Schwermut allesamt verbrannte, als ihr Mann starb und sie erfuhr, daß sie verarmt war. Sie vergötterte den Sohn und überhäufte ihn mit aller Liebe und Sorge, die eine Mutter von überschwenglicher Natur ihrem Kinde zuwenden kann. Bobolo ging immer langgeloockt, im dunklen Samtwams und Kniehosen,

schönen Schuhen und einem Spitzenkragen zur Schule, ein Prinz fürwahr! und hatte, als ich ihn zum erstenmal traf, mit seinen Eltern schon auf Reisen in Frankreich, in Venedig gelebt. Bei ihm wohnte Herr Professor Leodegar Falge, nachmalig fürstlich Windischgrätzscher Bibliothekar, ein junger Gelehrter von bedeutendem Wissen, hochfliegenden Wünschen für seinen Schüler und einer wohlgedachten Auffassung in bezug auf alle Fragen der Erziehung. Beklagte ich mich bei meiner Mutter über meine ewig wechselnden Tyrannen, so bekam ich dies zu hören: und dein Freund Bobolo?! und Herr Falge?! Sie ahnte nicht den Unterschied! Bobolo wurde gewissermaßen zum Gelehrten, zum Forscher, zu einem etwas abseitigen, seinem Lieblingsfach, der Geschichte, ergebenen Spezialisten, Chronisten und Sammler erzogen. Er sprach auf vollendete Weise Englisch, Französisch und Italienisch und wurde von Herrn Falge in der Literatur dieser Sprachen gründlich unterwiesen, so daß er neben dem wirren und unnützen Wust, den die Schule uns eintrichterte, mit einer weit über das Maß des Üblichen ragenden Bildung begabt, das Gymnasium verließ. Etwa um dieselbe Zeit starb sein Vater, er mußte ein Brotstudium ergreifen, es war selbstverständlich das juristische, und sein Lebensweg schien vorgezeichnet. Ein ehemaliger Untergebener seines Vaters, jetzt selbst Leiter eines großen Bankinstituts, hielt dem jungen Juristen eine Stelle in seiner Bank offen — damit war die Familie der drängendsten Not enthoben, das Leben meines Freundes aber vernichtet.

Mit demselben Ernst und der gleichen Gründlichkeit, die während der Schulzeit sein Lieblingsstudium gekennzeichnet hatten, wandte sich mein Freund nun der Wissenschaft des Sozialismus zu. Er wurde in der jungen Bewegung des Landes Lehrer und Führer der für das öffentliche Wirken besser veranlagten Altersgenossen, auch der Alten, gleich geliebt und angesehen im Proletariat wie in den Kreisen der in ihre Zeit hineinwachsenden bürgerlichen Jugend. Das Glück der Freundschaft dieses erlesenen Menschen begleitet mich bis heute durch mein

wechselvolles, von Mißgunst, Mißgeschick und von der Einsicht des eigenen, oft elenden Versagens bedrücktes Leben: eine gerade, rein in die Höhe steigende Flamme.

✱

Mein Freund war der einzige Mensch, der von meinen literarischen Versuchen wußte. Ich verbarg sie sonst ängstlich vor allen. Denn schon in den ersten Monaten, nachdem wir die Schule verlassen hatten, begann ich, in den Nächten, nach Beendigung des eintönigen, widrigen Tagwerks, zu schreiben. Ich zündete meine Lampe an, stellte die kleinen, aus München mitgebrachten Kunstgegenstände, dann einen Teller voll Obst, Torte und eine Flasche Wein vor mich hin, damit ich es so gut wie möglich habe, und schrieb. Aber es waren schreckliche Geschichten, furchtbare Stoffe, die gar nicht zu dieser lusterregenden Umgebung paßten. Sie waren Ergebnis und Niederschlag der trostlosen Auflehnung jener zäh und fruchtlos dahingehenden Zeit meiner Jugend. Ich habe einige dieser Erzählungen im Band „Leidende Menschen“ gesammelt und veröffentlicht, und dieser Band ist meinem Freund gewidmet. —

✱

Es war die Zeit, um die aus Deutschland die Kunde vom Realismus in der Literatur kam, mit Zola, Ibsen und Dostojewsky als Erweckern, Initiatoren und Geburtshelfern.

Gerhart Hauptmann, „Bjarne P. Holmsen“, das heißt Arno Holz und Johannes Schlaf, und John Henry Mackay waren die ersten Namen, die zu uns drangen. In dem kleinen Laden des guten Freundes der Gymnasiasten, Rossitscheck, lagen die Bücher dieser jungen, noch unbekannten Autoren, neben Büchners „Kraft und Stoff“, dem eben erschienenen „Rembrandt als Erzieher“, von dem alle Welt sprach, den Heften der Stuttgarter „Neuen Zeit“, die Kautsky herausgab, und den ersten grünen Heften der „Freien Bühne“, wie ich das bereits erwähnt habe.

Ja, hier, auf einmal, hier zum erstenmal sprach das Leben zu mir, das Leben, wie es in Wirklichkeit war, wie es mich innerlich traf und anging, mit seiner Qual um die geringen Dinge, die sich so hoch übereinander türmen, daß der Ausblick sogar versperrt war zu den größeren, den gewaltigen des Menschenschicksals. Die Qual der fruchtlosen Auflehnung gegen das Gewöhnliche; Johannes Vockerats Verhängnis, Albert Schnells Untergang; das kleine nutzlose Leiden der Primitiven, Olle Kopelke, die Familie Selicke; das Programm der mikroskopisch deutlich wiedergegebenen Einzelheit des seelischen Vorgangs, als Erlösung von Leiden, Erkenntnis, Notwendigkeit, Gebundenheit, Tod. Eine kurze Novelle Mackays war es besonders, die dieser neuen Kunst des Wahren und Menschlichen den Weg zu erschließen schien: „Da erinnerte er sich plötzlich . . .“ und einzelne Szenen des „Friedensfestes“, die mir als vollendete Meisterschöpfungen ewig denkwürdig schienen.

Der gewaltige Eindruck dieser neuen, heutigen, mir so eindringlich das eigene Wesen widerspiegelnden Kunst beherrschte mich bald gänzlich. Mit sentimentaler Feierlichkeit, mit geheimer, mystischer Abschiedszereemonie stellte ich den „Trompeter von Säkkingen“, „Ekkehard“ und „Hugideo“ in einen entfernten Winkel meines Bücherschranks, den ich mir für mein erstes in der Bank verdientes Geld hatte bauen lassen. Die transparenten Butzenscheiben waren längst von meinem Fenster geschabt, das auf den Korridor des Elternhauses ging, und ich hätte hier wohl die tagaus, tagein vorübergehenden Gestalten des Alltagslebens genauer betrachten können von jetzt ab — wäre mein Tag nicht von früh bis spät unter der Gasflamme im Bureau abgerollt.

Irgendwie aber fühlte ich bald, daß mich die „Einsamen Menschen“, die Erzählungen Mackays, die „Familie Selicke“ nicht tief genug berührten, daß bei wiederholtem Lesen die Bewunderung des Technischen überwog, das Letzte, Ergreifendste immer mehr sich verflüchtigte, dann ganz ausblieb. —

Eines Tages begann in der „Freien Bühne“ ein aus dem Norwegischen übersetzter Roman zu erscheinen. Schon nach den ersten, unvergeßlichen Sätzen stellte sich in mir das Bewußtsein ein, daß ein entscheidendes Ereignis in mein Leben eingegriffen hatte; es war mehr als aufdämmernde Erkenntnis, als Aufhören der Seele — ein fast physisch erschütternder Vorgang der Entzückung, ein Drang, zu schluchzen, Glück mitten in der Not und Einsamkeit, der Bedrängnis, bemächtigte sich meiner, verursacht durch ein paar bedruckte Seiten einer Zeitschrift. Der Roman hieß „Hunger“ und sein Verfasser Knut Hamsun. Die Übersetzerin war Marie von Borch. —

Ich vermag nur schüchtern anzudeuten, welch elementares Erlebnis dieses Buch für mich geworden ist. Ich kann mir aber auch in dieser Distanz eines Menschenalters genaue Rechenschaft über die Ursachen meiner Erschütterung geben. „Hunger“ rührte an verborgene Quellen. Der Stil, die pathologische Eindringlichkeit der Darstellung von Erlebnissen eines durch seelische ebenso sehr wie durch physische Entbehrung zur Verzweiflung getriebenen, dabei übersensitiven und dem Lebenskampf ratlos und ohne Schutz gegenüberstehenden Menschen betraf mein eigenes Schicksal — und wie ich später im Laufe der Jahre erfuhr, das Schicksal meiner ganzen Generation. Denn ein Lebensalter lang hat Hamsun uns unaufhörlich beschenkt, mit Seelengut überschüttet, und nichts vermag die Dankbarkeit zu schildern, die dem noch heute Lebenden aus so vielen Leben seiner Zeitgenossen entgegenströmt.

Der Kontakt dieses tief verwandten Intellekts mit meinem labilen, durch Schmerz und den als hoffnungslos erkannten Kampf verstörten Gemüt erweckte auf beglückende Weise Lebensenergien, Entschlüsse in mir; Fähigkeit und Wärme wurden wach, zugleich der Mut, aus dem verborgenen Bezirk des Gefühls in die gefährliche Welt der gestalteten Wesen hinüberzutreten. Ich kann noch heute Sätze, ja einzelne Worte aus jenem Buch bezeichnen, die die Fesseln lockerten, lösten. Diese

unerhört eindringliche, in die Tiefen greifende Wirkung eines Kunstwerkes aber war nicht allein aus dem individuellen Schicksal eines Menschen zu erklären, der ein Gegengewicht sucht und findet gegen die Bedrückung des Lebens, sondern aus einem sonderbaren Motiv: der geographischen Isolierung der Stadt, die eine fast hysterische, sentimentale Beziehung zu allem Großen, Geistigen konstruierte, das aus dem Westen bis zu uns herüberdrang.

Nirgends in der Welt konnte sich, so glaube ich, eine Szene abspielen, wie die ich schildern will, als gerade hier in Pest. Ich erlebte sie ungefähr um dieselbe Zeit, um die ich Hamsuns Roman zu lesen begonnen hatte. Ibsen besuchte die Stadt. Man lud ihn ins Ungarische Nationaltheater, um ihm im „Puppenheim“ die ungarische Nora, Emilie Markus, zu zeigen. Als der Dichter abreiste, versammelten sich etwa dreißig Personen auf dem Bahnsteig. Plötzlich warf ein ältlicher Mann, Angestellter an einem kleinen deutschen Lokalblatt, sich vor Ibsen nieder und küßte ihm mit tränenüberströmtem Gesicht, wie ein Kind stammelnd, die Hände. —

*

„Entartung“ tauchte auf, das Buch Nordaus, der eigentlich Südfeld hieß und Budapest war. Die Parole der Entartung der modernen Kunst wurde eifrig wiederholt von Leuten, die von der gesunden klassischen und der normalen der verflossenen Epigonen-Periode gar keine oder doch nur oberflächlichste Kenntnis hatten. Die „Neue Freie Presse“ schrie „Entartung“ mit am lautesten, und den Bildungshungrigen wie den Sensationsbedürftigen der Stadt erschloß sich eine ganz und gar neue, unerwartete Welt: Maeterlinck, Huysmans, die französische Dekadenz, Baudelaire!

Ibsen wurde nach seinem Besuch allgemein gelesen. Die Hefte der Reclam-Bibliothek waren wohlfeil, das steigerte seine Popularität, man sprach, kritisierte, erhob und verdamnte seine Probleme und die Figuren, die

sie verkörperten. Nora galt von jeher als eine überspannte Person ohne Pflichtgefühl gegen ihren Mann und ihre Kinder. Die Frau vom Meere wäre, so hieß es, durch eine Tracht Prügel zu kurieren. Es waren hauptsächlich die Frauengestalten Ibsens, die die Geister beschäftigten. Denn auch die politische und soziale Gleichberechtigung der Frau war, ebenfalls aus dem Westen eingeführt, in die Mode gekommen.

Eleonora Duse kam nach Budapest. Sie spielte Sardou und den Sohn Dumas, „Fedora“, „Claudes Gattin“, „Die Kameliendame“. Aber auch „Nora“. Die Diskussion, wer „Nora“ besser spiele, die Ungarin oder die Italienerin, half der modernen Schauspielkunst zum Durchbruch.

Aber gleichzeitig kam eine Londoner Truppe mit dem berühmten „Tararaboomdeay“ ins Land, zum erstenmal schwenkten englische Girls ihre schlanken Beine und zarten Unterkleider vor dem kunstbessenen Publikum, und die Anglomanie des die Magnaten nachäffenden Teils des gebildeten Mittelstandes bekannte sich entzückt und bedingungslos zu dieser Manifestation westlicher Kultur.

*

Ein Freund meines Vaters beging Selbstmord. Mein Vater hatte mit seinem Freund vor Jahren dies erlebt: sie waren zusammen aus der Provinz, wo mein Vater Geschäfte abgewickelt hatte, nach Budapest zurückgefahren. Der Freund meines Vaters, Kaufmann wie er, stand vor dem Bankrott. Wiederholt hatte mein Vater ihm geholfen. Nachts, im Abteil des Schnellzugs, legten sie sich schlafen. Im Halbschlaf bemerkte mein Vater, wie aus seinem Mantel seine Brieftasche auf den Boden glitt, der verzweifelte Mensch sie aufhob, Geld aus ihr nahm, sie behutsam zurücklegte und sich bis Budapest schlafend stellte. Mein Vater sagte nichts. Er und der Dieb blieben jahrelang noch befreundet und mein Vater hat ihm bis an sein Ende beigegeben. Er hatte über sein Erlebnis kein Wort verlauten lassen, erst jetzt erfuhr ich sie durch meine Mutter zufällig.

Aus dieser Geschichte wollte ich eine längere Erzählung machen und gab die Arbeit erst nach Monaten auf, weil ich einsah, daß mein Können nicht hinreichte, um aus der Anekdote ins Allgemeine, Tragische zu gelangen, um es zu gestalten, daß Güte ein Schicksal nicht abwenden kann, und um die geliebte Gestalt meines weichen und gütigen Vaters als eine objektiv gesehene Figur aufzustellen.

Die Novellen und Skizzen, die ich im Band „Leidende Menschen“ veröffentlichte, waren einfacher. Sie behandelten unkomplizierte Stoffe, zumeist Situationen, aus denen sich die Vorgeschichte ergab, Episoden aus dem Leben vom Schicksal geschlagener Menschen, Armer, Krüppel, oder vom Gewissen allzu schwer Belasteter, Gezeichneter.

Am fünfundzwanzigsten Hochzeitstag meiner Eltern überreichte ich den Nichtsahnenden das schmale Büchlein, das ich bei Pierson in Dresden für dreihundert Mark hatte drucken lassen und dessen erste Exemplare gerade an dem Festtage eingetroffen waren. Dieses Angebinde wirkte auf meine Eltern wie ein Donnerschlag. Niemand hatte ja jemals, außer meinem Freunde, eine Silbe über meine nächtlicherweile ausgeübte Schriftstellerei erfahren.

Da war besonders eine kurze Erzählung: ein Arzt tötet sein neugeborenes Kind, das mit sichtbaren Anzeichen hereditärer Syphilis belastet zur Welt kommt, die das Entsetzen meines Vaters erregte. Eine andere, die das Problem behandelte: ob ein junger Chirurg, der an einer Patientin die Operation eines Uteruskarzinoms vorgenommen hat, recht tat, die gelähmte Frau zu heiraten, wurde von der Familie für die Ausgeburt eines durch und durch perversen Gehirns erklärt.

Mein Vater stimmte bald dem Urteil meiner Mutter zu: ein solches Buch und vor allem der Umstand, daß ich freie Zeit genug fand, um so etwas zu verfertigen, müsse meiner Bankbeamtenlaufbahn horrendsten Abbruch tun, mich vor meinen Vorgesetzten in ärgster Weise diskreditieren, und sie verwünschten ihre Nach-

giebigkeit, mit der sie mir gestattet hatten, meine in jedem Jahr mit drei Wochen bemessenen Ferien auf Auslandsreisen, die mich bis Paris und London geführt hatten, zu verbringen. Besonders die letzte Reise, die ihren Niederschlag in einer Pariser Novelle gefunden hatte, erschien meiner Mutter gefährlich, denn wenn ich früher für Wien als den idealen Ort, an dem ich zu leben wünschte, schwärmte, hatte jetzt Paris die Stelle Wiens eingenommen.

Die Gefährlichkeit der Lektüre Hamsuns ging ihr nicht auf: in meinem ersten Entzücken und Überschwang hatte ich „Hunger“ meiner Mutter zu lesen gegeben, allein sie war damit nicht über die einleitenden Seiten gekommen. — Das Büchlein „Leidende Menschen“ schaffte mir indes den Weg nach Wien. Ein Jahr nach seinem Erscheinen heiratete meine Kusine Malvine, die in St. Emerich an der Theiß meine Spielgefährtin gewesen war, einen freundlichen Wiener, der, als er mein Büchlein gelesen hatte, in wenigen Tagen meine Eltern zu überreden verstand und mir zur letzten Etappe meiner verlorenen Jahre, an einer Wiener Bank, verhalf. Was mein eigener Wille und das Mitansehn meiner täglichen Not durch all die Jahre meiner Jugend bei meinen Eltern nicht bewirkt hatte, wurde Ereignis durch einen freundlichen Gedanken und wenige gute Worte, die ein Fremder an mein Erstlingswerk verschwendete.

Ehe ich aber von meinen Wiener Jahren spreche, muß ich von dem Ursprung, von dem Erwachen des sozialen Instinkts berichten, das, wie in mir, sich zur gleichen Zeit in jungen Menschen meines Umkreises ankündigte und die Entwicklung vieler Leben zu bestimmen anfang.

★

Wie in den meisten Bürgerhäusern, hatten es die Dienstboten in meinem Elternhaus nicht gut. Die Köchin war unter den drei dienenden Personen die bevorzugte, denn mein Vater war in kulinarischen Dingen anspruchsvoll. Die Stubenmädchen wechselten oft. Beim peinlichen Vorgang des Saubermachens und Hantierens

mit Eßgeschirr ging zuweilen etwas in die Brüche, und der „Schaden“ durfte laut Vertrag vom mageren Lohn abgezogen werden. Das führte nicht selten zu wahren Schreckensszenen, Drohungen und weiterer Zertrümmerung kostbaren Meißner Porzellans. Das Küchenmädchen aber war ein bedrängtes Geschöpf, es kam zu meist frisch vom Lande, hatte ungeschlachte Manieren, Heimweh, und wurde von den beiden Vorgesetzten wie von der Gnädigen tyrannisiert. Diese letzte, verachtetste Dienstbotenkategorie war es auch, die im Haushalt am öftesten wechselte. Der „Zubringer“, eine Großstadterscheinung übelster Art, ein Taugenichts von einem Kerl, der als Vermittler zwischen dem Gesindebureau und den „herrschaftlichen Häusern“ fungierte und für jede vermittelte Stelle von den armseligen Geschöpfen Geld bezog, brachte die Dienstboten ins Haus. Sie wohnten in einem verschlagartig durch einen Vorhang abgetrennten Raum des Durchgangszimmers von der Küche zum Speisezimmer. Die Vorrätekammer war stets verschlossen, die Schlüssel in Verwahrung meiner Mutter, „Verrechnen“ war oft ein hochnotpeinlicher Vorgang. Der Friede der Mahlzeiten durfte mit Rücksicht auf meinen Vater nicht gestört werden, alle Konflikte wurden vorher und nachher ausgetragen.

In einer Versammlung, die die junge sozialdemokratische Partei Ungarns veranstaltete — ich ging zuweilen dorthin, um meinen Freund sprechen zu hören — sprach einmal solch ein armes, enterbtes Geschöpf über seine Not. Es sprach stockend, selbst verwundert über seinen Mut, das getretene Wesen suchte nach einem Ausdruck seiner Qual, viele lachten, manche wurden ernst.

Ich habe es später erst begriffen, warum die Dienstbotenfrage, die den Bürgerssohn zuerst das Wesen der Klassenungerechtigkeit lehren sollte, so wenige Rekruten ins Lager des Proletariats hinüberlenkt. Und als ich die Ursachen erkannte, sah ich auch zugleich die Notwendigkeit des Klassenkampfes ein.

Das Temperament meiner Mutter riß sie, nicht lange nach jener Versammlung, bei Tische hin. Ganz gegen

den Brauch kanzelte sie das auftragende Mädchen ab. Ich ergriff die Partei des Mädchens, sagte zu ihr: „Antworten Sie doch! Sie brauchen sich Beleidigungen keineswegs gefallen zu lassen! Sie sind doch ein Mensch wie wir!“ Als das bestürzte Mädchen zitternd und wortlos hinauslief, da hatte ich es mir mit den Diensthofen ebenso gründlich verdorben wie mit meinen empörten Eltern. Ich hatte die Heiligkeit des Familientischen beschmutzt. Die Geschwister wuchsen heran, ich war, wenn möglich, noch in verschärftem Maße der Ausgestoßene. Wochenlang saß ich schweigend bei Tische. Wenn ich mit dem letzten Bissen im Munde davonging, verbitterte sich die Stimmung bis zur Unerträglichkeit. Jedermann fühlte heraus, ich selbst nicht zuletzt, daß ich den Auftritt nicht so sehr aus Mitgefühl mit dem Mädchen, als aus Auflehnung gegen meine Mutter verursacht hatte.

*

In Paris begannen die Anarchisten ihre Attentate. Die Propaganda der Tat wurde mitsamt dem Sozialismus, gegen den in Deutschland der Sturm der Bismarckschen Regierung sich erhoben hatte, wie Jahre zuvor der Nihilismus, das Schreckgespenst der Bourgeoisie.

Welche Kraft lenkte die Bombenwürfe der Anarchisten? Welche Symbolik lag der Folge ihrer Handlungen zugrunde? Woher stammte dieser ungezügelter individuelle Haß gegen die Gesellschaft? Aus dem persönlichen Schicksal dessen, der die volle Verantwortung für seine Tat trug, oder aus einem System, aus der Kollektivität? Hatte er Organisation, Aktionsplan, kühle Berechnung zur Voraussetzung? Das war unwahrscheinlich.

Die Romantik, die jene Taten in Paris umwitterte, übte auf die Phantasie einen starken Reiz aus.

Ich hatte die Theorien des Marxismus aus Kautskys popularisierender Schrift empfangen; die Schriften Lassalles, das Arbeiterprogramm und die Reden; Bebels „Frau“, Plechanows „Anarchismus und Sozialismus“, eine Reihe von Artikeln der „Neuen Zeit“ von Stern,

Bernstein, Bracke und Mehring; das Erfurter Programm und der Katechismus des Sozialismus. Ich las vieles, was mein Freund Bobolo mir empfahl und fand es meinem Denken fremd. Die Kassettengeschichte Lassalles fesselte mich mehr als mancher agitatorische Teil seiner Schriften. Wie ich ein schlechter und unaufmerksamer Leser philosophisch-theoretischer Bücher war, so rebellierte mein Gehirn gegen die Verarbeitung von Systemen und Paragraphen in einer Materie, zu der ich in rein gefühlsmäßigem Verhältnis stand. Die direkte, explosive Art des Sichrechtschaffens, wie die Anarchisten sie übten, war mir verwandter als die langsame Evolution durch den wissenschaftlichen Sozialismus. Das Destruktive ging mich näher an als der langwierige Aufbau mit seinem schwerfälligen Prozeß bürgerlicher Reformen, Parlament, Wahlrecht, Gewerkschaftsarbeit. Was meine soziale Revolte bestimmte, war ja eben die Versklavung in den traditionellen Organisationen, die ich schon erlebt hatte: Familie, Schule, Bank. Die Autorität, unter deren Fuchtel Geburt, Kindheit, Jugend, Reife, das ganze Leben sich vollzog, sie war der Feind. Durch jene theoretischen Schriften, mehr aber noch durch Besuche von Versammlungen, Gespräche mit meinem Freund, lernte ich auf dem Grunde dieser Autorität die kapitalistische Hörigkeit erkennen, die das Verhältnis, das Familieninteresse, die Dominationsucht der Eltern über die Kinder ebensosehr bestimmte wie durch die Schule die Erziehung zum gehorsamen Staatsbürger, Steuerzahler, das Festgeschraubtsein in der Klasse, in der man geboren war.

Gerade weil ich mich so schwach, so unfähig fühlte, aus dem Zwang der Autorität herauszuschlüpfen, die Fesseln des Drills, der Versklavung abzuschütteln, gerade darum verlockten jene Pariser Individual-Sozialisten mit so mächtigem Ruf zur Freiheit. Sie waren frei! Sie hatten es nicht nötig, um die Autoritäten, denen der einzelne so rettungslos verfallen war, zu bekämpfen, sich sofort wieder, oder besser gesagt: zum Überfluß noch unter das Gebot neuer Autoritäten, der

Parteihauptlinge, der Gewerkschaftsführer, der aufoktroierten politischen Disziplin zu begeben. Was war das für eine Freiheit, für ein Kampf, der von Disziplin zu Disziplin führte? Es schien, als könne die Menschheit gar nicht Zwang genug erdulden, da sie, um einer Tyrannie zu entgehen, sich sofort eine neue anschaffte!!

Irgendwo hatte ich Diderots Vers:

„La nature n'a fait ni serviteur ni maitre,
Je ne veux ni donner, ni recevoir des lois!“

zitiert gefunden und ich hatte mir ihn aufgeschrieben. Ich kannte kein Wort, das mich hätte tiefer berühren, zu vollerer Zustimmung hinreißen können. Es entsprach dem eigensten intuitiven Gebot des primitiven Dranges im Menschen, der göttlichen Revolte, die in dem geknechteten Individuum dieser gesellschaftlichen Zusammenhänge latent lebt, ein „Sesam, öffne dich!“ waren diese einfachen Worte.

Nicht mehr, so wenig wie möglich gehorchen müssen!

Wie plausibel und suggestiv waren die Taten der Pariser. Sie wiesen auf die Punkte hin, wo der Feind saß: die Börse, das Parlament, die Stätten des Luxus, des Amusements. Gewiß werden sie ihre Bomben in die Kirchen werfen, in die Verwaltungsgebäude, in das Justizministerium, in das Ministerium für Unterricht, die Brutstätte der geistigen Versklavung des Volkes. Sie legten wirklich das Torpedo unter die Arche, wie der alte Revolutionär es verlangte. Stockmann war Anarchist, wie viele seiner Gestalten noch! Raskolnikow, die Helden des *Germinal*, Moritz Jäger in den *Webern*, alle aus künstlerischem Drang entstandene Gestalten, alle aus demselben Drang schaffenden Menschen – meine eigenste Familie!

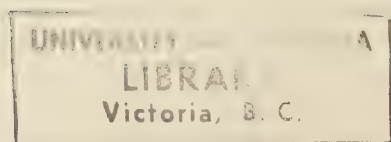
Eines kam noch hinzu. Ich vermochte mir rein persönlichen Kontakt und Einvernehmen mit den freien, idealistischen Persönlichkeiten der Pariser Bewegung, Emile Henry, Ravachol, Vaillant, den ehrwürdigen Brüdern Reclus, Jean Grave, dem Heiligen, weitaus leichter vorzustellen als mit den Proletariern in den

Versammlungen, in denen Bobolo sprach. Ich fühlte gemeinsam mit ihrer Sache und vermeinte mit ihnen durch ein gemeinsames Fluidum der Revolte verbunden zu sein. Aber auf ewig kam ich, aus der Bourgeoisie stammender, verbitterter Bürgerssohn, mir von dieser großen, anonymen Masse getrennt vor, dieser durch halbbegriffene, falschverstandene Parolen, den Lohnkampf, den sie begriffen, den Freiheitskampf, der über ihren Horizont ging, zusammengetriebenen Masse von Halbbauern — den Kéri bá's, obzwar sie in der Großstadt, in den Fabriken hausten!

Verdüsterte Stadt — Stadt im Licht

Als ich so weit war, daß ich nach Wien durfte, da war es eine andre Stadt, nicht die Märchenstadt der Kindheit, die mich aufnahm. Frühmorgens lief ich von meiner Stube in der Schwarzspaniergasse, gegenüber vom Beethovenhaus, in die Bank, abends trieb ich mich, oft zu später Stunde, durch die Gassen, todmüde und elend heim in meine Stube. In dem Bankverein, in den mich mein freundlicher Wiener Verwandter hineinprotegiert hatte, fand ich Streberei, Haß, Verleumdungssucht, alle meskinen Eigenschaften subalternen Beamtengeistes in so hohem Maße entwickelt, wie ich es in jener Pester Bank mir nicht hätte vorstellen können. Unter dem tyrannischen Direktor, dem der Beamte als Ware galt, wucherten all die schmutzigen Instinkte des Emporkommenwollens auf Kosten des Kollegen in die Höhe.

Kam ich noch zeitig genug zur „Burg“, so war ich doch hundemüde, die Augen fielen mir zu, und ich wußte: obzwar ich mit meiner Tagesarbeit fertig geworden war, saßen die anderen, mit denen ich in einem übelriechenden Hofzimmer zusammengepfertcht arbeitete, noch weiter über ihren Schreibtischen, um das Wohlgefallen des Abteilungschefs Bržezina zu erregen. Wenn ich noch



zurechtkam, um in Ottakring, Fünfhaus oder Rudolfsheim Pernerstorfer, Viktor Adler oder Elbogen sprechen zu hören, oder wenn ich an Sonntagen mit den Arbeiterzügen marschierte, das „Lied der Arbeit“ mitsingend, dann geschah es halb mechanisch; ich war nicht mit ganzer Seele dabei, wußte, daß meine Wünsche, meine Ideale ihre Heimat anderswo hatten.

In französischen Zeitungen las ich viel über die abflauende Bewegung in Paris. Nach der Hinrichtung Ravachols, Vaillants, Emile Henrys, nach dem Prozeß der Dreißig war eine Phase der Beruhigung eingetreten. Aber neue Namen tauchten auf, mit einem Schimmer menschlicher Größe und Integrität, ähnlich jenem, der wie ein Heiligennimbus die Gelehrtenbrüder Reclus, den Schuhmacher Grave umgab. Solch eine Gestalt war die des Lehrers Paul Robin, der in einem kleinen Ort des Departements Haute-Loire, Cempuis, auf freier anarchistischer Grundlage eine neue Schule gegründet hatte.

Es war vielleicht der erste freie Versuch einer Schulgemeinde, lange vor den Experimenten der deutschen Pädagogen, und hatte seine Wurzeln in Fouriers Phalanstère, in Cabets Ikarien, in Owen und Proudhon. Unter den Schülern bestand Koedukation, Schüler und Lehrer bildeten eine einzige Gemeinde, einen Freundeskreis, die Auswahl der Schulgegenstände, die Art des Vortrags, das Abwechseln von Garten-, Feld- und Werkstattarbeit mit den Lehrstunden, die „Hymne an die Sonne“, die die Kinder sangen, statt der durch die bürgerliche, kapitalistische Unternehmer- und Panamisten-Republik geschändeten „Marseillaise“, all dies schien eine Neugeburt des Gewissens, eine neue Freiheit anzukündigen.

Ich schrieb an Robin und er antwortete mir. Das Unternehmen war durch Staat und Geistlichkeit schwer bedrängt, aber durch Geldzuschüsse und hartnäckige Zeitungspolemik hätte es sicher über Wasser gehalten werden können. Dies schrieb mir Robin offenherzig. Er schien in mir einen tatkräftigen Förderer zu vermuten, und als ich ihm wieder schrieb, ich hätte nichts

zu bieten als meinen Enthusiasmus und meine bittere Jugenderfahrung, die mich die töricht-tödliche Methode des heutigen Schulunterrichts und ihre Wirkung auf meine der Liebe und Kameradschaft bedürftige Kindheit hatte erkennen lassen, da lud er mich nach Paris ein, — er lebte, in einer Krise von Cempuis, mit seinen Söhnen in einem Vorstadthäuschen. —

*

Wien hätte in mancher Hinsicht die Erfüllung dessen sein können, was ich mir so lange vom Leben in dieser Stadt versprochen hatte. Meine Verwandten waren mit Brahms und Goldmark befreundet, mit Ignaz Brüll verwandt; in ihrem Hause hörte ich die beste Musik und traf mit einem Kreis zusammen, dem auch junge Dichter, Hofmannsthal, Specht, angehörten und Arthur Schnitzler, dessen Drama „Das Märchen“ einen so starken Eindruck in mir hinterlassen hatte wie die frühen Werke Hauptmanns.

Im Musikvereinssaal begann Löwe Bruckners Symphonien zu dirigieren. In der Oper hörte ich zum erstenmal den „Ring“ in deutscher Sprache. Das Burgtheater war jetzt ins neue Haus übersiedelt. Es hatte ein schwankendes Repertoire, in dem aber Ibsen bereits Raum fand, soweit seine Werke dankbare Rollen für die alte Garde der großen heroischen Burg enthielten. Denn noch standen Mitterwurzer, Lewinsky, Gabillon, Sonnenthal und die Wilbrandt-Baudius auf ihren Posten. Und so konnte es geschehen, daß neben den „Stützen der Gesellschaft“, den „Kronprätendenten“ und „Hanneles Himmelfahrt“ solch unwahre und effekthaschende Stücke wie Richard Voß' „Neue Zeit“ und Fuldas „Arbeiterschauspiel“ „Das verlorene Paradies“ wie Offenbarungen einer neuen Periode des Dramas wirken konnten!

Im Burgtheater spielte um diese Zeit auch Ferdinand Bonn. Ich weiß nicht mehr, wie oft ich im Laufe von zehn Monaten seinen „Hamlet“ gehört habe. Ich lud den Zorn meiner Vorgesetzten auf mich, weil ich

um sieben auf meinem Galerieplatz sitzen mußte. Neben Mitterwurzer, den ich zuletzt bei der Erstaufführung von „Klein Eyolf“ auf der Bühne stehen sah, habe ich in jenen Jahren Bonn meine stärksten Erlebnisse im Theater verdanken können. Und im kleinen Josephstädter Theater einem seither verschollenen Komödianten, Maran, der in einer französischen Pantomime einen gespenstischen Buckligen spielte. —

Es hätte mir nicht an Ansporn, Anstoß, Entzücken gefehlt, hätte ich all dieser Genüsse nur froh werden können. Auch an äußerer Ermunterung zur Arbeit fehlte es nicht; meine kleine Novellensammlung hatte überraschenderweise eine Anzahl günstiger Besprechungen in Zeitungen und Literaturblättern gefunden, ich erinnere mich einer besonders freundlichen von J. V. Widmann im Berner „Bund“, und so hätte ich an dem Band „Scheidewege“, den ich zur Hälfte fertig hatte, mutig weiterarbeiten können. Nur eine einzige boshafte und abfällige Kritik meines schüchternen Erstlingsversuchs erschien um die Zeit, während meines Wiener Jahres, in einer kleinen Zeitschrift; sie stammte von Felix Salten, ich wurde in ihr ein Ladenschwengel genannt, der in novellistischer Form damit prahlte, daß er ein paar Tage lang in Paris gewesen sei. Das war zynisch und ungerecht und schmerzte tiefer als ein Nadelstich, denn es traf mich in einer chaotischen Zeit des Unglücks und der Widersprüche. Aber Zustimmung wie Hohn vermehrten nur den Willen, die schwere Last, unter der mein Leben zusammenzubrechen drohte, hinzuwerfen und den Weg zu gehen, den ich mir vorgezeichnet glaubte.

✱

Noch in Budapest hatte ich einen Brief von einem jungen Mädchen aus Wien erhalten, das „Leidende Menschen“ gelesen hatte. Der Brief war mit einem Pseudonym unterzeichnet und verriet einen edlen und leidenden Geist, der tiefer und mit größerer Intensität an die Ergründung seines Daseins herangetreten war, als

es mir, dessen war ich sicher, jemals gelingen würde. Dieser Briefwechsel, in dem ich stets aufs neue der Beschenkte war, dauerte ein Jahr lang. Als ich nach Wien übersiedelte, schlug ich eine Begegnung vor. Ich schickte der Unbekannten ein Billett für das Raimundtheater, konnte aber erst, da ich mit meiner Arbeit nicht rechtzeitig fertig wurde, um die Mitte des ersten Aktes kommen. Ich saß etwa eine Viertelstunde neben einem schönen, dunkeläugigen Mädchen von jüdischem Typus, mit einem blassen Gesicht und wunderbaren Händen – und hatte sofort nach den ersten Augenblicken dieses stummen Nebeneinanderseins die zwingende Gewißheit, daß diese in mancher Beziehung hohe Freundschaft unrettbar in die Brüche gegangen sei.

Ich konnte das gut verstehn. Mein Aussehen blieb bis in spätere Jahre befremdlich, Gesicht und Gestalt hatten etwas kindlich Unentwickeltes, Zurückgebliebenes, und die seelische Unsicherheit, in die ich durch meine äußeren Lebensumstände geworfen war, mußte wie ein abstoßendes Fluidum auf Menschen voll Lebenswillen, reger Eindrucksfähigkeit und der Spannkraft der Jugend wirken.

Ich blieb mit dem jungen Mädchen trotzdem noch lange, bis in meinen Pariser Aufenthalt hinein, im Briefwechsel, sah sie aber einige Wochen nach unserer Begegnung im Volksgarten mit einem großen, gutgewachsenen jungen Mann von hübschem, intelligentem Aussehen lustig plaudernd daherkommen und wich den beiden aus, um dem jungen Mädchen nie wieder zu begegnen. –

Um dieselbe Zeit vernichtete ich den Band Novellen, den ich begonnen hatte, und entwarf einen Roman „Weiße Liebe“, dessen Schauplatz ich in Paris erblickte und den ich nur dort schreiben zu können wähnte.



In dem kleinen Kaffeehause hinter der Universität, in dem ich nachts vor dem Nachhausegehen meinen schwarzen Kaffee trank, um noch ein paar Stunden wach bleiben zu können, war einigemal ein junger

Mensch mein Nachbar, mit dem ich dadurch ins Gespräch kam, daß er mir den „Figaro“ und das „Echo de Paris“ herüberreichte, wenn er die Lektüre beendet hatte. Er war Pole, hieß von Zakrzewski, und ich erfuhr nicht, welchen Beruf er ausübte, noch, wovon er lebte. Er deutete an, daß er von seiner Familie wegen irgendwelcher Erbschaftsmanipulationen verstoßen worden sei und nach Argentinien auswandern wolle; das nächste Mal aber nannte er Ägypten, dann wieder Mexiko. Er war ein Mensch von phantastischen Anschauungen, in meinem Alter, wußte offenbar von der Welt, in der er herumgestoßen worden war, viel mehr als ich, und rühmte sich seiner okkulten Kraft über das Schicksal von Menschen mit ungefestigter Weltanschauung. Diese Kraft, so sagte er, ginge so weit, daß er jemand, wenn er nur die nötige Konzentration aufbringe, aus der Ferne, ohne ein Wort an ihn zu schreiben, ohne sich in irgendwelchen Rapport mit ihm zu setzen, zu Taten verhängnisvoller Art, ja zum Selbstmord zwingen könne. Er sagte mir, er habe jetzt das Experiment mit einem Mitglied seiner Familie vor. Er behauptete im Zusammenhang mit den Taten der Pariser Anarchisten, von denen die französischen Blätter berichteten: diese Taten werden von einer zentralen Gewalt, einem starken direkten Willen veranlaßt, es gibt keine individuelle Handlung, es beruht bei den selbständigsten noch auf einer Organisation, einer zentralen Figur, die im Hintergrund bleibt; es ist nicht Gott und nicht der Teufel, auch nicht, was man den Zeitgeist nennt, es ist ein Mensch, der seine Fähigkeit kennt und auch die Art, sie zu verwerten. —

Eines Tages erklärte er mir, seine Familie habe jetzt von seiner Absicht Wind bekommen, die Polizei sei hinter ihm her, er müsse sich verbergen. Er kam dann nicht mehr ins Kaffeehaus, und ich hörte auch nichts mehr von ihm, obzwar ich ihm meine Adresse angegeben hatte, für den Fall, daß ich ihm in irgendeiner Weise behilflich sein könnte. —

Um Weihnachten herum war ich mit meiner Nervenkraft zu Ende. Meine Verwandten schickten mich zu einem berühmten Arzt, der sich dann später in der Psychoanalyse hervorgetan hat; er sagte mir: „Ich gebe Ihnen Brom zu fressen, bis Sie dumm sind“; ich sagte: „Geben Sie nur, ich werfe Ihr Brom zum Fenster hinaus, oder, noch besser, mich selbst.“ Die Kerze brannte an beiden Enden. Ein kurzer Krankheitsurlaub nach Meran und Venedig half nichts. Es blieb mir nichts übrig, als entweder die Nachtarbeit aufzugeben, das Schreiben, oder die Arbeit in der Bank. Ich schrieb an meinen Freund nach Pest, der mich glücklich gepriesen hatte, weil ich endlich in Wien leben durfte; er hatte mich jahrelang am Rand des Selbstmordes dahingehn sehen — jetzt war ich reif. Durch Überreizung, Erlebnisse, Einsicht des Nichtweiterkönnens war mein Wille gebrochen.

Unter dem Weihnachtsbaum bei meinen Verwandten fand ich ein Geschenk: ein Buch von Ferdinand von Saar, eines von der Ebner-Eschenbach. Nach den Feiertagen tauschte ich diese beiden Bände gegen Laura Marholms Buch und den neuerschienenen Roman von Knut Hamsun: „Mysterien“, ein.

Ich las „Mysterien“, strengte mein zerrüttetes, zu Tode ermüdetes Gehirn an, jedes Wort dieses Buches aufzunehmen wie ein Gnadengeschenk, einen Liebesgruß, eine Botschaft, einen unverhofften rettenden Lichtschein. Zum zweitenmal in meinem Leben entschied ein Werk dieses Dichters über mein Schicksal.

Eines Abends, zu Beginn des neuen Jahres, kehrte ich spät aus der Bank heim. Um noch ein wenig zu gehn, machte ich einen Umweg, ging durch die innere Stadt, wollte erst über den Ring heim nach meiner Stube in der Schwarzspaniergasse. Auf dem etwa halbstündigen Wege kam ich an vier beleuchteten Turmuhren vorbei. Die erste wies auf ein Viertel vor elf. Etwa zehn Minuten später wies die zweite auf ein Viertel vor elf. Nach einem weiteren Zeitraum, den ich nicht zu bestimmen weiß, las ich von der dritten, bald darauf von der vierten dieselbe Minute, dieselbe Stellung der beiden

Zeiger auf der hellerleuchteten runden Scheibe. Ich erinnere mich genau an den lähmenden Schreck, der aus diesem trivialen Zufall sich meiner bemächtigte, mir in die Glieder fuhr. Die Zeit stand still. Vielleicht war ich überhaupt längst schon tot. –

Daheim setzte ich mich an meinen Tisch und teilte meinem Vater mit, daß ich bei der Direktion um meine Entlassung einkommen werde. In meiner Lage sei es für mich unwesentlich, wie dieser Schritt zu Hause von ihm, von meiner Mutter beurteilt werden würde. So bald wie möglich wollte ich nach Paris fahren und ein Buch schreiben. Es werde sich erweisen, ob und wie ich dort leben können würde. – Ich brachte den Brief gleich zur Post. Nächsten Morgen ließ ich mich beim Direktor melden. „Was werden Sie denn anfangen“, fragte er mich. „Ich will mich der Schriftstellerlaufbahn widmen.“ „So, widmen,“ sagte er mit ironischer Miene. Ich hatte mich etwas pathetisch ausgedrückt, das war sicher. – Als ich zu meinem Schreibtisch zurückkehrte und die Kollegen von meinem Entschluß erfuhren, da sagte der eine sofort, ohne nachzudenken: „Wenn man wohlhabend ist ...“ Haß und Erbitterung, der häßliche, bittere Neid schlug über meinem Kopf zusammen. Ich blieb inmitten dieser Atmosphäre noch die vorgeschriebenen vier Wochen im Amt. –

Einige Tage nach Absendung meines Briefes kam die Antwort meines Vaters. Sie lautete, wie ich es von dem gütigen, weichen Menschen nicht anders erwartet hatte. Er gab seine Einwilligung zu meinem Entschluß, der seiner Lebensanschauung, den Vorurteilen und Erfahrungsergebnissen seiner Klasse diametral widersprach. Der Beruf, den ich erwählte, schien ihm unheilvoll, er sah für mich nur Unglück und Qual voraus. Aber er, der fremdes Leid nicht mit ansehen konnte, vermochte es nicht zu ertragen, daß sein eigenes Kind ihm Vorwürfe über ein verlorenes Leben mache. Er selber kränkelte in den letzten Jahren, hatte Furcht vor dem Sterben, er konnte es nicht ertragen, daß ich von Not und Tod zu ihm redete. Er sicherte mir eine Summe zu, die

er mir monatlich überweisen wollte, und empfahl mich dem Schutz Gottes, an den er glaubte. Er bat mich nur, meiner Mutter erst aus Paris zu schreiben, denn er selber bringe den Mut nicht auf, ihr von meinem Entschluß und seiner Zustimmung Kenntniss zu geben. –

So endete für mich diese lange Leidenszeit der Jugend, mit dem hellseherischen Brief meines Vaters, der mir Unglück und Qual voraussagte. Aber kein Gott hätte mich retten können vor dem Verhängnis der Blutvermischung eines gütigen, schwachen Charakters mit einem eigenwillig starren, überlegenen, vor dem Verhängnis dieses jüdischen Schicksals. Schmerz und Liebe ergreifen mich, wenn ich heute auf den längst vergilbten Brief schaue, in dem jedes Schriftzeichen den erregten Schlag des reinen Herzens meines Vaters beweist.

*

Über den Boulevard St.-Michel geht im strahlenden Licht, es ist ein Vormittag und Frühling, ein alter Vagabund. Nein, er geht nicht, er stolpert, torkelt, von einem grauhaarigen, wüsten Frauenzimmer geführt, vorwärts. Sein alter, schäbiger Schlapphut ist ihm halb übers Gesicht gefallen, man sieht noch ein verschwimmendes Auge unter der Krempe und errät unter dem Hut einen mächtigen zerbeulten Schädel. Aus dem ungepflegten gelben Schnauz- und Knebelbart grinsen Zahnlücken. Der Alte hat einen derben Knotenstock in der Hand, er ist groß gewachsen, mit einem weiten, fleckigen Anzug bekleidet, man sieht, der alte Saufbold ist betrunken am hellen Tage. Aber es ist nicht die grelle, zynische Schamlosigkeit des hoffnungslosen Lasters um seine breite, schlotternde Gestalt, sondern es ist eine versteckte, verschüttete, höchst königliche Würde um diesen alten Taugenichts und auch über den verwitterten Zügen seiner alten Gefährtin.

Wie hold ist dieser Morgen. Wie sonnig! Die Tischen vor den Cafés, dem Harcourt, der Source, sind bereits besetzt. Studenten und junge Mädchen, die Grietten des lateinischen Viertels, sitzen im Sonnenschein

da. Verkäufer gehen von Tisch zu Tisch, Oliven, Fächer, Blumen in Körben feilhaltend; die Pracht der früh blühenden Gärten breitet sich aus, Tulpen, Hyazinthen, Primeln und Anemonen.

Der alte Vagabund geht vorüber. Von den Tischen springen die Studenten, die jungen Mädchen auf. Sie greifen in die Körbe der Blumenverkäuferinnen und streuen mit vollen Händen die bunten, herrlichen Blüten auf den staubigen Asphalt vor die Schritte des Alten und seiner alten Gefährtin. Die beiden schreiten über einen blühenden Pfad vorwärts, unter dem betörenden Licht des Morgens.

„Vive Verlaine!“

Der Ruf, das Geschrei, Jubeln pflanzt sich fort, den Boulevard entlang. Die Kellner kommen aus den Cafés, in ihren blanken Schürzen, die Servietten unterm Arm, stehen da und sehen den gelben Silen vorwärtsschwanken. Die Blumenweiber lachen und reißen die Augen auf, es ist ihnen nicht bang, sie werden bezahlt werden.

★

Gestern habe ich meine Stube im vierten Stock des Hôtel de Médecis gemietet, gleich hier nebenan in der Rue „le“. Man wird diese Gasse auf dem Plan von Paris vergeblich suchen. Es ist die alte Rue Monsieur le Prince, die, als die Revolution mit Monsieur und den Prinzen aufgeräumt hat, vom Volksmund diesen Namen, die übriggebliebene Silbe zum Namen bekommen hat. Es ist eine hohe und enge Gasse, sie läuft in spitzem Winkel vom Boulevard St.-Germain zum Luxembourg-Garten; hier, nahe zum Garten, ist mein kleines, altes Studentenhotel. Gestern war ich mit einem kleinen Kranz auf dem Montmartre-Friedhof bei Heine, morgen werde ich nach dem Père Lachaise gehn zu Mussets Grab. Ich werde mir vielleicht einen Zweig von der Weide über Mussets Hügel reißen und ihn mit nach Hause nehmen. —

„Mes chers amis, quand je mourrai,
plantez un saule au cimetière . . .“

Warum geh' ich zu Mussets Grab, ich habe doch Baudelaire in meiner Bücherkiste mitgebracht und Verlaine – aber es ist wohl, weil ich früher, auf Urlaubsreisen, bei Musset war, und weil mir, heute besonders, ein Vers Mussets im Ohr klingt, der so lautet:

„Jours de travail, seuls jours, ou j'ai vécu
o trois fois chère solitude!“

★

Nicht weit von meiner Stube, ich brauche nur die Rue de Vaugirard entlang zu gehn, ist das Odéontheater mit seinen Kolonnaden, und vor dem Theater erstreckt sich, weit und duftend im lichten Grün, der Garten des Luxembourg; hell und licht, weit und herrlich, wie mein eben erschlossenes Dasein, wie die Freiheit in der einzigen Stadt – das ist mir der Garten des Luxembourg.

Von Paris sehe ich wenig. Ich gehe wohl ab und zu hinüber ans rechte Seineufer, in die Nationalbibliothek, in die Comédie française, zu Antoine, auf die großen Boulevards; aber ich gehe ungern allzuweit fort von meinem Schreibtisch. Der Luxembourg-Garten ist meine Heimat, wie mein Buch „Weiße Liebe“, das ich zu schreiben begonnen habe, meine Heimat ist. In diesen beiden, dem Garten und dem Buch, lebe ich ein Dasein, an dem die Seele innigeren Anteil hat als der Körper, diese irdische Existenz, dieses Hienieden.

Wie sehe ich sie vor mir: das kleine Marmorbassin mit den Bänken, vor dem Denkmal der Marie de Médicis, gleich beim Odéontheater. Pärchen sonnen sich dort, Hand in Hand, alte Leutchen werfen den bunten Enten Semmelbrocken zu, ein junger Dichter liest Tag für Tag aus demselben Buch Gedichte. Ich liebe sie alle, die freundlichen Alten und die weltverlorenen Jungen und die liebenswerten, einschichtigen Sonderlinge, die mit den flatternden Blicken, die alles um sich vergessen haben, und die drolligen Tiere im kleinen Wassertümpel – ach, ich kenne jeden Baum und Strauch, jeden Pfad und jede Marmorfigur und jede Blume in dem weiten,

duftenden Garten. Ein volles Jahr lang ist der Luxembourg mein Aufenthalt, ich kenne ihn zu allen Jahreszeiten, zu jeder Tageszeit.

„O trois fois chère solitude...“

Oft ergreift mich ein Fieber der Einsamkeit. Ich müßte wohl, wenn mich die Arbeit, die wie ein Krampf mich packt und schüttelt, aus ihren Klauen läßt, unter Menschen gehen, Menschen aufsuchen, ich bringe es nicht zuwege. Jetzt sind Nadeshda Dtorff und Eugen Herold einander begegnet. Ich kenne das kleine Restaurant, in dem es geschah, und ich lasse mir die einfachen Speisen geben, die sie an jenem Abend gegessen haben. Dann gehe ich hinüber in die Studentenkneipe auf dem Boulevard nahe zum Pantheon, wo, ein paar Kapitel später, Castillo auf einem Tisch tanzen wird. Und in die kleine Gasse beim Boulevard St.-Germain treibt es mich zur nächtlichen Stunde, dort ist ein Haus, in einem hochgelegenen Stockwerk, ganz unter dem Giebel, ist ein Fenster mit blauem Tuch verhangen, dort wohnt der alte Spiritist Warg. All das sind Dinge, die mich fiebern machen vor beseelter Einsamkeit.

Ich glaube: das ist Leben, Glück, Dasein. Ich bin endlich mein eigener Herr geworden, souverän kann ich kommen und gehen, denken und arbeiten, wozu es mich drängt, nach eigenem, eigenem Gebot. Und doch –

Und doch, zuweilen ist es mir, als sei ich, mitten in der Einsamkeit, die ich selber gewählt habe, das Opfer einer unerhörten Qual; ein Paroxysmus des Schmerzes beherrscht mich, so ganz, so schrecklich, das hat nichts mehr mit der unerhörten Liebespein des dichterisch schaffenden Menschen zu tun, das ist mehr, furchtbar ist es, es ist Anderes, Grausameres. Ich fühle, was es ist. Aus den Jahren der Sklaverei, die jetzt vorüber sind, aus den Jahren der Kindheit, aus dem Mutterleibe, aus dem Verhängnis des Bluts, das ich mitbekommen habe, schleppe ich einen Zwang, eine feste, unentrinnbare Kette mit mir; oft kllirrt sie hier unter meinen Schläfen, oft stößt sie mir hier oben am Munde die Luft

in den Hals zurück, als hätte ich soeben eine Lüge ausgesprochen; mein Herz schlägt tobend rasch und laut, meine Brust schmerzt. Oft sitzt es in den Füßen, die mich durch die Straßen führen, dann muß ich heimwärts eilen, zum Schreibtisch, zur eben verlassenen Arbeit zurück. Zuweilen sitzt es in den Pulsadern meiner Hände, die ich, zum Himmel emporgehoben, ringe.

Es ist mir in solchen Augenblicken, als wäre es mir versagt, mich je an die Freiheit zu gewöhnen. Als sei der Zwang, die Knechtschaft, nur immer in der Form wechselnd, das Antlitz des Bedrückers vertauschend, mein Teil von Anbeginn bis ans Ende. Und dann verwühle ich mich, so tief, daß ich daran untergehe, in meine Einsamkeit, die wächst, ungeheuer, alle Geräusche der Welt ertötet, nur um den eintönigen, betäubenden Schrei in der eigenen Brust um so deutlicher forthallen zu lassen.

Diderots Wort: nicht Diener, nicht Herr – wer könnte es tiefer ausschöpfen, herrlicher erfüllen, als der in der Einsamkeit lebt, seiner Chimäre folgt? Aber mein Erbteil ist: Pflichtgefühl, Ordnungssinn, Schwere, Ernstnehmen, Gehorchenmüssen, böses Gewissen ohne böse Tat. Das harte Angesicht meiner Mutter blickt mich durch alle Sekunden meiner selbstgewählten Einsamkeit an, ruhig und unerbittlich – auch habe ich so viele Jahre versäumt und verloren, meine Jahre, meine, ich muß sie nachholen, nicht durch meine Schuld habe ich sie verloren, aber es sind meine Jahre – und das treibt mich zur Arbeit, ehern, mit einer Stahlpeitsche, zurück, wo ich mich auch befinde, zu meinem Schreibtisch in das kleine Hotelzimmer zurück, stärker, wenn ich mich in den Wundern der Stadt verliere, stärker, wenn ich den Kunstwerken, die andere vollendet haben, mich gegenüber sehe. Im Schlaf fahre ich auf – dort liegen im Mondschein beim Fenster unbeschriebene Blätter auf meinem Tisch – nie läßt der Alp mich ganz los: was hast du gestern getan, was wirst du heute tun?

Ich müßte leichter leben können. Ich weiß: es würde meinem Buch nützen. Wie viele Arbeit ist vergeblich

getan. Ich muß viele, viele Seiten fortwerfen, die aus einem überreizten Gehirn, einem übermüdeten, schlaflosen Gemüt geschaffen sind. Das holde, törichte, selige Hinwandern durch den Luxembourg, das Stillsitzen unter den Bäumen, vor dem kleinen Bassin — plötzlich packt mich der Schrecken des Lebens. Ich treibe heim, wie ein Blatt vom Wind ergriffen, wälze mich in meiner Einsamkeit — da packt mich jählings der Schrecken vor dem Alleinsein, aufs neue stürze ich hinaus, um halben Weges zurückzukehren — und so ist es mit mir bestellt, noch heute, fast drei Jahrzehnte nach jenem Jahr in der lichten Stadt.

Dieser unversöhnliche Doppeltrieb: von den Menschen, zu den Menschen, ohne die Harmonie, die göttliche Freiheit der Menschen zu empfinden, deren Seele im Gleichgewicht ist mit dem All; vielleicht sind das gläubige Menschen, gottgläubige Menschen — vielleicht. Ich bin ohne Religion. Ich kenne keinen Gott. Darum vielleicht werde ich von den Dämonen des Blutes besessen — vielleicht ist aber Gott auch nur eine Eigenschaft unseres Blutes — der glücklicheren Blutmischung der anderen — die ich kenne und die ich nicht beneide! Ich erkenne die tiefe Dämonie jener Worte von Diderot — an der Trauerweide im Père Lachaise so gut wie oben auf dem Montmartre-Friedhof. Fort von Gott geweht, dem Gott der Menschen, dem Gott der Väter — einerlei. Fort von Gott, das ist es, und zu keinem neuen, keinem hin!

Langsam werde ich durch Gottes Mühle getrieben werden, mein Leben lang — das aber in Atome gemahlen wird; das Unglück, das Erbteil, die Unrast, nie, nie sein — das weiß ich jetzt.

In meinem Buch, das ich schreibe, ist wenig von Gott. Ebensowenig in meinem Denken, Tun und Sein. Wenn ich an meinen Vater schreibe, fühle ich so etwas wie göttliche Ruhe, Stille. Auch wenn ich Briefe meines Freundes, des treuen Bobolo, erhalte, die zwar von Resignation beschwert sind, aber Freude darüber ausstrahlen, daß es dem Freunde wenigstens geglückt ist, sein Leben nach seinem Wunsch zu gestalten. Auch eine

ältliche Dame, die in Wien lebt, Fräulein Eck, einst Erzieherin meiner Mutter, verschwendet in ihren Briefen Sorge und Güte an mich, an meine Lebensumstände – ich schicke ihr zuweilen ein paar Seiten meines Manuskriptes, und sie errät aus ihnen meine Qual und zuweilen mein Entzücken. Auch darin ist etwas wie Glück und Ruhe, Gleichgewicht. Und ich ahne: Gott und Gott-erfülltheit ist nicht Metaphysik, sondern etwas Irdischeres, Ethisches, Nächstenliebe, Güte und Herz.

Es gibt Tage, an denen der Apparat des Denkens völlig zu versagen scheint. Dann denke ich an Heimkehr, an Wiederzurück unter das Joch. Ich sehe das traurige Antlitz meines Vaters, der errät, das triumphierende meiner Mutter, die es gewußt hat, und die Jahre, die ich noch zu leben haben werde, verschwimmen vor mir in der Ferne, ich bin einer von der grauen Herde und ich habe keine Hoffnung mehr.

✱

An einem Vormittage, ich war schon über einen Monat in Paris, fuhr ich hinaus in den Vorort, zu Paul Robin.

Ich traf einen alten Mann mit breitem, weißen Bart, dessen milde, gütige Züge und helle Augen hinter den Brillengläsern an Krapotkin gemahnten – ich hatte das Bild des Russen kurz vorher in einer Buchhandlung gesehen.

Da ich sparsam leben mußte, und aus Nachlässigkeit, war ich ziemlich ärmlich gekleidet und machte wahrscheinlich keinen sehr vertrauenerweckenden Eindruck. Zudem kroch ich ja ganz verstört aus meiner Einsamkeit, das mußte Menschen, denen ich mich näherte, wohl auffallen.

Nachdem ich mit Robin ein paar Worte gewechselt und er erfahren hatte, wer ich bin, frug er mich plötzlich, gerade war einer seiner Söhne aus dem Nebenzimmer herausgekommen:

„Vous n’avez pas le sou?!“ mit einem solchen Ausdruck, daß ich bald, nach einigen höflichen Worten, Abschied nahm und nie wieder zu ihm ging. –

✱

Unter den Arkaden des Odéon kaufte ich mir jeden Sonnabend die neuen Nummern des „Libertaire“ und der „Temps nouveaux“. Sébastien Faure war Herausgeber des ersteren, Jean Grave der letzteren.

Zweimal in der Woche hielt Faure in einem ehemaligen Tanzsaal der Rue d'Assas einen Kurs über seine Theorien des Anarchismus ab; ich versäumte keinen Abend.

Faure, ehemaliger Geistlicher, war ein Mann von außerordentlicher Rednergabe und einer zwingenden Kraft der Argumentierung. Ihn zu hören, bedeutete Klärung durch das, was der Franzose „sens commun“ nennt. Keine Verstiegtheit, unerbittliche Logik und eine äußerst französische Reinheit der Form. Er zerlegte mit sauberer Präzision den Körper der gegenwärtigen Gesellschaft, zeigte die offensichtlichen Fehler in der Struktur dieses komplizierten Organismus und die Schäden, die ihn am Funktionieren nach dem Gesetz der Vernunft hinderten, die verbrecherische Vergeudung der Kräfte; den Widersinn des Machtprinzips; das göttliche Recht des Individuums gegenüber dem konstruierten des bürokratisch verwalteten und regierten demokratischen Staates. Nachdem er dieses Gebilde in seine Bestandteile aufgelöst hatte, rekonstruierte er ein ideales Gemeinwesen auf breiterer Plattform, ohne anderes Machtprinzip als das der Vernunft, der Notwendigkeit, der Bedürfnisse, und in dieser neuen Welt fehlte kein einziger wirklicher Wert der eben zerlegten, nur schied eine Anzahl vermeidbarer und überflüssiger Bestandteile aus, Rudimente oder Neukonstruktionen, und die Gruppierung zeigte in ihrem Resultat ein weit aus reibungsloseres Funktionieren, nach verständlicherem, menschenwürdigem Maßstab. In Faures Zukunftsgesellschaft, die das allgemeine Leid ausschloß, war die Bergpredigt mit mehr als einer Forderung verwirklicht, und ich fand in ihrem Aufbau manches, was ich Jahrzehnte später in den ersten Verordnungen und im Verfassungsentwurf der Russischen Föderalistischen Sowjet-Republik durchgeführt sah. – Manch eine Konstruktion

aus Gedanklichem und Gefühlsmäßigem frappte mich in Faures Vortrag durch die Selbstverständlichkeit und Erkenntnis des logisch Zwingenden.

In den Pausen seines Vortrags, der oft vier Stunden lang, bis spät in die Nacht dauerte, verkauften junge Leute Broschüren von Hamon, Reclus, Malatesta und Krapotkin. Ich las sie alle und war von mancher beglückt. Besonders Krapotkins Darlegungen wirkten auf mein, theoretischen Erörterungen sonst nur widerstrebend folgendes Hirn überzeugend. In der wissenschaftlichen Begründung seines Systems fand ich die Elemente des Erlebnisses, der ethischen Fundamentierung, das lebendige Bekenntnis zur Revolte und treibenden Kraft, die mich aus den Taten der Dreißig, Henrys, Ravachols und Vaillants ebenso sehr angesprochen hatten wie aus den Erinnerungen Krapotkins, die ich schon von früher kannte.

Aus der eben verrauschten Epopöe lebte noch manches in dieser Versammlung zu Füßen Faures. In manch einem unter den Anwesenden fand ich das Faszinierende, die Schönheit und Reinheit aus Emile Henrys Wesen widergespiegelt. Wäre der Bannfluch der Einsamkeit nicht so hart auf mir gelegen, ich hätte mich manchem genähert. Aber solche improvisierten Annäherungen lagen zeit meines Lebens außerhalb des Bereichs meiner Anpassungsfähigkeit, und ich unterließ sie aus nervöser Scham. Ich saß einigemal neben Russen, es waren junge Studenten und Studentinnen aus dem Quartier. Sie waren die begeistertsten Zuhörer Faures. Offenbar kannte er sie, denn er wiederholte, zu ihnen gewandt, nicht selten ein schwer verständliches Wort und erläuterte es mitten in seiner Rede. Eine unter ihnen hatte immer ihr kleines Kind im Arm, dem sie, wenn es zu laut und ungebärdig wurde, die Brust gab. Wurde die Versammlung durch die Störung, die das Kind verursachte, ungeduldig und flogen Rufe auf: „Asses!“ „A la porte!“ so wandte sich Faure mit ehrlicher Entrüstung an die Zwischenrufer und verkündete: das Kind habe dasselbe Recht, seine Lust und Unlust zu

äußern wie jeder Erwachsene, und zwar genau, wie es seine Art erfordere und vorschreibe. Dankbar lächelte die junge Mutter zu dem Freund und Lehrer auf der Tribüne hinauf.

Drei Monate währte der Kurs Faures in der Rue d'Assas. Gegen Ende des Kurses erschien sein Buch, das sein System resümierte: „La douleur universelle“. Was durch die lebendige und eindringliche Art des Vortrags plastisch und überzeugend vor uns erstanden war, hatte in dem Buch vieles von seiner Genauigkeit und Schärfe eingebüßt. — Dagegen wirkt Jean Graves Büchlein „La société mourante et l'Anarchie“ mit der unvergleichlichen Kraft eines Evangeliums. Ich erhielt das Büchlein, zu dem Octave Mirbeau ein Vorwort geschrieben hatte, von Grave selber, als ich ihn in seiner Mansarde in der Rue des Fossées St.-Jacques (es war dieselbe Straße, in der Rousseau gewohnt hatte) aufsuchte. Selten habe ich von einem Menschen den Eindruck solch unbedingter, kristallklarer Lauterkeit empfangen wie von diesem armen Schuster. Eine Welle der Entrüstung erhob sich, als die Polizei seine Zeitschrift „Les temps nouveaux“ unterdrücken und ihn selbst verhaften wollte. Es war kaum ein halbes Jahr seit dem letzten der Anarchisten-Attentate vergangen, die die Bevölkerung von Paris in solch hohem Maß aufgebracht hatten. Und doch traten Akademiker, Professoren von Weltruf, Gelehrte und Dichter schützend und protestierend vor diesen kleinen Schuster, von dem es hieß, er sei ein Heiliger, er habe keinen Feind. Grave blieb frei.

Dies war Paris. —

★

In manchem Anzeichen kündigte sich eine neue Zeit an; eine Ära des Gewissens und der Befreiung schien heranzubrechen. Mächtig regte sich, nach des Kapitäns Dreyfus Verbannung, Protest und der Schrei nach Reformen in der öffentlichen Meinung Frankreichs. Die Geister schieden sich, das Nationale von dem Reimenschlichen; das Recht des Menschengeschlechts, das

in jenem Revolutionsmanifest in Punkten und Paragraphen festgelegt worden war, wurde mit der Auffassung konfrontiert, die die demokratisch-kapitalistische Republik sich um diese Zeit des Bündnisses Frankreichs mit dem Zaren, um diese Zeit der Panamaskandale vom Menschheitsrecht zurechtgelegt hatte!

Die verlorenen Jahre! Sie schienen mir unwiederbringlich. Auf meinem Klavier hatte ich eine kleine Reihe von Büchern aufgereiht. Da stand Buckle und Mommsen, Burckhardt und Fourier. Da stand Nietzsche, die Geburt der Tragödie, Jenseits von Gut und Böse und das Wagner-Pamphlet, Lombroso und Kraepelin. Da stand Lissagarays Geschichte der Kommune und Mignet, Carlyle und Krapotkins Werk über die französische Revolution. Da stand neben den beiden Bänden Hamsum Dostojewskis Karamasoff, Baudelaire und Poe. Aber auch zehn Bände deutscher Klassiker standen da, und Gottfried Keller und Hermann Conradi.

Nach den ersten Wochen zielloser Hast gab ich es auf, die Weisheit mit Löffeln in mich hineinzufressen; ich ging, wenn ich mich für ein paar Stunden losreißen konnte, in die nahe Sorbonne, nach Bicêtre zu den Experimentalvorträgen Charcots, hörte, sah und las, was mir für meine Arbeit notwendig schien, und war bald resigniert über die Aufgabe, mir autodidaktisch die Grundlagen des Wissens beizubringen, des nötigsten Wissens, um der Zeit und meiner Aufgabe standhalten zu können.

Dann stand unter der Bücherreihe auf dem geöffneten Klavier Berlioz' *Roméo et Juliette*, die ersten Stücke von Debussy und die Mazurkas von Chopin; in der Nationalbibliothek las ich ein Buch über die okkulten Proportionen des Notre-Dame-Portals, über das Werk Quentin de la Tour's, von dem Pastelle im Hôtel Drouot ausgestellt waren, einen mit handschriftlichen Korrekturen versehenen Père Goriot, Ernest Hello's „*Homme*“, ich ließ mich treiben, wohin die Laune mich führte, und der Genuß wurde überwuchert durch das schlechte Gewissen: daß die Zeit drängte, daß sie forderte und daß

ich mein an kein systematisches Denken gewöhntes Hirn völlig desorganisierte. Doch mein Buch gedieh.

Im Park von Ermenonville, wo Rousseau seine letzten Stunden verlebt hatte, wurde es mir offenbar, daß ich zum reinen, wunschlosen Genuß der Natur nicht geboren war. Würde ich je den Zustand der Seligkeit, des Selbstvergessens im Angesicht der ewigen Schöpfung finden, die alles Wirre, Qualvolle in der Menschenseele löst, zurechtbringt, zu Gott und zum letzten, kindlichen Verstehen des Daseins? Niemals; das sah ich ein. Niemals wird der Wald, das Meer, eine anmutige Hügelkette, die ihre Kontur gegen den Abendhimmel abhebt, mich befreien vom Druck, der auf meinem Leben liegt, mir Erlösung schaffen von der Aura der Pein, des Unglücks, die um meine Schläfen wehte, mich nicht zur Ruhe kommen ließ. Werden Menschen, die Gegenwart von Menschen, eines Menschen, jemals diesen Krampf, diese Besessenheit lösen und von mir nehmen können? In späteren Jahren meiner kurzen Ehe erfuhr ich, daß dies für geringe, karg bemessene Augenblicke möglich werden konnte. Aber um diese verworrene und gepeitschte Zeit meines Lebens, das sich von einem Zwang befreit gleich unter der Stahlpeitsche eines neuen vorwärtsgetrieben sah, wußte ich es noch nicht – ich fand Erlösung nur in der unerbittlichen Betäubung durch Arbeit, Arbeit – und ich hatte den Eindruck, daß mein Buch gedieh.

In den „Mysterien“ hatte ich ein Wort gelesen, das mich tief beeinflusste: Nagel sagt von sich, nach einem seiner schmerzhaften Monologe: er sei ein Denker, der nicht denken gelernt hat. Dieses Verhängnis lastet, so glaube ich, auf jedem, dessen Gefühl in den Sphären des Unwirklichen, der Phantasie, der Dichtung, im Sozialen auf der höheren Ebene der Utopie sich abspielt. Ich hatte den „Contract social“ gelesen und vergessen. Fourier aber, der Phantast, gab mir mein Leben lang Entscheidendes. Als ich Jahrzehnte später im Roten Moskau seinen Namen auf der Säule unter den Stammvätern der russischen Befreiung eingemeißelt fand, begriff

ich den Zusammenhang zwischen den freien Bereichen der Erhebung ins Unbegrenzte und dem durch die Schwerkraft bedingten Verharrenmüssen beim Hienieden, dieser schweren Welt der Gebundenheit und der Gesetze.

Inmitten widerstrebender Erkenntnisse und Zweifel, Selbstaufgabe und Michwiederfinden arbeitete ich an meinem Werk; und es gedieh. –

*

In den ersten Wochen meiner Pariser Zeit las ich im „Figaro“ eine kurze Notiz: Hamsun, dessen „Hunger“ soeben ins Französische übersetzt wurde, weile ungekannt in Paris und habe sich, da er in tiefstem Elend lebe, dem Magazin du Louvre als Diener verdungen.

Im Louvre-Warenhaus wußte man nichts von Hamsun. Ich fand im Band „Mysterien“ die Pariser Adresse von Hamsuns Verleger Albert Langen; an einem Morgen gegen Ende April bestieg ich den Omnibus, der vom Odéon abfuhr, und sprach in der Avenue de Malesherbes vor. Dort traf ich Wohnung und Bureau in voller Auflösung. Ein Herr gab mir Auskunft und erklärte zugleich, Langen übersiedle mit seinem Verlag in den nächsten Tagen nach München.

Hamsuns Adresse war – Rue de Vaugirard, wenige Schritte von meinem Hotel, ich war an seinem Hause wohl ungezählte Male vorübergeschritten. Das Haus, in dem Hamsun wohnte, war ein kleines Studentenhotel; im Erdgeschoß befand sich eine Bierstube mit Damenbedienung, darüber wohnte der Dichter. Ich stieg mit Zagen und Herzklopfen die Treppe hinauf und klopfte an die Tür Nr. 1. Drin hörte ich zwei Stimmen, dann wurde ein schmaler Spalt aufgetan, und im Spalt erschien der Kopf Hamsuns. Ich erkannte ihn – wiederholt war ich ihm in einer kleinen Crèmerie begegnet, nicht weit von meinem Hotel, wo ich meine Mahlzeiten einnahm. Wir vereinbarten eine Stunde am nächsten Nachmittag, und um die bestimmte Zeit saß ich Hamsun gegenüber.

Was mich zuerst und zutiefst an diesem Menschenantlitz gefangen nahm, war der Ausdruck seiner Augen. Ich hatte von Hamsuns Tierblick gehört, aber seine verschleierten, kurzsichtigen Augen, verträumte Augen, die durchdringend zu blicken nicht imstande waren, sahen melancholisch drein. Ich war befangen, meine Stimme eingerostet, immer, wenn ich mich Menschen gegenüber sah, denen ich Hohes dankte, stellte sich eine törichte Angst in mir ein, ich könnte in dem Ausdruck meiner Bewunderung Worte gebrauchen, die meinen Jahren widersprächen, ich könnte lächerlich erscheinen, wollte ich meinen Dank in der Form äußern, in der sich mir Worte, Sätze auf die Lippen drängten. Ich sprach also nur von der Zeitungsnotiz, von meiner Erkundung bei Langen, davon, daß ich „Hunger“ und „Mysterien“ kannte, und daß ich vor kurzem zu schreiben selbst begonnen hatte.

Auch Hamsun schien befangen. Wir sprachen Englisch, und meine unvollkommene Kenntnis der Sprache erhöhte die Befangenheit. Ich sagte: ich käme aus Wien, und nun fand ich die Möglichkeit, ihm flüchtig zu erklären, wie dankbar ich ihm für die beiden Dichtungen wäre und wie sie das Schicksal vieler junger Menschen bestimmt und gelenkt hätten.

Hamsun sah mich an und wußte nichts zu erwidern. Dann sprang er auf, holte von seinem Schreibtisch ein Buch, schrieb ein paar Worte hinein und gab es mir. Es war „Pan“, Leutnant Glahns Geschichte, das Buch war eben erschienen.

Dann klagte mir Hamsun, seine Übersetzerin, Marie von Borch, habe ihm soeben mitteilen lassen, daß sie fortan nichts mehr von ihm übersetzen werde. Und er wußte auch warum. Felix Hollaender hatte ihn in der „Freien Bühne“ des Plagiats an Dostojewskis „Spieler“ geziehen.

Ich entsann mich, in Wien den Namen Marie Herzfelds gehört zu haben, einer ausgezeichneten Übersetzerin aus den skandinavischen Sprachen. Hamsun hatte sein erstes Drama „Ved rigets port“, „An des Reiches

Pforten“, vollendet. Ich erbot mich, Marie Herzfeld zu schreiben, und sie war es dann auch, die Hamsuns Drama übersetzte.

Wir sprachen von Paris, von Norwegen, wohin er schon in den nächsten Tagen zurückkehren wollte, hoch hinauf in die Wälder, in ein kleines Sommersanatorium – das Leben in Paris hatte ihm sehr zugesetzt, er fühlte sein Lungenleiden sich melden, auch war Paris viel zu teuer.

Ehe ich ging, sagte er mir, er wolle mein kleines Novellenbuch, das ich ihm erwähnt hatte, mit nach Norwegen nehmen, obzwar er der Sprache nicht mächtig war. Und er bat mich, Herzfelds Antwort Langen zu überbringen, bei dem das Drama erscheinen sollte. Dann schüttelten wir uns die Hände. Am Abend ließ ich mein kleines Buch unten im Hotel für Hamsun zurück. – Eine Woche später ging ich mit Marie Herzfelds Brief in die Avenue de Malesherbes.

Langen, ein lebhafter, nervöser junger Mann, nicht viel älter als ich, empfing mich in seinem halb ausgeräumten Arbeitszimmer. Zwischen Kisten und Möbeln standen, aus den Rahmen herausgenommen, einige Gemälde, ich konnte nicht feststellen, welcher Schule, später hörte ich, es seien spanische Primitive gewesen, Gemälde anfechtbarer Echtheit. – Ich gab Langen den Brief und er sagte mir gleich, er habe „Leidende Menschen“ bei Hamsun gesehen, es gelesen – ob ich gegenwärtig etwas schreibe – ja? einen Roman? – Titel? – voraussichtlich „Weiße Liebe“ – gut! und ob ich ihm das Manuskript nach München schicken wollte, Adresse dort und dort. All das in weniger als zwei Minuten.

Von meinem Buch waren noch kaum hundert Seiten geschrieben und ich hatte bereits einen Verleger – Hamsuns Verleger!

Leute kamen, Kisten wurden zugenagelt, fortgeschleppt, ich nahm von Langen Abschied und fuhr heim. Einen Tag später beantwortete ich einen Brief meiner Mutter in einem Ton der Sicherheit und Ruhe, der mich selber überraschte. Auch glaubte ich wahrzunehmen,

daß mein Buch besser wurde, daß meine Arbeit leichter vonstatten ging, seit ich wußte, Langen habe „Leidende Menschen“ gelesen, es gut befunden und wolle nun mein neues Buch haben. Ich hatte daran gedacht, es Pierson zu schicken, wie die Novellen...

Ich las „Pan“. Ich erhielt einen Brief von Hamsun aus den norwegischen Bergen, aus einem Ort nahe dem Gudbrandsdal.

In den nächsten Tagen und Wochen wurde mein Leben leicht. Ich las „Pan“ wieder, ich saß auf der Bank vor dem kleinen Teich und las das Buch Hamsuns. Ich ging meiner Wege, ich lachte oft wie ein Narr vor mich hin und mußte mich zusammennehmen. Meine Einsamkeit tat in diesen Tagen weniger weh. Wenn ich durch die Rue de Vaugirard ging, sah ich zu Hamsuns Fenster empor, ich ging nach wie vor in die kleine Crèmerie, die Kellnerin bediente mich, sie hatte Hamsun gekannt, ce grand Monsieur blond, un norvégien, il était toujours seul!

Der Sommer kam heran. Ich ging in die beiden Salons, die Abende auf den Boulevards wurden heiß, der Boulevard St.-Michel war bis spät in die Nacht ein tobendes Entzücken.

Wie wunderherrlich war der Wald um Montmorency! Im Pré Catelan, vor dem die eleganten Kupee hielten, draußen im Bois, hatte Nadeshda Dtorff jene Zusammenkunft mit Eugen Herold, nach der es mit ihm abwärts ging. Es waren die letzten Kapitel meines Buches. Da kam der Brief meiner Eltern. Ich sollte nach Ostende kommen, es war genug, ich würde hören, was man über mich beschlossen hatte. —

*

In diesem Jahr war mein Vater auf der Höhe seines kaufmännischen Erfolges. Er bewohnte mit meiner Mutter, Schwester und kleinem Bruder ein Appartement im vornehmen Splendid-Hôtel an der Digue. Ein paar Häuser weiter wohnte sein jüngster Bruder Leopold mit seiner Familie.

Ich wurde im salonartigen Wohnzimmer meiner Eltern empfangen, und auch Leopold war mit seiner Frau zugegen. Meine Eltern ließen meinen energischen Onkel sprechen. Er machte keine großen Einleitungssphrasen, ging gerade auf sein Ziel los: vom nächsten Monat an keinen Centime mehr.

Ich hatte naiverweise ein paar Seiten meines Manuskripts, die ich für sehr gut hielt, und die am Strand beim Meeresrauschen ihre Wirkung nicht eingeübt hatten, mitgebracht. Ich gab sie dem Onkel zu lesen, der meiner Mutter; sie warf nur einen Blick auf die Blätter und wiederholte: keinen Centime mehr.

Ich sagte nur so viel: ich habe in Paris Freunde gewonnen; nicht Hamsuns Namen, nicht den von Langen. Ich überlegte: hundert ersparte Franken lagen auf der Bank, ich konnte meine hübsche Säulenlampe verkaufen, Bücher, Kleider. In zwei Monaten ist mein Buch fertig.

Ich sah meinen Vater beim Kamin sitzen, die Nägel kauend. Er ließ die anderen sprechen. Ich wollte mich zu ihm setzen – seit seinem Brief, den er mir noch nach Wien in die Bank geschrieben hatte, waren ja nur ein paar Monate verflossen. Ihm die Hand drücken. Bei ihm ein paar Minuten sitzen. Vielleicht ihm von meinem neuen Romanentwurf sprechen, obzwar ich ja wußte, er konnte nichts davon verstehen, nichts davon halten... es war die seltsame Geschichte jenes jungen Monomanen, der vor ein paar Wochen aus dem Salon Champs Mars die kleine, aus Silber, Stahl und Marmor verfertigte Doppelfigur Melusinens und des Ritters von Jean Dampst gestohlen hatte, in einer ekstatischen erotischen Entzückung, und der sich, als man ihn faßte, das Leben genommen hatte.

Aber ich blieb stehen, in der Mitte des Zimmers, nahm meine Manuskriptseiten wieder an mich und schwieg.

Am Nachmittag lag bei der Post meines Vaters ein Brief meiner Pariser Bank, der an mich gerichtet war und den mein Vater irrtümlich öffnete. Er betraf meine hundert Franken. Mein Vater las, war gerührt... Ich

bin überzeugt, dieser Zufall hat mehr für mich getan als alle Romanentwürfe der Welt.

Abends ging ich lange weit draußen in den Dünen die Küste entlang. Ein paar Sätze aus meinem Buch strömten rhythmisch in mir, eine Melodie von Grieg aus der Brandung mir entgegen, immer wieder dieselben Töne.

Nächsten Morgen reiste ich ab, ohne meiner Familie Lebewohl zu sagen; den Abend zuvor hatte ich Vater auf Stirn und Mund geküßt, wie ich es als Kind vor dem Schlafengehn getan hatte.

In Paris eröffnete ich meiner Hotelwirtin, daß ich das billigste Zimmer, oben unter dem Dach, beziehen wollte. Das Klavier hatte ich abbestellt. Die gute Frau wollte von alledem nichts wissen. Ich sollte in meinem Zimmer bleiben, das Klavier wollte sie selber bezahlen, die Mahlzeiten aus ihrer Küche hinaufschicken; sie wußte, ich war kein Müßiggänger — „vous me payerez, quand vous serez riche!“

Im Oktober war mein Buch fertig. Ich wollte nach Wien, für kurze Zeit nach Pest zurück. Ihre Drohung, mich hungern zu lassen, hatten meine Eltern diesmal doch nicht ausgeführt.

Mein Manuskript hatte ich Albert Langen zugeschickt. Er lud mich ein, ihn auf der Rückreise in München zu besuchen.

Ein Sommer in München

Ich fuhr von Paris über München heim und besuchte Albert Langen, wie wir es verabredet hatten. Er hauste in einer schönen Wohnung an der Isar und ich vermißte in ihr die spanischen Primitiven, die ich in Paris, an die vollgepackten Kisten gelehnt, in dem halbausgeräumten Bureau gesehen hatte.

Langen gab mir einen auf Büttenpapier gedruckten Prospekt, in dem er, zugleich mit Otto Erich Hartleben, das baldige Erscheinen eines deutschen „Gil Blas Illustré“ mit Namen „Simplicissimus“ ankündigte, unter dem

Wahlspruch: „Lerne lachen, ohne zu grinsen“ — was man als Gegenstück zum Motto „Lerne leiden, ohne zu klagen“ ansprechen konnte.

Langen hatte meinen Roman „Weiße Liebe“ bereits angenommen und forderte mich zur Mitarbeit an der neuen Zeitschrift auf.

Ob der Name „Simplicissimus“ von Maximilian Harden herrührt, wie behauptet wird, weiß ich nicht. Einprägsam war er sicherlich, bequem aber gewiß nicht. Ich erinnere mich, wie Langen und wir alle, Mitarbeiter und Freunde, im ersten Halbjahr des „Simplicissimus“ in Münchner Bierkellern, Restaurants und Bräus die verschiedenen Varianten notierten, in denen die Zeitungsverkäuferinnen das unhandliche, für Münchner Zungen geradezu mörderische Wort auszusprechen sich mühten. „Simplimus“ war die gebräuchlichste, dann kam „Simpli“, schließlich siegte die noch simplere „Der Simpl“, und dabei ist es geblieben.

Die nicht sehr glücklich gewählte Bezeichnung eines deutschen „Gil Blas Illustré“ aber rührte unzweifelhaft von Langen her. Einer der ersten Mitarbeiter der Wochenschrift war Théophile Steinlen, der populäre Pariser Zeichner, der dem französischen Urbild wöchentlich zwei oder mehr große bunte Blätter gab, und der „Simplicissimus“ sollte, in Format, Druck und Anordnung der novellistischen und lyrischen Beiträge dem Pariser Blatt möglichst ähnlich werden. Doch der junge Münchner Nachahmer entwickelte sehr bald seine Eigenart.

Man darf es als ausgesprochenen Glücksfall ansehen, daß Langen und Hartleben sich noch vor dem Erscheinen des „Simplicissimus“ gründlich entzweiten. Denn Hartlebens Herausgeberschaft hätte, von allem anderen abgesehen, den „Simplicissimus“ um seinen wichtigsten literarischen Mitarbeiter, Frank Wedekind, gebracht. Außerdem wäre Langen in seiner Bewegungsfreiheit durch den schwerfälligeren Hartleben beeengt und gehindert gewesen. Denn in Langen steckte, so nervös, fahrig, launisch, wie er war und wie ich ihn schon in Paris gesehen und erkannt hatte, ein Mensch von

genialem Wesen, ein Entdecker und Enthusiast. Er stammte vom Rhein und hatte kein Bier in den Adern. Mit seinen Verwandten, die in Köln große Zuckerfabriken besaßen, hatte er sich längst überworfen und freute sich bei jeder neuen Nummer des „Simplicissimus“ über das Gesicht, das die in Köln machen würden, wenn sie sie zu sehen bekommen sollten — besonders wenn etwas nicht bis ans Kinn Zugeknöpfte das Blatt zierte.

Erwies sich, wie erwähnt, die Mitarbeit Steinlens als nicht besonders glückliche Idee, so hatte dafür Langen den weitaus glücklicheren Einfall gehabt, einen jungen Zeichner der „Fliegenden Blätter“, Thomas Theodor Heine, zu verpflichten, der in dem Leibblatt der deutschen Bourgeoisie allerhand Philisterscherze zu illustrieren hatte und sich im „Simplicissimus“ nun, in größtem Format, der Verhöhnung gerade jener Kreise, die er bisher belustigen mußte, frei und mit voller Laune hingab.

Noch ein anderer Zeichner der „Fliegenden“, Hermann Schlittgen, fand im „Simplicissimus“ Raum und Freiheit. Einige der schärfsten sozialen Karikaturen des ersten Jahrgangs rühren von ihm her. In den „Fliegenden“ mußte er sich in Eleganz, gutgebügelten Tennis-hosen und faden mondänen Scherzen betätigen. Langens Gabe im Finden und Heranziehen wertvollster Mitarbeiter, Literaten und Zeichner, kam aus einem hochentwickelten künstlerischen Instinkt für das Moderne, das soziale und ästhetische Rebellentum, für aktuelle Strömungen und Tendenzen. Für das Heutige hatte er einen sicheren und sehr verfeinerten Instinkt — mit den spanischen Primitiven war er unendlich hereingelegt worden.

In den ersten Nummern des „Simplicissimus“ marschierten die Autoren des Verlags Langen vollzählig auf: Frank Wedekind, Jakob Wassermann, Björnstjerne Björnson, Knut Hamsun, Sven Lange, Mia Holm, ich. Ein damals recht populärer Verfasser humoristischer Novellen von zweifelhaftem Geschmack beklagte sich

in einer Zeitung über das ewig gleiche Menü des jungen „Simplicissimus“, das ihn an die unvariable Speisefolge auf englischen Seefahrern erinnerte: Peas and Pork, Pork and Peas, Schweinernes und Erbsen, Erbsen und Schweinernes, das heißt Wedekind und Wassermann, mit ein wenig kalter Beilage von Art. Hol. Aber wer den Einlauf jener ersten Monate des „Simplicissimus“, die Beiträge, die dem jungen Blatt aus allen Gegenden Deutschlands zugeschickt wurden, zu lesen bekam, konnte sich eines Grauens wohl nicht erwehren über das hoffnungslose Verkennen der Tendenz, der Absichten, des Willens und der Bedeutung dieser ungewöhnlichen, aggressiven Wochenschrift.

Einen ganzen Sommer lang im ersten Halbjahr des „Simplicissimus“ saß ich, verschüttet unter Manuskripten, auf der Redaktion des „Simplicissimus“ in der Kaulbachstraße.

Die Redaktion in der Kaulbachstraße! —

★

In Budapest war ich diesmal nur wenige Tage lang geblieben. Danach in Wien ebenfalls nur wenige Wochen lang. Hier trug ich unter Schmerzen und Herzeleid den Entwurf meines Dampft-Romans zu Grabe. Es hielt mich nichts in Wien. Ich war bei Hermann Bahr gewesen und Bahr hatte mich, hilfbereit und wohlgesonnen, wie er allen jungen Schriftstellern gegenüber war, zur Mitarbeit an der „Zeit“ aufgefordert, die damals eine der fortschrittlich gerichteten Zeitschriften der Moderne war, kosmopolitisch und ein Organ der bürgerlichen Demokratie. Ich brachte Bahr einen Aufsatz über „Reisen“. Auch bei Theodor Herzl hatte ich vorgesprochen und er nahm für die „Neue Freie Presse“ ein Feuilleton über Hamsun an. — Ende März erhielt ich einen Brief von Langen, der mich aufforderte, als Redakteur beim „Simplicissimus“ einzutreten. Ich hatte ihm schon eine Reihe kleiner Gedichte in Prosa eingeschickt, die er in den ersten Nummern veröffentlichen wollte. Auf die Rückseite des Briefumschlags hatte

Hamsun einen Gruß geschrieben. Er lebte jetzt in München, wollte den Sommer in München zubringen. Dies gab den Ausschlag. Ich ordnete rasch meine Angelegenheiten und fuhr nach München. Herrlicher Frühling empfing mich. Das große Plakat Heines, der rote Mops, der seine Kette zerrissen hat, bellte von allen Mauern und Litfaßsäulen auf den Passanten herunter.

✱

Der „Simplicissimus“ war bei seinem Erscheinen im April 1896 – und ist heute noch in mehr als einer Beziehung – die überraschendste, bei allem Draufgängertum künstlerisch höchststehende Wochenschrift Deutschlands und der deutschsprechenden Länder. War er ein Witzblatt oder eine ernste Kunstpublikation? Ein politisches Blatt oder ein belletristisches? Er war aktuell, vor allem aktuell. Er zeigte ebenso sehr den Willen der jungen Literatur, der jungen bildenden Kunst an, wie den vorwärtsstürmenden Drang der Zeit, der mit dem Gottesgnadentum und der Vorherrschaft des Säbels schon fertig werden wollte; aber auch die Gründer, die Schieber, die Spießer und die Oberlehrer hatten nichts zu lachen, wenn der „Simplicissimus“ zu Ende der Woche herauskam.

Langens Aufforderung traf mich in einem Augenblick, in dem die beiden Tendenzen, die politische und die zur Kunst, in heftigem Widerstreit mein Inneres erregten, meine Arbeit beeinträchtigten. Das war die Wirkung von Paris, der betörenden Stadt, der Atmosphäre dieser Stadt, die die großen politischen Revolutionen und das ewig neue Werden der Kunst im selben Maße bewirkte. So einsam und abseit ich mich auch von dem wirklichen Leben der Stadt gehalten, so bedingungslos ich mich auch unter das Gebot meiner Arbeit gestellt hatte, so war ich doch ganz durchtränkt von dem geheimnisvollen Zauber, der in mir, ich fühlte es sicher und tief, die Keime der reinen Kunstbetätigung zur Entfaltung drängte – so gewaltsam, daß sich die Erkenntnis des sozialen Willens fügen und bescheiden mußte. In Langen

spielte sich, unter anderen äußeren und inneren Bedingungen, derselbe Kampf, dieselbe zwiespältige Wessensäußerung ab. Auch er war Künstler und sozialer Rebell zur gleichen Zeit. Das bewirkte unsere Freundschaft. Er kam aus der Bourgeoisie, ungefähr aus derselben Schicht wie ich und hatte ungefähr dieselben Schicksale erlebt wie ich, doch war er mit eminentem Geschick für die Gestaltung der praktischen Zwecke begabt, die sich meiner Natur vollkommen verschlossen. Im „Simplicissimus“ durchdrangen sich die beiden Tendenzen, zur Kunst, zur Politik, sie suchten ihr Gleichgewicht — es war schwer zu erlangen — die ersten Monate des „Simplicissimus“ schienen mir meine eigene Angelegenheit, das Schicksal der jungen aggressiven Wochenschrift ging mich nah an — es war kein Zufall, daß mich Langen gerufen hatte, daß wir schon in Paris gefallen aneinander gefunden hatten. — Nur: wie wollte er all der Hemmungen, der Schwierigkeiten, der drohenden Gegenmächte Herr werden, die sich schon in den allerersten Tagen sichtbar erhoben — wird seine Kraft, sein Wille eben zu jenem sozialen Rebellentum und zu der Verkündung seiner Anschauung über die junge Kunst nicht bald erlahmen, werden seine Nerven ihn nicht im Stiche lassen, sein zerfahrenes Wesen sich zu einer stoßkräftigen Aktion in der Richtung seines Zieles sammeln können?

Die ersten Nummern hatten eine fabelhafte Wirkung. Die literarischen Beiträge, sogar die Zeichnungen fesselten das Interesse nicht in dem Maße wie die unverkennbare politische Tendenz. In Paris hatte Langen Georg Herweghs Witwe Emma kennengelernt, diese merkwürdige, vielverlästerte Frau, deren Söhne gute Musiker waren und in deren Haus ausgezeichnete Kammermusik gemacht wurde. Emma Herwegh hatte Langen den dichterischen Nachlaß ihres Mannes zur Veröffentlichung übergeben und die ersten Gedichte, die der „Simplicissimus“ brachte, hatten den Erfolg, daß das Blatt sofort in Österreich verboten wurde. Mit jeder Nummer bellte der rote Mops lauter und deutlicher. Auch

in Deutschland horchte die Polizei, horchten die Behörden auf.

Gar bald stimmte der „Vorwärts“ eine Lobeshymne auf den neuen Kampfgenossen an. Ganz aufgeregt kam Langen in die Redaktion. „Wir müssen unbedingt etwas in die nächste Nummer setzen, was der ‚Kreuzzeitung‘ gefällt!“ Warum das? „Der ‚Simplicissimus‘ ist doch kein sozialdemokratisches Blatt!“ Ah, beginnt es also schon??!! Was sind wir denn eigentlich? „Wir wollen doch Kunst, und nicht Politik!“

Aber die Einsendungen zeigten, wie vielerlei verschiedene Meinungen es in bezug auf den Charakter und die Aufgabe des „Simplicissimus“ im Publikum bereits nach den ersten Nummern gab. Es kamen viele Gedichte, die besser im „Wahren Jakob“ gestanden hätten, aber auch nicht wenige Geschichten mit ausgesprochen pornographischem Inhalt. —

Der „Simplicissimus“ schrieb einen Preis für die beste Novelle aus. Die Post schleppte Körbe voll Manuskripte heran. In dem großen Redaktionszimmer saßen in allen Ecken die Verlagsautoren und lasen.

Sven Lange mit seinem großen, rötlichen, kahlen Schädel blätterte still und mit spitzen Fingern methodisch ein Blatt nach dem anderen um, phlegmatischer Ironiker. Wassermann, klein und mit dunklen Augen, saß melancholisch da und blickte stier und entsetzt auf den unabbaubaren Wust.

Aus der entferntesten Ecke flogen ein paar beschriebene Blätter in weitem Bogen in die Mitte des Zimmers: „Bockmist!“

In jener Ecke saß Wedekind, feierlich schwarz angezogen, mit vielen Bärten, die ihm von Kinn und Backen niederhingen. Er haßte diese Betätigung, zu der er sich keineswegs verpflichtet fühlte, wie er übrigens den ganzen Literaturbetrieb haßte und verachtete, in dessen Mitte er sich versetzt sah. Er war Mitarbeiter, aus Not und sehr gegen seinen Geschmack, Redakteur aber ganz und gar nicht. Indes er mußte mittun, es half nichts.

Zuweilen kam aus dem Nebenzimmer Langen, wie aus der Pistole geschossen, durch den Raum gefegt. Heine hat ihn in einer genialen Zeichnung so karikiert, das linke Bein aus dem Rahmen, das rechte ebenfalls, immer auf dem Flug von einem Platz zum anderen, es schien ihm unmöglich, auch nur für kurze Zeit an seinem Schreibtisch und bei einer einzigen Verrichtung stillzusitzen, der ganze Mensch in fortwährender Bewegung.

Jetzt klingelte es, und eine Dame in smartem Sportkostüm schob ihr Rad ins Zimmer herein. Sie setzte sich mit Schwung, naß wie sie war, denn draußen regnete es, auf den Tisch, mitten auf einen Haufen noch ungelesener Manuskripte, denen aber die zierliche Last keineswegs schadete; die junge Dame, des alten Björnsterne Tochter und Langens ehelich angetraute Gattin, war ja eine zarte und leichte Gestalt; mit ihren blassen Augen in dem sonderbaren hellen Gesicht, den sonderbarsten schneeweißen Wimpern und dem spöttischsten Ausdruck, dessen sie fähig war, sah sie sich in dem Raum um, in dem gearbeitet wurde.

Der knurrende Wedekind interessierte sie am meisten. Sie drehte sich auf dem Papierhaufen um und begann die Manuskripte durcheinanderzuwerfen. Wedekind aus seiner Ecke sah ihr zu. Er blickte sie an, wie er Frauen anzublicken pflegte, von denen er annahm, daß sie Angst vor ihm hatten. Kalt, durchdringend und mit übertriebener Betonung der verhaltenen Erotik, lauernd fixierte er den wilden Erzfeind, bereit, schon im nächsten Augenblick den tödlichen Dolchstoß zu parieren. Allein die „Prinzipalin“ war so leicht nicht zu verblüffen. Sie schlenkerte nur ein wenig mit den Beinen, blieb aber, als die überlegene, selbstbewußte, an Aufmerksamkeit sowohl wie an Attitüden jeder Art von Kind auf gewöhnte Tochter ihres berühmten Vaters, ihrer Sache durchaus sicher. —

Die Zeichner brachten ihre Blätter in die Redaktion, und man mußte Texte erfinden. Zumeist geschah dies in der letzten Stunde vor Abgang der Post, die das zusammengeklebte Manuskriptheft für den Druck nach

Leipzig mitnahm. Die Redaktion verstreute sich über alle verfügbaren Räume, in verschwiegenen Winkeln wurden schlagende Zeilen ausgebrütet, die dann in der fertigen Nummer mit dem Blatt des Zeichners geboren zu sein schienen. — Heine war, soweit ich mich entsinne, der einzige, der seine Texte selber schrieb und bei dem die graphische Idee aus dem Paradox stammte. Er veröffentlichte auch ein paar diabolisch groteske Geschichten und einige Gedichte, so „das Mörテルweiß“, das mir als ein schlagkräftiges proletarisches Gedicht in der Erinnerung geblieben ist.

Zuweilen kam ein merkwürdiges Paar in die Redaktion, blieb eine Stunde lang und gab Meinungen über dies und jenes ab. Der Mann, Sergej von Schewitsch, ein russischer Aristokrat, war in Petersburg in irgendeine dunkle Verschwöreraffäre verstrickt gewesen, dann nach Amerika ausgewandert, wo er seine Frau kennengelernt hatte, die, stets in weiße Spitzen gekleidet, breit und schwer und verblüht, doch noch in der Glorie ihrer sinistren fuchsroten Haare die Aufmerksamkeit aller, die sie sahen, auf sich und ihren Gatten lenkte. Das war Helene Dönniges, Lassalles verhängnisvolle Geliebte. Der Zufall fügte es, daß ich sie zum erstenmal auf dem „Simplicissimus“ traf, wie sie sich, über eine Zeichnung des I. B. Engl gebückt, vor Lachen fast ausschütten wollte. Das Blatt stellte ein Duell vor, in dem die beiden Gegner erst mit dem Revolver, dann mit dem Säbel sich sämtliche Extremitäten kaputt schießen und schlagen und schließlich als Rumpfe auf dem Boden mit den Zähnen Dynamitkapseln gegeneinander losknallen. Lassalles Braut lachte über dieses mittelmäßige Blatt derart lange und unbändig, daß ich stutzig wurde.

Schewitsch, der an dem „Simplicissimus“ auf irgendeine Weise beteiligt war, entzweite sich mit Langen, da sein Geschmack und Langens Geschmack sich auf die Dauer nicht vertrugen. Auch mochte die interessante Dagny die interessante Helene nicht leiden. —

Wir jungen Leute ließen uns Frau Dagnys lebenswürdige Tyrannei gern gefallen. Sie liebte und beanspruchte es, angebetet zu werden, und in der Tat waren nicht wenige von uns in das anziehende Wesen mit den bewußt gespielten Allüren einer „Tochter des Dovre-Alten“ ziemlich vernarrt. Wedekind allein schien sie ganz zu durchschauen und sparte nicht mit satanischen Zweideutigkeiten, über die Frau Langen, deren Schlagfertigkeit Wedekind gegenüber vollständig versagte, zu ihrem Ärger immer wieder erröten mußte. Da aber bei solchen Gelegenheiten ihre weißen Wimpern noch weißer, ihre hellroten Haare noch heller wurden, ihr sonderbar schönes Gesicht durch den Ausdruck befangener Jungemädchenhaftigkeit noch anziehender wurde, gab sie sich zufrieden.

Langen bewegte sich in dieser seltsam zusammengewürfelten Kameradschaft fast wie ein Impresario. Es waren da ein paar außergewöhnliche Menschen beisammen, er hatte sie zusammengebracht, und sie arbeiteten, mehr oder minder freiwillig, an seinem Werk. An den Abenden saß man zumeist lange beisammen, im Luitpold, im Hofgarten und in Langens Heim an der Isar, in dem Frau Dagny auf und nieder schwebte.

Zuweilen brachte Wedekind seine Gitarre mit, sang mit der außerordentlichen Kunst der Betonung, die er später als Darsteller seiner eigenen Stücke bis zur Meisterschaft entwickelte, Lieder und Balladen. Wir hörten jetzt zum erstenmal die rührenden Strophen:

„Ich war ein Kind von fünfzehn Jahren . . .“

dann das Heilsarmeelied und jenes:

„Hamburg, du schöne Stadt, eh du mon dieu,
mon dieu . . .“

dessen Effekte ihm am besten gelangen von allen.

Einmal, wir hatten grad den armen Panizza von der Bahn abgeholt — er kam aus dem Gefängnis, nach langer Haft, die er wegen der im „Liebeskonzil“ begangenen „Gotteslästerung“ absitzen mußte und war seelisch

gebrochen — da sang Wedekind eine Ballade, die er am Tage selbst geschrieben und komponiert hatte. Es war „Brigitte B.“

„Ein junges Mädchen kam nach Baden,
Brigitte B. war sie genannt...“

Alle Zuhörer waren in heller Begeisterung. Wir redeten Wedekind stürmisch zu, doch öffentlich aufzutreten und dies Licht nicht länger unter den Scheffel zu stellen. Auch Langen war von Enthusiasmus gepackt. Er versprach sich von dem Gedicht — das dann auch tatsächlich konfisziert wurde, zum Teil wegen der angeblich unzüchtigen Illustration Heines — einen ungeheuren Erfolg für den „Simplicissimus“, ebenso von Wedekinds Bänkelsängerei die beste Reklame für seine Stücke, um die sich die Bühnen nicht kümmern wollten.

Wedekind witterte Unrat, ihm war das Auftreten mit der Gitarre, das er später als Broterwerb jahrelang zähneknirschend durchmachen mußte, in der Seele zuwider, er brach den Gesang rasch ab, mit der unglücklichen Miene, die er immer zeigte, wenn er sich vorwarf, daß er sich mit seinen Mitmenschen zu weit eingelassen, daß er sich wieder einmal etwas vergeben hatte.

Heine saß bei solchen Gelegenheiten zumeist stumm auf seinem Stuhl; zuweilen hatte er seinen Mops auf dem Schoß, dem er, nachdem er sich von der Hausfrau Essig und eine Serviette erbeten hatte, mit großer Umständlichkeit eine Zecke aus dem Fell kitzelte. Er beobachtete alles scharf und mit bewunderungswürdiger Eindringlichkeit. Seine Zeichnungen von Menschen und Tieren waren, wie man das in seinem Atelier beobachten konnte, bei ihrer zwingend einfachen Linienführung das intensiv durchgearbeitete Produkt einer bis in die geheimste Einzelheit erfaßten Erscheinung.

Sven Lange war da, einsilbig wie immer; Frau Dagny, die er innig verehrte, behauptete, Sven besitze einen ausgesprochenen Verbrecherschädel, aber dies wurde von Sven in sanftestem Dänisch bestritten. Mit glühenden Blicken um sich schauend sammelte Wassermann

konzentrierten Sprengstoff für seine Komödie „Die Karingelei“, in der er den „Simplicissimus“ und Langen und überhaupt den ganzen „Betrieb“ gehörig hernehmen wollte. Die Kameradschaft versammelte sich öfters bei Wassermann, in seinem kleinen Atelier, ein rotes Tuch hing über der Lampe, man setzte sich auf Kisten, den Fußboden, und Wassermann las aus seinen Manuskripten; er las gern, wir hörten das außerordentliche Vorspiel zu den „Juden von Zirndorf“, das er in den Pausen seiner Redaktionsarbeit in der Kaulbachstraße in die Schreibmaschine zu tippen pflegte.

Oskar Fried war da, Komponist eines Bierbaumschen Operntextes, er trug mit zynischem Berliner Witz seine traurige Armut zur Schau, betonte seine noch nicht gehörig gewürdigte Bedeutung und zeigte sein legendäres grünes Hütchen herum, ein bemitleidenswertes Ding, das sein Besitzer schandenhalber von allen Tram-bahnlinien Münchens hatte überfahren lassen – um das Gewissen säumiger Mäzene zu stacheln.

Ganz weit, im Halbdunkel einer Ecke des Salons, konnte man die Gestalt eines jungen Mannes bemerken, der zur Kameradschaft gehörte und auch nicht gehörte – es war eine gewichtige Persönlichkeit, ein junger Däne, Geschäftsführer des Verlags, der „Kontrapunkt“, so genannt, weil es seine Aufgabe war, all die auseinanderstrebenden Kräfte und Dissonanzen im Wesen Langens und seiner Mitarbeiter, des „Simplicissimus“ und des Verlags in den Geschäftsbüchern zu einem Akkord zu verbinden: eine Aufgabe, die ein Herkules gewordener Sisyphus kaum bewältigt hätte.

Auf dem Heimweg war eines der beliebtesten Gesprächsthemen: ist unser Verleger Millionär oder das Gegenteil? Meinungen und Urteile platzten aufeinander, unbedingte Bejahung und bodenlose Skepsis reizte und irritierte uns alle, die wir uns an dieser lebenswichtigen Diskussion beteiligten. —

Stumm schritt neben uns der Kontrapunkt einher. Der „Simplicissimus“ verschlang infolge der andauernden Konfiskationen, und weilsich die dadurch entstandene

Reklame nicht gehörig in den Umsatz verkaufter Exemplare ummünzen ließ, enorme Summen. Der einzige Autor des Verlags, dessen Bücher in großen Mengen verkauft wurden, der Schandfleck des Verlags, wie wir jüngeren Autoren meinten, war Marcel Prévost, Verfasser der „Demi-vierges“. Wir beruhigten uns, als der Kontrapunkt erklärte, Prévost sei es gerade, der die Wagschalen des Verlags ins Gleichgewicht bringe — die Wage, Wahrzeichen und Signet Albert Langens, den einzelne gerade als Mann von außerordentlichen Fähigkeiten, aber ohne jegliche Balance bezeichneten, schwankte bedenklich, aber wir ersten Autoren des Verlags waren uns mit höherer oder minderer Genugtuung bewußt, daß unsere Ansprüche, und was Langen uns zu leben gab, die eine Wagschale nicht allzu schwer belasteten.

Was mich betraf, so war mein recht unsinniges Prinzip, an dem ich lange noch festhielt: daß man aus seiner Kunst keinen Broterwerb machen dürfe. Mir wurde es ja nicht besonders schwer, an diesem Idealismus festzuhalten — meine kleine Rente wurde mir durch meine Eltern trotz wiederholter Drohung nie ganz entzogen. Dieser Umstand war bekannt und wurde gegen mich weidlich ausgenützt. Ich lernte im Laufe der Jahre erkennen: daß gerade diese falsche Auffassung: Kunst sei etwas, das, da es keinen Markt hat, auch nicht nach den sozialen Maßstäben der Produktion und Entlohnung bemessen werden dürfe — die Künstler, die freien Berufe, die Intellektuellen überhaupt der Willkür kapitalistischer Ausbeutungsmethoden, dem schamlosesten Unternehmertum willenlos und ohne Schutz ausliefert. Daß der Künstler, der freie Schriftsteller, der Intellektuelle aus seiner falsch verstandenen Einstellung zum Problem der Arbeit, aber auch aus seiner, den praktischen Dingen des Lebens hilflos begegnenden Wesensanlage der ewige Bettler, Brockenhascher vor den Toren und den Tafeln der Reichen bleiben muß, ein antisoziales, unorganisierbares Mitglied der Gesellschaft.

Indes es gab ebenso viele, die die Not zwang, aus den Reihen zu treten, wie andererseits vom Daseinskampf

zur rücksichtslosen Selbstbehauptung Gezwungene, die ihr Recht auf Leben und Erfolg durchsetzten. Ich für meine Person hätte das qualvolle Im-Vorzimmer-Stehen und Auf-Zwanzig-Mark-Warten wahrscheinlich nicht lange ausgehalten.

✱

Nach „Hunger“ und „Mysterien“ — „Pan“, dieses Wunderwerk!

Aber der große Haufe, dieses hybride Geschöpf Publikum, das unbegreifliche, unholde, feindliche, blieb stumm. Wenn nicht ganz apathisch, doch in einer Lethargie, die die rasche Aufeinanderfolge solch unerhörter Meisterbücher vollkommen unerklärlich machte.

Die Berge, aus denen mir Hamsun ein Jahr zuvor geschrieben hatte, konnten Hamsun seine Gesundheit nicht zurückgeben. Nach München war er leidend gekommen, und das tückische Klima des bayrischen Hochplateaus hatte ungünstig auf ihn eingewirkt. Er fühlte sich elend und litt an Lungenblutungen. Nach Norwegen zog es ihn nicht. Man hatte ihm dort das Staatsstipendium entzogen, weil er eine Novelle publiziert hatte, in der eine heidnische Art von Lebensinbrunst Gestalt gewonnen hatte. Er litt nicht gerade Not, war aber beengt und unglücklich. Der „Simplicissimus“ bereitete eine Aktion vor, eine Geldsammlung sollte Hamsun die Möglichkeit geben, ohne Staatsstipendium weiterzuleben; aber auch als eine Aufrüttelung des trägen Gewissens der Gebildeten war diese Aktion in Szene gesetzt: sie sollten wissen, was sie dem darbenden Dichter des „Pan“, der „Mysterien“ und „Hungers“ schuldeten!

Inmitten unserer kleinen Gruppe, die in München an vielen Orten zu sehen war, fiel der Riese Hamsun auf. Aber die Leute, die uns sahen, hätten ihn auch als Mittelpunkt der Gruppe erkennen können, wenn er nicht körperlich aus unserer Mitte emporgeragt wäre; die Ehrfurcht und Liebe, mit der wir jüngeren Leute uns um ihn scharten, mußte wahrlich auch äußerlich bemerkbar sein. Nur Wedekind verhielt sich in Distanz und

in der Reserve. Ich weiß nicht, ob er Hamsun je gelesen hat. Das schwärmerische Leiden an der Frau, der schmerzliche Minnesang, den die Helden Hamsuns um die Geliebte anstimmen, mußte gerade Wedekind im tiefsten Wesen antipathisch berühren. Hamsun und Wedekind hatten wenig, was sie einander näher bringen konnte, und Hamsun warnte mich einmal, als ich die unerhörte Kraft des Erdgeistes pries, vor Wedekind, als einem gefährlichen Verderber junger enthusiastischer Menschenseelen. Einige Tage zuvor hatte Wedekind in unserem Kreis, in dem er zu jener Zeit oft mit verblüffenden satanischen Reden zu blenden liebte, an meiner „gotischen“ Hand, ihren schmalen, langgestreckten Fingern und dünnen Gelenken eine ganze Theorie der Dekadenz uns vordoziert. Er hatte neben meine Hand die seine gelegt, die breit und mit stumpfen Fingern, rötlich und ungeschlachtet gebildet war und deren er sich schämte, wie das aus seinen späteren Dramen ersichtlich ist, so sehr, daß er immer schwarze Handschuhe trug. —

Eine junge Freundin aus Wien, aus der Familie meiner Wiener Verwandten, studierte in jenem Sommer in München an der Malerakademie. Sie bat mich so inständig und so lange, mit Hamsun zu ihr zu kommen, daß ich Hamsun endlich zu dem Besuch bewog. Das junge Mädchen wohnte mit seiner Gesellschafterin in einer Pension; wir gingen aus der Kaulbachstraße durch die halbe Stadt und stärkten uns unterwegs durch etliche Kognaks für dies Unternehmen. Als wir in der Pension ankamen, waren die Damen ausgeflogen, aber auf einem Zettel wurden wir nach dem Englischen Garten beschieden. Ich war entrüstet, daß ein junges Ding Hamsun und auch mich in solcher Weise zu behandeln wagte, und sagte Hamsun, wir sollten direkt in die Redaktion zurückgehen. Aber Hamsun wollte doch in den Englischen Garten, und wir trafen die Damen in der Allee, die zum Monopteros führt. Als ich sie von ferne sah, beschleunigten wir unsere Schritte und ich war wütend über die Selbstsicherheit, mit der das junge Ding, meine Freundin, uns entgegenschritt, ohne das

Tempo ihrer Schritte im geringsten zu ändern, ohne die geringste Befangenheit zu zeigen. Wir spazierten in einem mühsam geführten englischen Gespräch eine Viertelstunde lang auf und ab, dann mußten die Damen zum Tee heimkehren und ich ging mit Hamsun auf die Redaktion zurück. Hamsun war wortkarg, und ich machte mir Vorwürfe darüber, daß ich wegen dieses jungen Springinsfelds die Freundlichkeit meines großen und von uns jungen Dichtern so innig verehrten Freundes mißbraucht hatte.

Für den Besuch hatte er sich besonders suggestiv gekleidet, ein weiter, heller Radmantel flatterte um seine Schultern, ein grauer Zylinder saß auf seinem Kopfe, und wir waren infolge der genossenen Kognaks in erhöhter Stimmung. Ich entschuldigte mich mit verwirrten Worten bei Hamsun, daß ich diese peinliche Geschichte verschuldet hatte. Meine Freundin hatte mich so lange und so dringend gebeten! Hamsun aber, der erraten hatte, daß ich in das junge Mädchen einigermaßen verliebt war, betonte, daß ich unrecht getan hatte, dem Wunsch meiner Freundin zu willfahren, so etwas sei nicht ungefährlich. Ich erwiderte, gerade weil ich sie sehr lieb hatte, glaubte ich ihrem Wunsche willfahren zu müssen, wir beide begegneten uns ja in der Liebe zu seinem Werk, zu den herrlichen, schmerzlichen Leidenschaften Glahns zu Edvarda, Johann Nilssen Nagels zu Dagny. Hamsun hatte für all dies nur ein Kopfschütteln.

In der Redaktion sah ich, wie er plötzlich, als schrecke er aus Gedanken empor, die ihn weitab geführt hatten, in die Brusttasche griff, eine lange Schere hervorholte und die Fransen unten um seine defekten Hosenschäfte abzuschneiden anfang...

Jahre später erzählte ich diese Einzelheit Peter Altenberg, der meine Liebe zu Knut Hamsun mit der vollen Hingabe seines edlen, liebenden Herzens, seiner so reinen, kindlich holden Seele teilte. Als ich geendet hatte, bemerkte ich, wie die hellen Tränen aus Peters Augen liefen.

Mitte Juni ging ich durch die Ludwigsstraße und sah vor der königlichen Bibliothek einen umgestülpten Karren, vor dem ein paar Leute hockten und kicherten. Als ich näherkam, hörte ich, wie einer sagte: „Weiße Liebe, ein Roman aus dem Quartier Latin von Arthur Holitscher.“ Da sah ich, daß hinter dem Karren ein Lehrling aus der Verlagsexpedition sich mühte, den Schaden zu beheben.

Dies war meine erste Begegnung mit meinem Werk. Die Spießer hockten da und lachten über die ekstatische Umschlagszeichnung Th. Th. Heines, die eine präraffaelistisch schlanke weiße Gestalt mit den Zügen Dagny Langens zeigte, wie sie einem im schwarzen Rock vor ihr knienden jungen Mann eine stilisierte Dornenkrone auf die Stirne drückt.

Oft habe ich in meinem Leben an dieses Symbol denken müssen: mein in glühender Arbeit und selbstvergessener Begeisterung geborenes Buch im Straßenkot vor den grinsenden Philistern. Die Gesichter der Philister wechselten, die Tat blieb.

Das Buch hatte sogleich Erfolg, obzwar es äußerst ungleich und ein typischer sentimentaler Erstlingsroman war. Bahr schrieb in der „Zeit“ einen Aufsatz darüber, allerhand Blätter entrüsteten sich über das neue grelle Produkt des jungen Verlegers Langen, der die deutschen Dekadenten hätschelte. Die „Zeit“ brachte auch meinen Aufsatz über „Reisen“ heraus, ein paar Tage später stand in der „Neuen Freien Presse“ mein Feuilleton über Hamsun.

Wir saßen, Hamsun, Langen und die ganze Clique, im Luitpold, als ein junger Maler mir die „Presse“ herüberreichte. Ich zeigte das Feuilleton Hamsun, der Sven Lange bat, es ihm zu übersetzen. Während Sven Satz für Satz dänisch vorsprach, beobachtete ich Hamsun, der kopfschüttelnd vor sich hinblickte.

Als die Übersetzung zu Ende war, sagte er mir auf Englisch: „Sie sind ein Dichter.“ (Das mit halb gerührtem, halb mitleidigem Ausdruck.) „Wie vieles legen Sie in einen Menschen, in ein Buch, in einen Satz. Ich

will Ihnen eine Geschichte erzählen, die sich vor einigen Jahren in Christiania ereignet hat. Ein junger Dichter liebte aus der Ferne ein junges Mädchen. Er liebte sie tief und schwärmerisch und behing sie mit allen Herrlichkeiten und Kleinodien seiner Seele wie ein Idol. Dann begegnete er ihr, bald darauf heirateten sie, und es verging nicht viel Zeit, da war der junge Dichter ernüchtert und aus allen Himmeln gefallen. Er ging von seiner jungen Frau fort, in die Einsamkeit und wurde Onanist. Er lebte in der Welt weiter, die er sich vor seiner Ehe geschaffen hatte, aus all seinen Herzensillusionen. Er ist dann bald untergegangen. — So wird es Ihnen mit dem Leben ergehn.“ —

Er hatte, während er sprach, seine Hände gefaltet. Auf einem Finger der rechten Hand trug er einen kleinen eisernen Ring, Johann Nilsen Nagels Eisenring.



Mein Buch und Hermann Bahrs Besprechung hatte auf meine Eltern keinen besonderen Eindruck gemacht. Erst als mein Feuilleton in der „Neuen Freien Presse“, in der „Neuen Freien“! erschien, kamen Telegramme von der Familie, die mich beglückwünschten und Immer weiter! zuriefen.

Nichtsdestoweniger wurde ich bereits im Juli wieder nach Ischl beschieden, gewissermaßen „ad audiendum verbum regium“, wo ich wieder in kategorischer Weise ein Ultimatum mit angedrohter Entziehung des Monatswechsels vernahm.

Mein Vater war krank; durch einen Sturz hatte er den Gebrauch des linken Beins eingebüßt, er ging mühselig an Stöcken einher. Seine Vermögensverhältnisse waren sehr schlecht geworden, dies wurde mir bedeutet. Ich befand mich in einem trübseligen Zustand der Zerrissenheit und Verzweiflung. Meine Arbeit an dem „Simplicissimus“, der durch die Konfiskationen und die Unsicherheit, die daraus entstand, künstlerisch und politisch wie ein zu leicht beladenes Schiff ins Rollen und Schlingern geraten war, verursachte mir Pein, ich sah

nur Ablenkung und heillose Zersplitterung meiner Kräfte in dieser Tätigkeit, die mir zudem ein absurdes Trinkgeld eintrug – denn Langen kannte ja meine Unabhängigkeit von Honoraren und Tantiemen und nützte dies aus. Langen meinte: ich müsse bald mit einem neuen Roman herauskommen. „Weiße Liebe“ hatte einen unbestreitbaren Erfolg, und dieser mußte befestigt werden. Einige Entwürfe zu neuen Büchern hatte ich in den letzten Wochen vernichtet, wohl unter dem Druck der Redaktionspflichten, die eine Konzentration nicht aufkommen ließen. Kaum drei Monate waren vergangen, seit ich nach München gekommen war, und ich dachte schon wieder daran, nach Paris zurückzukehren und mich in Arbeit zu vergraben – vielleicht aber nicht so völlig und hingegeben wie das letztmal, ich dachte: diesmal würde ich Paris erleben, die berauschende Stadt, ich würde mich vom Strom mitreißen lassen, irgendwohin, dahintreiben. Den dezidierten Erklärungen meiner Eltern stand ich macht- und kraftlos gegenüber, ich hatte jetzt doch bewiesen, daß ich gearbeitet hatte, meine Arbeit war anerkannt worden, was konnte ich denn noch tun, um mich zu rechtfertigen. Ein kleiner, hämischer Buckliger, Vetter meiner Tante Wilhelmine, sekundierte meinen Eltern, ohne daß ich den Mut gefunden hätte, den unberufenen Ankläger ob seiner Unverschämtheit mit ein paar Worten, die mir auf der Zunge schwebten, niederzuschlagen. So stark beherrschte mich jenes alte kindliche, kindische Bewußtsein der Schuld. Wieder saß ich, wie einst, schweigend und trotzig unglücklich an dem Tisch meiner Eltern, an dem meine jüngeren Geschwister in heiterer Sommerlust, fröhlich und guter Dinge plauderten. –

Ich packte meine Reisetasche, küßte meinen kranken Vater auf die Stirn, tauschte einen langen, stummen Blick mit ihm und ging zur Bahn, den Tod im Herzen. –

In dem Abteil, in dem ich Platz genommen hatte, saß ein junges Ehepaar. Eine Station nach Ischl stand die junge Frau auf und nahm aus ihrem Handkoffer

ein Buch heraus, in dem sie bis München aufmerksam und vertieft las. Es war mein Buch „Weiße Liebe“.

Alles war ja gut! Wie verlockend war das Leben. Draußen war Sommer, Spätsommer, der Herbst war die gute Jahreszeit, im Herbst arbeitete ich am besten, das Dasein lag vor mir, in einem Schimmer, alles war so schön.

Abends traf ich im Café Luitpold die ganze Clique beisammen. Hamsun war abgereist. Dagny Langen war da, ein Sohn Björnsons war eingetroffen; alle wunderten sich über meine frische Laune, meine frohe Stimmung, meinen Mut, meine Sicherheit. Als ich erklärte, ich wolle nun bald nach Paris zurück, bemerkte ich auf den Gesichtern Langens, Frau Dagnys und eines und des anderen wirkliches Bedauern. Doch mein Entschluß stand fest. Und es meldeten sich auch neue Arbeitspläne.

*

So oft ich eine freie Stunde hatte, ging ich in den Englischen Garten, der ja dicht an der Kaulbachstraße sich erstreckte. Ich liebte diesen wunderbaren Park, ich liebe ihn noch, und wenn ich nach langer Abwesenheit wieder in München bin, so fühle ich meine Sehnsucht nach dieser Stadt inniger gestillt durch den Anblick des Monopteros auf dem Hügel, dieses wunderlichen Tempelchens, als durch die Anwesenheit vieler Menschen, die ich mir aus München leicht fortdenken könnte.

Ich kam den kleinen Hügel eines Tages, früh im August, herabgeschritten, als ein ältlicher Herr in breitem Schlapphut, mit einem Lodenmantel um die runden Gliedmaßen, mich ansprach und beim Namen nannte. Er sagte gleich, er habe mich im Café Luitpold „mit den anderen Dichterfürsten“ — so drückte er sich aus — sitzen sehen und wollte wissen, ob er „den Sohn von Hermine Holitscher“ vor sich habe? Ich bejahte diese Frage, worauf er sich vorstellte: Armin Fuchs, ehemaliger Versicherungsbeamter aus Budapest,

in jungen Jahren stiller Verehrer der „beiden holden Mädchenknospen“, nämlich meiner Mutter und ihrer Schwester Rosine, gegenwärtig pensioniert und als Privatmann in München ausschließlich seinen Kunstneigungen lebend.

Ich sagte Herrn Füchsl, daß ich mich sehr freue, seine Bekanntschaft gemacht zu haben. Er bekannte, daß er „Weiße Liebe“ gelesen hatte, blieb stehn, sah mir mit seinen etwas wässerigen blauen Augen voll unverhohlener Rührung ins Gesicht, schnalzte ein paarmal mit den Lippen – eine Äußerung, ein Naturlaut, wie ich ihn – in Budapest – oft als Ausdruck des Mitleids aber auch der Bewunderung vernommen hatte und sagte mit besonderer Betonung: „Also auch ein zukünftiger Name im Almanach de Golgotha!“ Dieses Wortspiel, das er wohl selber gemacht hatte und auf das er offenbar sehr stolz war, wiederholte er noch einigemal, während wir durch den abendlichen Park spazierten, in dem hier und dort bereits die hell-lila Kelche der Herbstzeitlosen im Grase blühten. Er meinte mit dem Wort die Literaturgeschichte oder Kürschners Literatur-Lexikon oder ähnliches. Was ihn selber anlangte, so war er Genießer, Philosoph und Eremit. Das Leben hatte keine Lockungen mehr für ihn, keine Rätsel, auch die Lockungen der Liebe waren, so gestand er mir, bereits im Absterben begriffen. Den Sonnenuntergang vom Maximilianeum aus sehen, eine Mozartoper im Residenztheater, in der Richard Strauß im Orchester auf einem Klavizimbel das Rezitativ begleitet, ein kleines Frühstück in der Bar der „Vier Jahreszeiten“ und ein gutes Buch, das er in seiner mit Blättern moderner Meister, die sich als Kunstdrucke der „Jugend“ entpuppten, reich geschmückten kleinen Studentenbude Seite für Seite durchkostete, – das war für ihn der Inbegriff des Lebensgenusses. So dürfe man „den Sensenmann freudig den Hügel heraufkommen sehen“. Diese Wendung, die er genießerisch breit und langsam, gleichsam auf der Zunge zergehen ließ, erweckte in mir heimliche Befürchtungen.

Er ermahnte mich, das Leben nicht allzu tragisch zu nehmen, nie zu vergessen, daß, während das Leben ernst, die Kunst heiter sei, und erging sich darauf in äußerst pessimistischen Reden über den Beruf des Schriftstellers, über die Charaktereigenschaften der Dichter im Allgemeinen, der gegenwärtig berühmten im besonderen, schonte auch eine oder die andere hervorragende Gestalt aus unserer von einem entfernten Tische im Luitpold beobachteten Clique nicht und kniff die Augen vor Wonne zu, als er mir gestand, das rosig gesunde Gesicht gegen den eben aufsteigenden Vollmond in die Höhe gewandt, daß ihn seine Lebensweisheit, Gott sei's gedankt, die Frucht vieler Jahre, über jeglichen irdischen Ehrgeiz emporgehoben habe.

Wir trennten uns, als es schon Nacht war, und ich versprach Herrn Füchsl, der noch rasch eine Lobeshymne auf die blühenden Knospen Hermine und Rosine sang, ihn zu besuchen, wie ich ihm auch die Adresse meines Stübchens in der Schellinggassenpension angab.

Meine im Unterbewußtsein gefaßte Befürchtung bewahrheitete sich bald: Herr Füchsl erschien nämlich bereits zwei Tage nach unserer Begegnung zu sehr früher Stunde in meinem Zimmerchen, ich lag noch im Bett, er brachte ein dickes Briefkuvert mit Manuskripten von Gedichten, Novelletten und Skizzen „ernsten und heiteren Inhalts“, die er verfaßt hatte. Ich sollte sie aufmerksam durchlesen und dann im „Simplicissimus“ nach und nach der Öffentlichkeit übermitteln. Ich versprach, noch halb im Schlaf, mein möglichstes zu tun, verbrachte dann eine Morgenstunde mit der Lektüre des blumigsten Kitsches, der auf Gottes Erde jemals verbrochen worden war, und brachte das ganze Paket einmal zu einer unmöglichen Zeit, in der er sicher nicht zu Hause sein konnte, in Herrn Füchsels Bude zurück.

Ich begegnete ihm vor meiner Abreise nach Paris noch einmal. Er grüßte mich kühl, zeremoniös und mit einer Miene, einem unhörbaren Schnalzen, das halb Mitleid, halb Verachtung auszudrücken schien. —

Jahrhundertende

Als ich aus dem Ratskeller durch die Nacht heimging — Langen, Dagny und die Clique hatten mir ein kleines gerührtes Abschiedsessen gegeben, und damit der Freudentropfen im Wermutskelch nicht fehle, hatte der Romane schreibende Kollege eine kleine Rede auf mein „farbloses“ Buch, nämlich die „Weiße Liebe“, gehalten —, als ich wehmutsvoll und mit einem kleinen uralten Ring, den mir Frau Dovrekönigstochter geschenkt hatte, durch die finsternen Gassen ging, da fühlte ich wieder diesen Schmerz, diese Unsicherheit des Nirgendwohin-Gehörens, In-die-Leere-Tretens, wie ein ungeschickter Seiltänzer, eine Empfindung, die das, was ich aus freien Stücken verließ, mit einem Schimmer des Begehrten umgab, das, was ich aufsuchte, seines Schimmers entkleidete. Sollte ich umkehren, bleiben? Was trieb mich fort, und gerade nach Paris? Indes ich hatte mir's zugeschworen, daß ich diesmal Paris erleben wollte, und daß ich nicht anders als mit einem vollendeten Buch nach München zurückkehren werde.

Ich setzte mich in einem kleinen Hotel am Square Louvois, gegenüber von der Nationalbibliothek, fest und überlegte, wie ich es beginnen sollte, Paris zu erleben. Gleich in den ersten Tagen war mir der Zufall günstig, denn ich lernte in der Galerie Georges Petit in der Rue de Sèze da Silva kennen und außerdem Madame Nadine Riedling mit ihrem Freund, dem jungen Grafen de Berckhoven.

Es war noch früh am Vormittag und ich der erste Besucher der Ausstellung. Ich sah mir die erstaunlichen Bilder an, von denen die Boulevardblätter in diesem Augenblick voll waren. Jean Lorrain phantasierte von einem neuen Tizian, Catulle Mendès von Farben, die man seit Giorgione nicht mehr gesehen habe, und in der Tat, hier war ein unerhört unheutiges, aus okkulten Quellen der großen vergangenen Kunstepochen gespeistes Genie der Anschauung und des Ausdrucks; in

der realen Welt, die uns umgab, ein verblüffendes, aber auch hinreißendes Phänomen.

Vor einem riesigen Panneau, das im Katalog mit „Nero besucht Poppäa“ bezeichnet war, stand eine hohe Leiter. Als ich mich zwischen die Leiterbeine schob, um ein Detail, die Figur eines knienden Sklaven, besser zu sehen, rief von der obersten Sprosse eine Stimme: „Attention, s'il vous plaît!“

Ich blickte hinauf und sah einen ganz absonderlichen Menschen mit Firnistopf und großem Pinsel oben hocken. Eine Minute später kam er herab und reichte mir seine nach Farbe und Terpentin duftende Rechte.

„Da Silva.“

Ich nannte meinen Namen.

„Deutsch?“ frug er. „Ja.“ „Oh, ich auch, aber nur halb. Vater Portugiese, Mutter aus Braunschweig. Juif?“ Ich sagte: ja. „Oh, ich natürlich auch. Raffael Salomon, mit solchen Namen. Sie sind Künstler? Oder Kritiker? Oder reich? Kaufen Sie Bilder?“

Ich war über diese rasch und äußerst temperamentvoll hervorgesprudelten Fragen etwas erstaunt. Als ich ihm sagte, ich sei am ehesten noch ein Kritiker (ich sollte, von Hermann Bahr aufgefordert, für die „Zeit“ über Pariser Kunst berichten), aber daß ich Romane und Gedichte schreibe, ging da Silva grade auf sein Ziel los und nahm mir das Versprechen ab, daß ich über ihn schreiben würde. Bald darauf kam Madame Nadine mit dem jungen, eleganten Grafen, und nach einer halben Stunde war ich mit allen dreien befreundet.

★

Ich habe gesagt, daß dieser Mensch auf der Leiter mir absonderlich vorkam, und das war da Silva in der Tat. Als wir vier über den Boulevard des Italiens gingen, blieben die Leute stehn und sperren den Mund auf. Madame Nadine genoß diesen Kitzel mehr als ihr Begleiter, und auch ich mußte mich erst wie von einem Schreck erholen.

Da Silva trug über rötlichen Locken, die ihm auf Ohren und Nacken niederfielen, ein Samtbarett von violetter Farbe. Er hatte Schnallenschuhe und hohe, graue Gamaschen an, einen veilchenblauen Radmantel, der am Halse mit einer Silberschnalle geschlossen war, unter dem Mantel hielt er seinen Spazierstock wagrecht, so daß es aussah, als ginge ein leibhafter Renaissancepage mit dem Degen unterm Mantel über den Boulevard spazieren. Das Merkwürdigste aber an da Silvas Erscheinung war das zarte, ganz junge, etwas weibische, nicht ganz sauber rasierte Gesicht, ein mit dem enigmatischen Ausdruck des jungen Täufers auf Leonardos Louvrebild rotlippig, zweideutig und sonderbar vor sich hinlächelndes Antlitz eines schlimmer Lüste kundigen, allzu schönen Knaben.

Madame Nadine und der Graf begleiteten uns bis zur Oper und luden mich für den nächsten Abend zu sich ein. Ich sagte zu. Dann aß ich mit da Silva bei einem recht guten Marchand de vin in der Rue Taitbout, wo er von einem Tische, an dem Lord Alfred Douglas, der junge Ernest La Jeunesse, Alfred Jarry, der Dichter des „Ubu Roi“ und ein wunderschönes Mädchen, Fanny Zässinger nebst einigen weniger bekannten Leuten saßen, mit Zurufen aller Art begrüßt wurde. Ich blieb mit dieser Gesellschaft über Mittag beisammen, verabredete mit La Jeunesse, der gerade sein ironisches Erstlingsbuch „Von den Nächten, dem Verdruß und den Seelen unserer hervorragenden Zeitgenossen“ veröffentlicht hatte, eine Zusammenkunft, versprach da Silva, daß ich ihn, ehe wir zu Madame Riedling gingen, in seinem Atelier aufsuchen würde, und kam in der Folge nicht mehr an diesen Tisch in der Rue Taitbout. —

✱

Als ich nächsten Nachmittag da Silva aufsuchte, stand er in einem schmutzigen Nachthemd und in Strümpfen, ungekämmt und ungewaschen vor einer Leinwand, auf der er mit Kohle einen „Triumph der Ariadne“ entworfen hatte. Er sagte mir, es sei eine Bestellung des

Bankiers Myrtil Rosenbach und nannte mir gleich Preis und Bedingungen. Die Ariadne sollte eine Mätresse des Bankiers, ein schönes, üppiges Weib, Schauspielerin oder Varietédame sein. Da Silva gestand mir, daß er Frauen ungern male, noch dazu nach dem Leben, er wollte sich aber schon aus der Affäre ziehn. Es klopfte; da Silva zog rasch seinen grauen Samtanzug von gestern an, und Madame Rosenbach, die Gattin des Bankiers, erschien mit ihren Töchtern Chichette und Line, die letztere ein Kind in Spitzen und Seide, die erstere ein etwa sechzehnjähriger Backfisch, der sich bereits im Argot der Kokotten ausdrückte, alles wußte, da Silva mit allerhand Anzüglichkeiten neckte und von ihm gepfefferte, schlagfertige Antworten zu hören bekam, über die sie sich mitsamt ihrer Mutter herrlich zu amüsieren schien. Da Silva fand aber bald seinen Ernst wieder und erklärte Madame Rosenbach, daß er unbedingt zweitausend Franken Vorschuß haben müsse, um die beiden anderen Leinwänden und die teuren Farben zu kaufen, denn der Bankier hatte da Silva versprochen, falls der „Triumph“ zu seiner Zufriedenheit ausfallen sollte, würde er für den Speisesaal noch eine „Diana“ und die „Sirenen“ zu malen haben. Madame Rosenbach versprach zögernd, ihren Mann überreden zu wollen; Chichette aber sagte mir: „Dieser Geizhals! Sein Vater ist der reichste Antiquitätenhändler von Holland, er könnte Geld haben so viel er wollte, aber er knausert — sehen Sie doch, wie er wohnt!“ Sie hob den Vorhang, der das Atelier von der Schlafkammer trennte, da stand ein Bett, ein primitiver eiserner Waschtisch mit einer zersprungenen Schüssel, und an einigen Nägeln hingen schmutzige Hemden, Unterhosen, Mantel und schwarzer Anzug; alte Schuhe standen herum und auf einem Stuhl war ein Teller mit Speiseüberresten und ein halb geleertes Wasserglas zu sehen. „Ein Geizhals — denken Sie sich: vorigen Winter hatte er eine leichte Kohlenoxydgasvergiftung von dem schlechten Atelierofen, wir schickten ihm einen Arzt, der verordnete ihm irgendeine schlecht schmeckende Medizin, eine große Flasche voll,

zwei Eßlöffel morgens und abends zu nehmen – nach dem vierten Löffel war er geheilt, aber die Flasche war ja noch zu zwei Dritteln voll, da soff er den Rest aus, weil er das Gebräu ja doch bezahlt hatte!“

Als die Bankiersfrau mit ihren Töchtern gegangen war, warf da Silva seinen grauen Anzug wieder ab und begann, das Schwertmotiv aus der „Walküre“ betäubend laut pfeifend, an der „Ariadne“ weiterzumalen. Er pfiff so laut, daß es ihn schüttelte; selbstvergessen pinselte er, zurückspringend und vorwärtsstürzend, drauflos – plötzlich aber stand er vor mir und sprach kleinlaut: „Ich glaube, der Halunke wird die zwei anderen Panneaus nicht bestellen. Was meinen Sie? Madame hat solch eine zweifelnde Stimme gehabt – ich glaube, ich bekomme den Auftrag nicht! Was meinen Sie?“

„Dann werden Sie etwas anderes malen. Das soll Sie nicht beunruhigen.“

Ganz entrüstet sagte da Silva: „Aber das Geld! Er ist doch reich, der Halunke!“

Dann wusch er sich, kleidete sich an, alles in wenigen Minuten, und aß etwas, das auf dem Stuhl lag. Es stellte sich heraus, daß er heute noch nichts zu sich genommen hatte. –

*

Die Wohnung, die der junge Graf seiner Freundin eingerichtet hatte, lag in einer der vornehmsten Straßen des Quartier de l'Europe und war eine historische Wohnung. Vor Madame Riedling hatte in ihr Madame Bonnemain gewohnt, die Freundin des „brave général Boulanger“, der bei einem Haar das Schicksal der französischen Republik geworden wäre.

Wenn man zu Madame Nadine kam, empfingen einen diese historischen Räume, in denen sich aber zur Zeit ein weitaus geringeres Schicksal abspielte, nämlich das Schicksal des jungen Grafen de Berckhoven.

Die Wohnung war mit künstlerischem Geschmack eingerichtet, aber man sah, daß an allen Enden gespart worden war. Das Meublement im Stil Louis' XV. war

hell und blumig, die Teppiche Aubussons, an den Wänden hingen gerahmte Autogramme von Mallarmé, von Maclair, vom Sar Péladan, mit Zeichnungen von Rodin, Röteln von Armand Point und eine Porträtskizze des Sars von seinem Schüler da Silva — denn da Silva gehörte dem Kreise der Rosenkreuzer an, die sich um den Sar und um Point geschart hatten und in Marlotte residierten. — Madame Nadines Salon war bis vor kurzem ein Versammlungsplatz dieser Künstlerschule gewesen, und die Dichter der Schule hatten hier ihre Dichtungen vor einer Gesellschaft interessanter Damen und ihrer Verehrer vorgetragen. Gegenwärtig war Madame auf die Rosenkreuzer nicht gut zu sprechen; es verkehrten andere Künstler und Dichter bei ihr, aber die interessanten Damen waren die gleichen geblieben.

Sehr behaglich fühlte man sich bei Madame Riedling keineswegs. Sie war trotz ihrem russisch klingenden Vornamen Elsässerin, fünfunddreißig Jahre alt, nicht schön, bereits etwas verblüht, aber sehr elegant und von überaus anmutigem Wesen. Ihr Gesicht, leicht emailliert, das kunstvoll rotgefärbte Haar und die heitere Unbekümmertheit ihrer zierlichen, schlanken Person wirkte sehr anziehend; sie war nicht ungebildet, wußte in allem, was Paris und Heute bedeutete, Bescheid und sie tyrannisierte ihren jungen Freund auf die liebenswürdigste, auf unentrinnbare Weise.

De Berckhoven war ein eleganter, weichlicher, unentschlossener Mensch, blond, sanft und kleinlaut, etwa zehn Jahre jünger als Madame. Nur in den Augenblicken in denen plötzlicher Groll gegen seine Mätresse in ihm aufstieg und sich Luft machte, zeigte er so etwas wie Temperament. Dann behandelte Madame ihn wie ein störrisches Kind, das — wart einmal, bis wir wieder allein sind! — schon seine Prügel bekommen wird.

In den ersten Wochen unserer Bekanntschaft kam de Berckhoven öfters zu mir in meine kleine, schwer heizbare Hotelstube. Einmal hatte ich die Grippe und er brachte mir im Auftrag von Madame Nadine, die unten im Kupee wartete, ein Briefchen von ihr, eine Flasche

Brustsirup, Blumen und Ananaskonserven. Das Briefchen begann: „... mon pauvre poète“, es war in sehr herzlichem Ton gehalten und enthielt nur wenige orthographische Fehler. Berckhoven saß an meinem Bett, hörte mich husten und beneidete mich um meine Freiheit! Er ließ, trotz meinem wiederholten Mahnen, Madame unten im Kupee fast eine Stunde lang warten und schüttete mir während dieser Zeit sein Herz aus. Tags zuvor hatte eine der schon oft wiederholten Familienratssitzungen bei dem Oberhaupt seiner Familie, der Duchesse Douarière X. stattgefunden, diese große Dame war seine Tante. Und wie so oft schon, hatte den alleinigen Gegenstand der Beratungen die Frage gebildet, auf welche Art der junge Graf von seiner Freundin losgeeist werden könnte. Ich erfuhr später, daß bei diesen Sitzungen nicht wenige Stimmen sich für Madame Nadine erhoben, obzwar es ja ein Skandal war, wie diese durchtriebene Jüdin den willensschwachen Menschen am Gängelband führte. Aber man mußte anerkennen, daß sie eine exzellente Hausfrau war, sie lebte keineswegs verschwenderisch, trotz Wagen und galoniertem Diener, und sie hielt Monsieur knapp, nicht um sich selber zu bereichern, sondern aus angeborenem Sparsinn.

De Berckhoven zog mit jämmerlicher Miene ein Fünfrankenstück aus der Tasche und sagte: „Une thune . . . voilà! Das ist mein Taschengeld, wenn sie mir einmal erlaubt, allein auszugehn!! Mein Kutscher hat das Zehnfache. Aber mir möchte sie am liebsten eine Schnur um das Bein binden. So ist diese Canaille. Raten Sie mir, Freund, was soll ich tun?“

Ich riet ihm, das beste wäre, er dächte gar nicht daran, von ihr loszukommen. Er sei kein sehr fester Mensch und würde unfehlbar unter die Herrschaft irgendeiner anderen Dame gelangen, die gewiß nicht so anmutig wäre und sicherlich nicht die geistigen und gesellschaftlichen Qualifikationen von Madame Nadine besäße, auch nicht imstande wäre, eine so interessante Atmosphäre um ihn und sich zu schaffen, wie Madame das zuwege brachte. De Berckhoven sah mich ganz entgeistert an,

wurde dann gerührt und nahm rasch Abschied, um seine Freundin unten nicht länger warten zu lassen. Offenbar war er mir im höchsten Grade dankbar dafür, daß ich ihn durch meinen Rat der Notwendigkeit, zu handeln, oder auch nur einen Entschluß zu erwägen, enthoben hatte.

Als Madame Sallefranque, meine Wirtin, mir die Suppe brachte, sagte sie: das Kupee mit der Dame sei schon fünf Minuten, nachdem der Herr zu mir hinaufgegangen war, fortgefahren. —

✱

Bei Madame Riedling gab es Abendgesellschaften sehr reizvoller Art. Die Rosenkreuzer und Symbolisten waren jetzt durch andere Intime des Hauses, den Zeichner des „Figaro“ Caran d’Ache, den Schauspieler Mordant, die Bildhauerin Madame Roche und eine Sängerin der Opéra Comique abgelöst; dann waren etliche Freundinnen Nadines mit ihren Herren anwesend, alle von Madame geladen — der Graf selbst schien gar keine eigenen Freunde zu besitzen. Man saß um eine üppig gedeckte Tafel beisammen, und Witzworte flogen hin und her. Besonders Caran d’Ache zeichnete sich aus. Berckhoven stachelte ihn in einem fort, daß er mit seinen schlüpfrigen Geschichten loslege, deren er eine Menge wußte. Eines nämlich konnte Madame Nadine nicht vertragen: das war, wenn in ihrem Salon Worte fielen, die einer niederen Sphäre entstammten, als die es war, in der sie sich gegenwärtig wähnte. Chichette Rosenbach hätte ihre Schwelle nie überschreiten dürfen! Wenn Champagner getrunken wurde, gewann der Graf Mut, Nadine selber mit solchen Worten zu necken, am liebsten in Anwesenheit von Leuten, die seiner Mätresse gegenüber Haltung und Ton streng und ehrerbietig bewahrten. Er führte ihr dann mit Behagen vor Augen, daß sie jawohl einer niederen Sphäre entstamme. Wenn dann Madame, obzwar sie krampfhaft an sich hielt und den Anschein vollendeter Ruhe erweckte, innerlich bereits aus der Haut gefahren war, wiegte sich der sonst wohl-erzogene, rücksichtsvolle und scheue Graf offensichtlich

in seinem Triumph – er hatte der Gesellschaft gezeigt, daß er trotz seiner Hörigkeit die Distanz kannte und sie seiner Freundin auch zu fühlen gab! Caran d'Ache berichtete über das letzte Abenteuer der zu jener Zeit sehr berühmten Demimondaine Liane de Pougy: auf einem Bergrücken in den Pyrenäen war ihr Reitpferd lahm geworden, und sie mußte die Reise auf einem Bidet fortsetzen (so heißt eine kleine Abart von Mauleseln), was auf die Dauer unbequem war. Dann wollte der Zeichner einen interessanten Herrn deutsch-belgischer Abstammung kennengelernt haben, der Von Coutu hieß; er versprach sich fortwährend und erzählte, was ihm Herr Confoutu gesagt habe, bis die anwesenden, bereits ein wenig angeheiterten, legitimen und ausgehaltenen Damen sich ihre Fächer in die Ohren stopften und Madame, nun in unverhohlener Wut, die Tafel rasch aufhob.

Im Rauchzimmer erklärte dann der Graf: „Man darf sie nicht mehr prügeln, das ist eine der Errungenschaften der Revolution. Es ist schade, denn sie entbehren die Prügel enorm. Der Kamm schwillt ihnen. Was soll man machen. Die am vornehmsten tut, ist im Grunde doch nur eine Schnepfe. Aber wir sind Kulturmenschen, und Prügel sind nicht mehr durch den Lauf der Zeit motiviert.“ Die verheirateten Herren stimmten ihm zu hinter den Wolken der ziemlich mittelmäßigen Zigarren.

Ganz reizend waren gewisse kleine Feste, zum Beispiel der Dreikönigstag, an dem der Glückliche, der aus dem Kuchen den kleinen Porzellankönig herausgeholt hatte, sich eine Gunst bei den anwesenden Damen ausbitten konnte. Das gab Anlaß zu manchem ergötzlichen Zwischenfall. In der Silvesternacht waren Girlanden über die Decke des Salons gespannt. Eine Quadrillefigur wurde getanzt, plötzlich fielen die Girlanden herunter und jeder und jede mußte ein Ende erfassen. Das gab dann Paare. Der, der Madame Nadines Girlande am anderen Ende erfaßt hatte, begab sich mit Rücksicht auf den eifersüchtigen Hausherrn seines Rechts!

Armer Berckhoven. Er kam von Nadine nie los. Lange Zeit hörte ich nichts mehr über das Paar. Als ich, etwa

zehn Jahre später, einmal durch Paris kam, erzählte man in einer Gesellschaft, daß die beiden noch zusammen seien und daß sie ihn noch immer tyrannisiere. Sie kamen nicht vom Fleck. Ihr Leben floß in denselben kleinen Aufregungen, Beleidigungen und Versöhnungen, in dem Zerren an der gemeinsamen Kette dahin. Ihren Wunsch, geheiratet zu werden, hatte Nadine lange schon aufgegeben, weil sie wußte, daß der Graf durch die Erfüllung dieses Wunsches sogleich seiner Rente verlustig geworden wäre. Eine Dame erzählte: Madame Nadine sei leider mit Elephantiasis behaftet. — Um Gottes willen, sagte ich, das ist ja schrecklich! Kommt denn diese Krankheit in Paris überhaupt vor? Meines Wissens ist sie ja bloß in Ceylon, in Vorderindien, auf den Inseln des Archipels anzutreffen! — Ja, die Bedauernswerte, sie hat die Elephantiasis. — Hat sie sich auf die Arme oder die Beine geworfen, diese entsetzliche Krankheit? frug ich. — Ja, auf die Arme und die Beine, sie sind dürr und hart wie Stecken! — Dürr und hart — Gott sei Dank — dann ist es nicht Elephantiasis! Ich atmete auf. Sie haben mir einen schönen Schreck eingejagt! — Was denn? sagte die Dame, während die ganze Gesellschaft aufhorchte — nennt man das nicht so, wenn eine Person so vertrocknet und ihre Haut so hart und zäh geworden ist wie Horn? Wie die Haut eines Elefanten? — Nein, so nennt man's nicht, sagte ich. Aber wirklich — ist sie so dürr und hart geworden, die Ärmste? — Ja, dürr wie ein Stecken und hart wie ein Elefant. Aber der Graf hat sich von ihr noch nicht befreit und wird es auch nicht, solange er lebt, sagte die Dame seufzend, und die anderen Damen seufzten ebenfalls. —

✱

Es gehörte kein besonderer Scharfsinn zur Feststellung, daß, wer sich in da Silvas Gesellschaft sehen ließ, heillos kompromittiert war.

In Madame Nadines Salon stand an einem der sehr hübschen Nachmittage, an denen Tee getrunken, petits fours gegessen, Musik gemacht und ausgiebig geflirtet

wurde, eine kleine Gruppe von jungen Männern beim Kamin. Da Silva, auf der Höhe seines Erfolges, sang ein Loblied auf Makart, den er als direkten Nachkommen der farbenberauschten Meister der Hochrenaissance verehrte! Ein junger Symbolist aus dem Kreis des *Mercure de France* und der Mäzen der Rosenkreuzer, ein Südamerikaner Mr. Braz, hörten zugleich mit mir, dem Grafen und einem russischen Epheben, dem Freund der Bildhauerin Roche, den erregten Ausführungen zu.

Die Damen saßen in der Nähe des Klaviers und blickten mit wohlwollendem Lächeln zu uns herüber. Ich hörte die Bildhauerin, eine ältliche Dame von männlichen Allüren, Herrenkleidung und tiefer Baritonstimme zu den anderen sagen: „Une scène de l'ancienne Grèce!“ und die Sängerin der *Opéra Comique*: „Oui, c'est entré dans nos mœurs!“ — Madame Nadine gab dem Gespräch eine andere Wendung.

Wenn da Silva mich aus meinem Hotel abholte — wir gingen oft zusammen ins Louvre, wo er sich vor Tizian, Veronese und Palma Vecchio schreckliche Depressionen holte — wenn er im Hotel bei Mme Sallefranke vorsprach, dann frug mich nachher die alte Dame, die mir wohlgesinnt war, ganz betreten: „Qui était ce jeune . . . homme?“ (Sie zögerte, das Wort auszusprechen.) „Votre ami . . .?“ Ich erklärte ihr, wer da Silva sei. Sie hatte seinen Namen bereits im „Petit Journal“ gelesen, aber es ging ihr nicht ein, warum der junge berühmte Künstler in solcher Pagentracht einherging? Und dieses enigmatische Lächeln um den Mund? Was konnte ich darauf erwidern, ich sagte: „Que voulez-vous, Madame, il a l'âme moyenageuse!“

Der Bankier Rosenbach hatte da Silva auf sein dringendes Mahnen mitgeteilt, daß er auf die Diana und auf die Sirenen leider verzichten müsse, und da hatte Silva die Ariadne, so wie sie war, zusammengepackt und dem Bankier ins Haus geschickt. Er spie Feuer und Flammen, wenn er daran dachte, daß er für diesen vollgefressenen Banausen so lange gearbeitet und von ihm noch weitere Arbeit erwartet hatte! Mit Stolz und

Genugtuung aber erzählte er, daß er nächstens die große Liane de Pougy malen werde. Sie hatte ihn, durch die Zeitungshymnen angelockt, in seinem Atelier besucht, und er war seither zweimal bei ihr gewesen, in ihrer Loge, sie trat in einem von Lorrain für sie geschriebenen Ballett in der „Olympia“ auf. Im übrigen wollte da Silva jetzt seinen großen Coup vorbereiten, ein riesiges Bild, das das „Opfer des Heliogabal“ vorstellen sollte – sich als Akt in der Mitte des Bildes, auf hohem Opferaltar, unten aber ein unerhörtes Gewimmel von jungen Männern, Mädchen und Kindern, unter Purpurtüchern, Goldgerät, Rauchschaalen und Rosen.

Er war bei seinem Farbenhändler gewesen und hatte eine schreckliche Rechnung bezahlt und einen noch schrecklicheren Kostenüberschlag erhalten. Allerhand zweideutiges Modellvolk lief bei ihm aus und ein, er brauchte Köpfe, Akte, Gruppen. Der Plan hielt ihn förmlich besessen, er hatte schon eine Reihe kleiner Entwürfe gezeichnet und gemalt, und der Entschluß, nach Neapel zu reisen, reifte in ihm von Stunde zu Stunde, weil er jetzt genau einsah, wie sehr die Menschen in Paris durch die moderne Kleidung an ihren Gliedmaßen gänzlich deformiert wurden. Im übrigen war er von Ehrgeiz, sublimen und niederen Leidenschaften und Süchten eines in höheren Sphären beheimateten, aber an die untere Welt festgefesselten Menschen geschüttelt und stetig beunruhigt.

Nach Neapel – aber die Aufträge in Paris! Die Kosten des „Heliogabal“, Leinwand, Farben, Rahmen, Modell – aber das Bild mußte in jeder Einzelheit vollendet sein! Wird Liane bezahlen, oder, was wahrscheinlicher war, die Bezahlung durch die Reklame ersetzen, die er dann in lukrative Aufträge umzusetzen und auszumünzen hatte? Er kam herunter, aß kaum, rannte wie toll, aus Leibeskräften pfeifend, vor seinen Skizzen im kalten Atelier herum. Er hatte Handzeichnungen von Michelangelo gesehen – seine Zerknirschung stieg ins ungemessene – konnte er denn genug, um ein Bild wie diesen Heliogabal zu malen? Wird es denn mit der

Reise nach Neapel getan sein? Wird sie sich nicht als hinausgeworfenes Geld, vertane Zeit erweisen?

Eines Tages kam ich ins Atelier zu ihm, er hatte Tränen in den Augen: ein Brief seines Vaters war eingetroffen, der Vater, dessen einziges Kind Raffael war, gab seiner Sorge um seinen Gesundheitszustand Ausdruck, seine Gemütsverfassung beängstigte ihn, seine übermenschlichen Pläne. Der Brief war in den zärtlichsten Worten abgefaßt, er verriet eine plumpe, tolpatschige Zärtlichkeit: „Was sollen wir hier im Haag für Dich tun, Du weißt, alles, was ich tue und arbeite, geschieht für Dich, komm heim, oder bleibe in Paris, wenn Du mußt, was hast Du für einen Ruhm bei jungen Jahren, mein Sohn! Deine Mutter und ich verbringen schlaflose Nächte um Dich, schone Dich! Hast Du genug Kleider, Schuhe, Wäsche; ist es nicht wieder zu kalt bei Dir im Atelier, ißt Du genug; werde nur nicht wieder krank wie im letzten Winter...

Gerührt gab ich da Silva den Brief zurück. Er faltete ihn zärtlich und nachdenklich zusammen, sah mit träumerischen Augen vor sich hin und sagte: „Ja, er hat Geld!“

Ein zwölfjähriger, sehr schöner Junge, Gaston Lévéque, der da Silva oft Modell gestanden hatte, kam herein, mit ihm ein Knirps von acht oder zehn Jahren. Gaston stellte vor: „C'est mon petit ami, Riri.“ Da Silva frug: „Vous marchez ensemble?“ Riri zog eine Zigarette aus der Tasche, bat um Feuer: „Vous permettez, Monsieur?“ Gaston war bei den Skizzen zum Helio-gabal. Er trällerte den Gassenhauer „Voici, Manon, le soleil! C'est le Printemps, c'est l'éveil!“ Dann unterbrach er sich, ließ einen Pfiff hören, hielt ein Rötelblatt vor sich hin: „Ça, c'est épatant! Épatant, mon vieux!“ Riri ging hin und bestätigte: „Épatant!“ —

✱

Einmal hatten wir uns mit La Jeunesse und anderen in der Closerie des Lilas, einem Café am linken Seine-Ufer verspätet, waren dann noch bis zwei im

„Bullier“ gewesen, da bemerkte da Silva, daß er seine Schlüssel zum Haus und zum Atelier daheim vergessen hatte. „Gehen Sie in ein Hotel!“ sagte ich ihm. „Hier in der Nähe, in der Rue Monsieur le Prince, habe ich vor einem Jahr gewohnt. Ich kann Ihnen das Haus empfehlen.“ „Haben Sie Platz in Ihrem Hotel am Square Louvois für mich?“ „Wir werden sehen.“

Die Leute in meinem Hotel schliefen schon fest. Da Silva sagte: „Ich werde auf Ihrem Sofa schlafen.“ Ich erwiderte: „Auf keinen Fall: Sie im Bett, ich auf dem Sofa.“ Aber er legte sich nach langem Hin- und Herreden doch auf das Sofa, zog mein Plaid und meine Tischdecke über sich, und ich legte mich in mein Bett schlafen. Er fröstelte und klapperte mit den Zähnen.

Ich sprang auf: „Das kann ich auf keinen Fall dulden. Sofort legen Sie sich ins Bett. Sie werden noch krank werden.“ Er sagte, vor Frost zitternd: „Nur, wenn Sie auch im Bett bleiben. Es ist groß genug für zwei.“

Ich stand auf und kleidete mich an. „Hören Sie, da Silva, ich will jetzt mit Ihnen ein Wort reden. Ich weiß gut, wo Sie mit dieser Komödie vom vergessenen Schlüssel hinwollen. Ich habe auch Ihre früheren offenen oder versteckten Andeutungen und Aufforderungen nicht mißverstanden. Begreifen Sie denn nicht, daß Sie sich in mir getäuscht haben? Ich bin nicht homosexuell veranlagt und Sie interessieren mich als Künstler und menschlich, aber lassen Sie mich zufrieden, sonst haben wir uns zum letztenmal gesprochen.“

Da Silva versuchte, ziemlich ungeschickt, sich gegen den Verdacht zu wehren, aber dann setzte er sich mit einem Ruck hin und begann zu sprechen. Michelangelo sei es gewesen, Shakespeare, Plato, Sokrates, Alkibiades, Leonardo, Friedrich der Große, Wagner, alle Männer von wirklichem Genie; es sei gewissermaßen ein Zeichen des Genius, ja das war sicher. So sprach er eine Weile weiter; es war mittlerweile hell geworden, er sprach hastig und nervös drauf los.

Aber plötzlich sank seine Stimme. Aber . . . aber . . . er kauerte sich auf seinem Stuhl zusammen: als Jude

ein Homosexueller zu sein, das sei die schwerste Strafe Gottes! Er habe die Familie gesehen, seine Eltern, die Familie in Braunschweig – herrlich, das Familienleben zwischen Eltern und Kindern – aber er wird nie eine Frau heiraten, nie Kinder haben, nie eine Familie, nie ein Heim besitzen dürfen! Er schwieg und ich auch. Sein Hemd stand offen um die Brust, ein graues, ziemlich verbrauchtes Hemd, und ich sah, er trug darunter den schwarzweiß gestreiften Sterbemantel der Juden, am bloßen Leibe, wie es das Gesetz den Frommen befiehlt.

Ich sagte da Silva: „Wenn Ihre Veranlagung Sie unglücklich macht und Sie sie nicht bekämpfen können, so müssen Sie doch wissen, daß es Fälle gegeben hat, in denen Konträrsexuelle...“ „Ich weiß, ich weiß,“ unterbrach er mich, „type mixte nennt man das. Wilde hat auch Kinder, eine Frau, bei mir verhält es sich anders, ich bin verdammt!“

„Weiß Ihr Vater es?“ „Ja, der gute Mensch. Als ich es ihm gestanden habe, sagte er mir: Wir wollen sehen, ob du nicht doch kannst. Ich sagte ihm: Ich habe Angst und Widerwillen, schon bei dem Gedanken an Frauen. Da ging er mit mir in die Haager Hurengasse. Vor einem Haus blieb er stehen und sagte: Da hast du Geld, geh hinein, frag nach Klementine, ich stehe derweil hier unten und warte. Wenn du Angst hast, mach das Fenster auf, du wirst sehen, ich bin da, du brauchst keine Angst zu haben, mein Kind. Ich bin hinaufgegangen und bin wieder heruntergegangen, und mein Vater war da und hat gewartet. Er fragte mich: Nun? und ich sagte: Vater, ich kann nicht, ich kann nicht bei Frauen. Und da hat er geweint, wie wir heimgegangen sind, der gute Mensch.“

Da Silva blieb noch eine Stunde lang sitzen, und wir sprachen wenig. Er seufzte einige Male aus tiefer Brust, und die Tränen liefen ihm über die mädchenhaft zarten Wangen. Als unten das Tor geöffnet wurde, ging er. Er sagte zum Abschied: „Ich danke Ihnen, daß Sie mich angehört haben. Sie sind ein guter Mensch, Sie

sind ein Freund. Sag zu mir Raffael und ich sag zu dir Arthur.“ Wir umarmten und küßten uns, und er ging heiter und ruhig nach Hause.

Ich legte mich ins Bett und schlief bis zum Nachmittag. Als ich mich wusch, bemerkte ich auf dem Fußboden unter dem Sofa eine kleine Kapsel. Sie enthielt eine mit winzigen hebräischen Lettern beschriebene Pergamentrolle. Da Silva hatte sie verloren.



Lamoureux dirigierte im Cirque d'été. Colonne im Châtelet. Diese Konzerte waren außerordentliche Erlebnisse. Von Colonne hörte ich Berlioz, in unerhörter Vollendung, die Phantastische Sinfonie, Romeo und Julia, das Requiem. Lamoureux spielte mit Vorliebe Bruchstücke aus Wagner.

Da Silva saß zuweilen in diesen Konzerten neben mir und biß sich die Knöchel seiner Hände blutig. Tristan — der Liebestod, einmal der zweite Akt ganz, mit einer herrlichen Brangäne, einem herrlichen Stimmenpaar, dann das Waldweben, der Feuerzauber, dann das unirdische Vorspiel zum Lohengrin. Es waren nur Bruchstücke. Folgte etwas Modernes, so lief da Silva hinaus und kam erst wieder, wenn das Stück vorüber war. „Orpheus“ von Gluck war seine Lieblingsoper, er fand in ihr, in der Altpartie des Orpheus, das androgynische Ideal in unerreichter Weise in den metaphysischen Bereich der Musik entrückt und Ausdruck geworden.

Aber Wagner . . . Ich sagte: „Wie töricht, bei Wagner Konträrsexuelles zu suchen — eine völlig heterosexuelle Musik, wenn man das so ausdrücken darf.“ Da Silva fuhr auf: „Und Lohengrin — wer erfindet so etwas? Der Ritter, edel und hoch, in der Hochzeitsnacht singt er: nie sollst du mich befragen . . . was bedeutet das? Und der schöne Knabe, der aus dem Schwan sich entpuppt . . . und der Monsalvat: was ist der, wenn nicht das Ideal des Männerbundes, das Kloster und Asyl des höchstentwickelten Menschen?“

„Jawohl, des höchstentwickelten Menschen. Denn wer die Art nicht mehr fort- und hinaufzupflanzen berufen ist, repräsentiert für sich allein die höchste Stufe des Menschentums. Der Androgyne, der göttliche Homosexuelle, Lohengrin, Parsifal, Buddha, mein Heliogabal —“

Fiebernd stand er auf der Leiter vor seiner riesigen Leinwand, die sein ganzes Atelier ausfüllte. Er hatte es vor Ungeduld nicht ausgehalten und in drei, vier Tagen war das Heliogabalbild mit Kohle auf der ganzen großen Fläche entworfen. Dann wußte er nicht, wo und wie aufhören, immer neue Figuren, immer neue quollen hervor, dann mit einemmal kam der Zusammenbruch. Eines Morgens war er in meinem Hotel, blaß, übernächtigt und verwahrlost und nahm Abschied. Die Leinwand hatte er umgedreht. Der ganze Entwurf war verfehlt, taugte nichts. Mit dem Nachtzug fuhr er nach Neapel. Würde es dort auch nichts werden, so wollte er sich vom Posilipp ins Meer werfen.

Ganz aufgeregt kam de Berckhoven nächsten Morgen zu mir: da Silva hatte Madame Nadine einen verzweifelten Brief geschrieben. Ich sagte, was ich wußte, und Madame Nadine, die solche Ausbrüche bei da Silva des öfteren erlebt hatte, beruhigte uns beide.

Briefe kamen, aus Cannes, aus Neapel, aus Paestum. Wenn da Silva schrieb, waren es überschwengliche Episteln, herrliche Sätze in Schwulst begraben, das Stigma des Genies und des Wahnwitzes über allen Worten, Ansichten, Folgerungen, immer das gleiche Thema und Motiv: der göttliche Homosexuelle als Krönung, der das Weib nicht Erkennende als letztes Ziel des Menschengeschlechts!

Als da Silva nach Paris zurückkehrte, war ich schon fort. Ein überlebensgroßes Porträt, das er von mir gemalt hatte, nahm ich mit mir, aus tiefrotem Halbdunkel taucht mein Kopf in Giorgionetönen, wunderbar gemalt, auf. „Tête de brute, tête de brute!“ hatte da Silva wohl tausendmal ausgerufen, während er mich malte. Er malte in meinen Kopf sein eigenes zweideutiges Lächeln

hinein — ich bin es, und ich bin es doch nicht. Die Hände — Hände malte er schlecht — greifen in einen Gürtel, der mein Dogenkleid zusammenhält. Es ist wie das Bild eines alten Meisters, der sein Handwerk nicht gelernt hat.

✱

Zwei Jahre später besuchte ich da Silvas Eltern im Haag. Der Vater war ein alter Barbar, der, wenn die Mutter, eine erregte, gequälte Frau, den Mund auftrat, um über das Leben ihres Sohnes in Paris zu klagen, wild dazwischenfuhr: „Schweig, ich kenn' ihn besser, denn ich hab' ihn gemacht!“

Er führte mich in eine riesige, glasgedeckte Scheune unten im kleinen Garten der Villa. Er hatte dieses Atelier für seinen Sohn bauen lassen, aber es erwies sich als so heiß, daß man darin nicht atmen konnte. In der Tat war es entsetzlich in der Scheune, und auch ein Geruch, daß man den Schlag kriegen konnte. Plötzlich stellte sich Herr da Silva in die Ecke des Ateliers, sagte: „Entschuldigen Sie“ und schlug sein Wasser ab.

Wir gingen dann hinauf in das Arbeitszimmer, Tee trinken. Ich bestätigte der Mutter, ich sei in Sorge um Raffael, sie rief: „Ich weiß es ja“, der Gatte antwortete wieder mit irgendeiner Bosheit, die Mutter lief hinaus, schlug die Tür hinter sich zu, der Vater ging mit großen Schritten auf und ab, verfluchte den Haag, der ein schauderhaftes Klatschneest sei, verfluchte Paris, das er Sodom nannte, blieb dann vor seinem Kassenschränk stehn, öffnete ihn, zeigte in sein Inneres, das mit Aktienbündeln und Geschäftsbüchern vollgestopft war, und sprach mit großartiger Gebärde: „Das alles gehört ihm.“

Ein paar Jahre später starb er, und die Witwe übersiedelte zu Raffael nach Paris. —

✱

Etliche Wochen nach meiner Visite im Haag besuchte mich da Silva, es war Anfang September, in München.

Wir gingen durch die Maximilianstraße, da Silva in seiner gewöhnlichen romantischen Tracht, wagrechter Stock unter dem Radmantel, Barett und rote Lippen, da kam uns Björn Björnson entgegen, mit wallenden Mantelflügeln, Tambourmajorstock geschwungen in der Rechten. Er vergaß den Mund zu schließen, als er an meiner Seite die mittelalterliche Erscheinung im hellen Sonnenschein über die Maximilianstraße wandeln sah.

Wir gingen in die „Vier Jahreszeiten“ und da Silva legte los, als er hörte, Björn sei der Sohn des nordischen Löwen, der Zola in seinem Kampf um die Befreiung des Kapitäns Dreyfus sekundiert hatte.

Esterházy, jener berüchtigte Bordereau-Fälscher Esterházy, gehörte seit kurzem mit Douglas, mit Oscar Wilde, mit La Jeunesse und den anderen zur Tafelrunde da Silvas in Paris; Esterházy, ein Gentleman, Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle! — Entsetzt ergriff Björn die Flucht...

✱

Ich will nun berichten, wie ich da Silva drei Jahre und dann weitere sieben Jahre später in Paris antraf.

Das erste Mal saß er hoch auf dem Montmartre in einem kahlen Dachatelier. Ein großer, schöner Teppich mit orientalischem Muster lag auf dem Boden, und da Silva hockte über Pergamentblättern, in eine Art Kutte gekleidet, hohläugig und mit Bartstoppeln im Gesicht, auf dem Teppich und zeichnete große Kreise, Dreiecke, Parallelogramme und Ellipsen, die sich durchschnitten und geometrische Figuren ergaben, auf das Pergament. Schalen mit Tusche, Fläschchen mit roter und blauer Tinte und eine Flasche mit Goldflüssigkeit standen auf dem Teppich herum. Mit Federn und Pinseln hantierte da Silva über den Blättern.

„Ich illustriere die Heilige Schrift,“ sagte er mir. „Jetzt halte ich bei Daniel.“ Er nannte mir Tag und Stunde, da er „gestorben“ war. An jenem Tag, in jener Stunde, so sagte er, sei der ganze Raum von einem magischen Fluidum vollständig erfüllt gewesen.

Seine irdischen Wünsche und Hoffnungen und Gelüste hatte er samt und sonders aufgegeben, er wollte nie wieder Bilder sehen, geschweige denn welche malen; er war glücklich und zufrieden in Gott. — Das andere Mal, sieben Jahre nach dieser Begegnung, traf ich ihn an einem Herbsttag vor Tortoni auf dem Boulevard sitzen. Er hatte juwelenbesetzte Knöpfe an seiner Weste, eine komplizierte und auffallende Krawattennadel aus Gold und Edelsteinen, große, kunstvoll gearbeitete Ringe an den Händen. Er war viel zu elegant gekleidet, nicht mehr in seiner Pagentracht, sondern wie ein junger Herr, eklig, bunt und nagelneu. Er erklärte mir, das sei gegenwärtig gang und gäbe, Künstler und junge Dichter trugen jetzt viel Schmuck, den ihnen ein Juwelier überlassen hatte, damit sie für seine Erzeugnisse Reklame machten. Er erhielt von dem Juwelier Prozente.

Ich besuchte am Nachmittag seine verwitwete Mutter, die am Parc Monceau sehr schön wohnte. Eine Gesellschaft von älteren Damen und jungen Leuten war zugegen (in dieser Gesellschaft war es, daß man mir von Madame Nadines „Elefantiasis“ berichtete), man trank Tee und es wurden kleine Kuchen und Sandwichs gereicht. Da Silva saß, heiter lächelnd, mit einem seidenschnäuzigen King-Charles-Schoßhündchen auf seinen Knien, in einem Fauteuil und streichelte das Fell des Tieres. „Das einzige weibliche Wesen, das sich der Gunst meines Sohnes erfreut“, sagte Madame da Silva mit einem Seufzer. Ein junger, zierlicher, parfümierter Russe erzählte, er habe von einem Dekorateur aus der Rue de la Paix soeben einen Auftrag auf zwei große Lampenschirme erhalten, in deren Verfertigung er's, wie meine Nachbarin berichtete, zu anerkannter Meisterschaft gebracht hatte. Sie sagte mir mit ehrfürchtiger Stimme, daß der junge Mann zu diesen Lampenschirmen oft Stoffe, Brokate, Bänder und Spitzen für mehr als hundert Franken verwende und daß seine Erzeugnisse in vielen Pariser Boudoirs stünden und sehr begehrt wären.

Da Silva führte mich, als ich ihn nach seiner gegenwärtigen Arbeit fragte, in ein kleines Zimmer neben dem Salon. Ich sah einen hohen Wandspiegel neben einem Tisch, auf dem Pastellstifte, Leinwandfetzen und Reißnägel herumlagen. Er holte aus einem Schrank eine große Papptafel: sein Selbstporträt in kühlen Pastelltönen und in nüchterner Ingres-Manier minuziös gestrichelt und gewischt. Schon den dritten Monat arbeitete er an dieser Tafel, so versicherte er mich.

„Kannst du mir einmal deine Bibelillustrationen zeigen?“ fragte ich. Er sah mich an, als verstünde er meine Frage nicht, dann verspernte er wortlos die Papptafel im Schrank und sagte: „Wollen wir zu meiner Mutter gehn.“ Im selben Augenblick steckte der junge Russe seinen hübschen frisierten Kopf zur Tür herein. „On vous attend, Messieurs!“ Wir kehrten in den Salon zurück. —

*

Wenn ich Paris und dessen, was ich sah und miterlebte, müde geworden war, klopfte ich bei meinem Zimmernachbarn im Hotel der guten Madame Sallefranque an, und ich fand ihn zumeist daheim.

Er entschuldigte sich, daß er mir die Hand nicht reichen konnte, denn alle zehn Finger klebten ihm von rotem Wachs. Auf einem Modellierbock vor dem Fenster stand eine Wachsplastik, die Nixen, Meerungeheuer, Fische und Algen zeigte, wie sie um eine große Muschelschale kreisten und sich in herabhängenden Netzen verfangen.

Mein Nachbar hieß Amberg und eine Heilbronner Silberwarenfabrik hatte ihn nach Paris entsandt, damit er hier Tafelgerät, Aufsätze, Fruchtkörbe und ornamentiertes Eßbesteck für sie modelliere.

Wenn ich Amberg von Paris und den Leuten sprach, denen ich begegnete, hielt er es für nötig, sich zu entschuldigen wie wegen seiner Wachsfinger. Er sei ja nur ein besserer Handwerker, sagte er, ein Handwerker, weiter nichts. Ich beruhigte ihn dann mit gutem Gewissen und sagte: weit mehr, lieber Amberg, weit mehr!

Einmal war er in meinem Zimmer, als da Silva kam. Sie besahen sich, da Silva ging um den Deutschen herum. Wir gingen dann zu Amberg hinüber, und da Silva lobte eine kleine stilisierte Gruppe von aus den Wellen empor-schnellenden Seejungfrauen. Tags darauf gingen wir, Amberg und ich, zu da Silva und trafen da eine kunterbunte Gesellschaft von mondänen Damen und zweideutigen Modellknaben, die sich vor dem Ariadne-Pan-neau mit allerhand Parterreakrobaten-Kunststückchen belustigten. Errötend entschuldigte sich Amberg: er konnte kein Urteil über den Bildentwurf abgeben, er sei durch das ungewohnte Milieu zu sehr in seiner Aufmerksamkeit gestört und abgelenkt.

Als ich nächsten Morgen aufwachte, hatte Amberg mir einen Brief durch den Türspalt hereingeschoben — auf drei engbeschriebenen Briefbogen schilderte er mir sein ganzes bisheriges, vierundzwanzigjähriges Leben, sein Vater war Handwerker, er selbst hatte als kleiner Leute Sohn nur Volksschulunterricht genossen, war dann in die Gewerbeschule gekommen, von dort in die Fabrik. Ich ging gleich zu ihm hinüber und er zeigte mir sein Tagebuch, in dem alle seine Gewissensbisse und all sein Kummer aufgezeichnet standen. Ich wollte ihm dieses peinigende Gefühl des Nicht-dazu-Gehörens und der Minderwertigkeit — wie gut kannte ich dies alles!! — ausreden, aber er war ein trauriger Mensch, und wenn man seine ernsten, anständigen Arbeiten lobte, sah er einen mit furchtsamen Hundaugen an, machte ein Gesicht, das auszudrücken schien: er wisse es genau, man lobe ihn ja doch nur aus Mitleid.

In der Ecke hing sein Barett, er gehörte irgendeiner Gewerbestudenten-Vereinigung an, es war ein Barett mit einer langen vielfarbigen Troddel, daneben hing eine lange Tabakspfeife. Am Abend, wenn ich daheimblieb und auf meinem Pianino spielte, kam er zuweilen mit einem Kollegen, der für eine Pforzheimer Silberwarenfabrik arbeitete, im Barett und mit der brennenden Tabakspfeife zu mir herüber, und wir sangen dann dreistimmig:

„Der Gott, der Eisen wachsen ließ...“

und:

„Es steht ein Baum im Odenwald...“

Am Weihnachtsabend hörten wir, der Pforzheimer war mitgekommen, in der kleinen Kirche St.-Germain l'Auxerrois beim Louvre die Messe, beteiligten uns an dem üblichen Unfug, den Pfaffen bei seiner Predigt durch Fußescharren und allerhand Tierstimmenimitationen zu stören, zogen dann mit großen Pappschwertern, die man in den Straßen verkaufte, Arm in Arm mit dem Volk von Paris singend und Lärm schlagend über die Boulevards.

Während der darauffolgenden Tage war Amberg krank vom Fusel, den wir in einer Kneipe an der Baustille zu uns genommen hatten. Er las mir einen Abschnitt aus seinem Tagebuch vor: durch die Entweihung des heiligsten Festes, an das sich ihm die seligsten und reinsten Erinnerungen seiner Kindheit knüpften, das er, seit er denken konnte, mit seinen Eltern im Scheine der Tannenbaumkerzen verlebt hatte, durch den Unfug, dessen er sich schuldig gemacht hatte, kam er sich entehrt und heruntergekommen vor.

Er verdoppelte seinen Arbeitseifer und ging nur zu seinen bescheidenen Mahlzeiten mehr aus.

Der gute Amberg. Er zeichnete mir ein Exlibris, fertigte eine schöne Porträtplakette aus Zinn von mir an und schickte mir in den folgenden Jahren zuweilen Photographien von Schalen, Aufsätzen und Gruppen, die er für seine Fabrik modelliert hatte.

Er kehrte später nach Heilbronn zurück, machte bald seinen Weg als Kleinplastiker, hatte Erfolg, erhielt Staatsstipendien und Aufträge von hervorragenden Kennern und Amateuren. Dann berief ihn die Staatliche Porzellanfabrik nach Berlin. Anderthalb Jahrzehnte später begegneten wir uns in dieser Stadt. Er war schon recht bekannt, aber immer noch schien er gedrückt und hatte Gewissensbisse über dies und jenes.

„Man macht zuviel her mit meinen Sachen,“ sagte

er mir, „es gibt doch Leute, die viel mehr können als ich und sie kommen nicht vorwärts, haben oft nicht zu leben.“ Er verdiente viel Geld, war zum Professor vorgeschlagen und sollte in wenigen Wochen heiraten. Da ging er in den Grunewald und schoß sich still und einfach eine Kugel durch die Schläfe.

In den Zeitungen stand sein kurzer Nekrolog unter dem Titel: „Der mörderische Erfolg.“

Guter Adolf Amberg, ruhe in Frieden. —

★

Ich hatte es mir zugeschworen, nach München nur mit einem fertigen Buche zurückzukehren — was aber war die Frucht jenes Winters, des Erlebens von Paris? Paris, in dem ich vor einem Jahr so tief in Arbeit versunken und entrückt war, peitschte, als ich es zu erleben suchte, Gefühle und Gedanken durcheinander. Zuweilen ging ich nach dem linken Ufer hinüber und irrte durch die kahlen Wege des Luxembourggartens. Es war wie eine wehmütige Erinnerungsfeier. Hier hatte ich ja, kaum ein Jahr war es her, mit meinem spasmodischen Schmerz, im Fieber der Arbeit, die Gefühle erlitten, die Sätze geformt, aus denen „Weiße Liebe“ entstanden war.

„Jours de travail, seuls jours, ou j'ai vécu . . .“

Hier war die Allee der Marmorstatuen, an deren kühlem Fleisch jetzt feuchte Herbstblätter klebten, hier sah ich noch das kleine Wasser im Marmorbassin mit der Marmorkulisse dahinter — trotz Frost und Nässe saßen Menschen auf den Bänken, blickten vor sich hin, fütterten die kleinen frierenden Enten im Bassin; es waren dieselben liebenswerten, ärmlichen, dem Leben entronnenen, dem Leben in weitem Bogen ausweichenden Menschen wie im vorigen Jahr; ich war so weit fort geraten von ihnen allen!

In meiner Hotelstube warf ich mich über das begonnene Manuskriptblatt, das, Tage vorher mit den ersten Zeilen beschrieben, nicht weitergedeihen wollte. Der

Antrieb dieser phantastisch-ironischen Märchenerzählung stockte, versiegte — ich war von meinem Thema so wenig überzeugt, daß ich in Briefen an meine liebe alte Wiener Freundin, Fräulein Eck, vorgab: ich schriebe einen Roman aus einem ähnlichen Kreis der Anschauung wie „Weiße Liebe“.

Die Unzufriedenheit über diese Stagnation, der Vorwurf, daß der Quell so rasch versiegt sei, traf meine Begierde, das Leben dieser Stadt mitzuerleben, an der Wurzel. Es war ja doch weniger Freude dabei als befriedigte Neugier. In diese Stadt, dessen wurde ich mir ja immer schmerzhafter bewußt, war ich nicht des Erlebens willen allein gekommen!

Die Kathedralenstädte im weiten Umkreis von Paris lockten — Rouen, Amiens, Chartres, die hohen Monumente der heroischen Gotik inmitten der niederen provinziellen Versunkenheit der verschlafenen Kleinstädte. Aber ich vermochte das Stundenwerk der täglichen Gewohnheit nicht zu durchbrechen; ohne heftige Vorwürfe durfte ich mich der scheinbaren Geordnetheit meiner äußeren Existenz, die mir eine mögliche Kontinuität zweckmäßiger Beschäftigung vortäuschte, nicht entziehen. Einmal raffte ich mich auf und fuhr nach Dieppe, um das winterliche Meer zu sehen — nach der Rückkehr in mein Hotelzimmer war meine begonnene Arbeit wie Spreu zerblasen; ich verbrannte die Manuskriptblätter im Kamin und war befreit. Es vergingen Jahre, ehe ich mich wieder auf solch ungewisses Stoffgebiet wagte, das nicht auf dem Boden realer Empfindungen und Geschehnisse, nicht auf der nackten, festen Erde beheimatet war.

✱

Wie vieles lag auf dem Wege des Erlebens dieser Stadt! Aber wie vieles auch war aus dem Umkreis des vorjährigen Erlebens verschwunden!

Noch konnte man unter den Arkaden des Odéon den „Libertaire“ und die „Temps nouveaux“ kaufen, aber in der Salle d'Assas, wo ich den Propheten des Glaubens

an die ferne Menschheitsepoche der Schönheit, der Gewaltlosigkeit, der Vernunft gehört hatte, wurde wieder getanzt. Das Mittelmaß des französischen bürgerlich-kapitalistischen Grundinstinkts hatte die anarchistische Bewegung rasch erstickt, die Anarchisten zur Strecke gebracht und zum Teil ausgerodet, zum Teil durch sanfte Duldung unschädlich gemacht. Nichts durfte den kleinen französischen Sparer, den berüchtigten, rückschrittlichen, engstirnigen, emsig Sous in seinen Strumpf stopfenden Kleinbürger und Bauern beängstigen, ebenso wenig wie den Geldaristokraten der großen Industrie, der feudalen Interessen des Uradels. Der Kulturkampf meldete sich: in der Kammer bereitete sich die Trennung der Kirche vom Staate langsam vor, die Organisationen der internationalen Sozialdemokratie versuchten, den Gedanken der Revanche aus den Köpfen der Chauvinisten zu jagen, in den Manifestationen anlässlich des Krieges zwischen der Türkei und Griechenland waren Tendenzen bemerkbar, die sich gegen die Orientpolitik Frankreichs und für die wahrhaftigere Auslegung der Prinzipien der Demokratie geltend machten — die sich im allgemeinen noch nicht über das Louis Philippesche „enrichissez-vous, Messieurs!“ erhoben hatten!

Zwar hatte die Demokratie der Republik mit dem Panama-Skandal ihre vernichtendste Niederlage erlebt, jedermann kannte die Fäulnis, in der die politische Welt, die finanziellen Kräfte der Nation zu versinken schienen, schon kündigte sich um Zola der Kampf der Dreyfusards gegen die militaristische Willkür, die Kulturfeindlichkeit der Klassenjustiz und des Rassennationalismus an — aber es schien, als wolle die öffentliche Meinung Frankreichs viel lieber die evidente Korruption des ganzen Apparates der bürgerlichen Demokratie anerkennen, als die dringend nötigen Maßnahmen gutheißen und in Angriff nehmen, die eine Reform des Apparates bezwecken sollten. Die Macht der Bourgeoisie beruhte ja gerade auf dieser wissentlichen Korruption, die in die Tiefe des Volkscharakters niederging, dort seine Wurzeln, seine Rechtfertigung hatte.

Das russische Zarenpaar war nach Paris gekommen, um der großen russischen Anleihe Vorspann zu leisten, um das russisch-französische Militärbündnis mit Prunk und Pomp zu besiegeln. Am Tage, an dem die Nation der kleinen Sparer dem Zaren und der deutschen Prinzessin auf dem Boden der ersten Revolution der Menschenrechte einen begeisterten Empfang bereitete, flammten Freudenfeuer auf dem Wahrzeichen von Paris auf, dem nach dem überführten Panamisten benannten Eiffelturm. Der Fortschritt!

Um die Jahrhundertwende sollte sich das Fest der Weltausstellung abspielen. Hier wollte das Frankreich des siegreichen bürgerlichen Friedens den Beweis führen, daß die Menschheit dem Zustand der Barbarei durch die wunderbaren Fortschritte der technischen Zivilisation entwachsen sei. Die Kräfte, die sich gegen die Mechanisierung der Menschen in diesem Zeitalter der Industrie auflehnten, trugen ja so deutlich das Stigma der machtlosen geistigen Minoritäten im Volke aufgeprägt, daß man sie ruhig gewähren lassen durfte. Sie waren, so verkündete man, harmlose Narren, unschädlicher noch als die Ideologen um Zola, die auf ihre Weise den Kampf gegen die Mechanisierung des nationalen Selbstbewußtseins führten. Im Grunde waren es dieselben Narren und Exzentriker, die sich am linken Ufer, im lateinischen Viertel in den kleinen Zeitschriften, die kein Mensch las, tummelten. Scheinrevolutionäres Wesen, das sich in den vielen absonderlichen neuen Schulen der bildenden Kunst und der Literatur manifestierte, und das letzten Endes doch nur dem Amusement und Nervenkitzel der lüsternen und blasierten oberen Bourgeoisie diente.

★

Der alternde Zola — man konnte auf einem Plakat der Rosenkreuzer seinen abgehauenen Kopf auf einer Präsentierschüssel dem Fortschritt dargebracht sehen — der große alte Dichter und Held begann seine schwere Kampagne für Dreyfus. Nach der Trilogie der Drei

Städte, Lourdes, Rom, Paris, schien seine Schöpferkraft in den allegorischen Romanen Arbeit, Fruchtbarkeit, Wahrheit, Ergebnissen des sozialen, nicht des Kunstwillens, erlahmt und zu Ende. Im besten Fall konnten diese Bücher als Schlußsteine, nicht als Krönung des abgelaufenen Zeitalters des Realismus angesehen werden, der in Zolas großem Namen gegipfelt hatte.

Die Periode der *Décadents*, die sich mit Unrecht von Baudelaire herleiteten, endete in spitzfindig esoterischer Künstelei, in Mallarmé, in dem von Swinburne beeinflussten Vielé Griffin, in dem Neoklassizismus von Moréas, in dem Neukatholizismus der Nachfolge von Ernest Hello.

Um dieselbe Zeit ertönte aus Amerika der Ruf des ungeheuren Naturereignisses Walt Whitman. Ein Franzose, der Anarchist Bazalgette, war der erste, der auf dem europäischen Kontinent auf diesen gewaltigen und gewalttätigen Neuerer der Sprache, des dichterischen Ausdrucks und Empfindens hinwies. Seine Quaderblöcke lagen auf dem Wege der Entwicklung der Kunst, der Humanität, sie waren kompakte Massen, aus dem Urgrund der Natur emporgeschleudert, Eruptionsprodukte des politischen Gewissens, der neuen menschlichen Auffassung von dem Beruf des ästhetischen Künders. Aber die französische Kunst beschrieb um diesen Barbaren einen weiten Bogen; seine Art war dem französischen Geist der Leichtigkeit und Ironie zu wesensfremd. Vielleicht war es auch gerade das positive Ideal der Demokratie, das dem französischen Intellekt zu naiv und kindlich dünkte, und das doch in der amerikanischen Fassung die begeisterungsfähige Seele Whitmans zu seinen Manifesten und Hymnen spornte. Viel eher vertrug dieses demokratische Ideal, das man ja in Frankreich gerade in diesen Tagen durchschaut hatte, die beißende Schärfe des genialen Pamphletisten Laurent Tailhade, eines Meisters der Sprache und der von minderen aggressiven Geistern mißbrauchten Form der literarischen Polemik.

Hier und dort kündigte sich in den literarischen Revuen ein neuer Geist der Einfachheit, der Wärme und

eines Weges, heraus aus der raffinierten Kunstübung dieser Zeit zu Gebieten der reinen und primitiven Menschlichkeit an. Es war der Geist des großen tolstojanischen Charles-Louis-Philippe, der sich in der sentimentalen Ironie Jules Renards ankündigte, in den bedeutungsvollen Marionettenspielen Maeterlincks, und schon sah man, wie die Lyrik des Paul Fort den freien Vers in der volkstümlichen Art der gehobenen Prosa zum Volkslied zurückzuführen suchte, so wie man ganz genau wahrnehmen konnte, daß die kleinen, aus schmerzhaftem Empfinden des unverbildeten Menschen geborenen Lieder Verlaines seine philosophischen Dichtungen und seine die graziöse Erotik des 18. Jahrhunderts anempfindenden übertönten.

Gern besuchte ich die kleinen populären Theater in Belleville und im Gobelinsviertel, in denen man Stücke gab, die dem Melodram eine soziale Note zugesellten. Auch in das Kabarett des bärbeißigen rotbehemdeten Grobians Aristide Bruant setzte ich mich gern, um die Argotlieder zu hören, in denen er mit schiefmäuligem Hohn und obszönen Gesten den Haß der Enterbten und der Feinde der Gesellschaft den fetten Parasiten in die Ohren gröhlte. Bruant galt um jene Zeit als ein Pfadfinder der neuen populären Kunst der revoltierenden Massen. Es erwies sich indes, daß er seine Kunst als lukrative Methode benutzte, um dem sensationslüsternden Snob, dem durchreisenden Amerikaner und Deutschen das Geld aus der Tasche zu ziehn; bald verschwand er, mit einer ausgiebigen Rente gesegnet, auf dem Lande, um dort in kleinbürgerlichem Behagen seinen Kohl zu pflanzen und Kaninchen zu jagen. —

Die französische Schaubühne machte um die Jahrhundertwende anscheinend eine bedeutungsvolle Wandlung durch, vielleicht aber nur eine vorübergehende Krise. (Später erwies es sich, daß diese Krise an der französischen Bühne, wenn nicht spurlos vorübergegangen, so doch ohne nennenswerten Eindruck auf das Wesen ihrer Fortentwicklung geblieben ist.) Fremde Einflüsse, der Denkklarheit und der Leichtigkeit der

Problemstellung des Franzosen widerstrebende Tendenzen beunruhigten Theatergeher und Kritiker — die Künstler der Moderne allein, die ja in dieser Zeit unter den Bann der Wagnerschen Musik geraten waren, nahmen leidenschaftlichen Anteil an jenen fremden Darbietungen, besonders der skandinavischen Bühnenkunst, an Ibsens, Björnsons, Strindbergs Werken.

Antoine, der Begründer des „Théâtre libre“, war ans Odéon, das zweite Staatstheater gegangen, und damit war Gelegenheit geschaffen, die ersten Experimente der kleinen heroischen Versuchsbühne in breiter Öffentlichkeit durchzusetzen. Das Theater der Wenigen, die revolutionäre Kunst, war gewissermaßen vom Staat anerkannt worden — und wie es sich bald zeigte, zugleich paralysiert. Aber ein neuer Theatermann war erstanden — in einem leerstehenden Bühnenhaus neben dem Casino de Paris probte Lugné-Poe und spielte, wie kurz vorher Antoine die Goncourts, Ibsen und Hauptmann gespielt hatte, demselben Publikum von Künstlern, Snobs und Studenten jetzt Wilde, Jarry, Porto-Riche vor.

Jarrys Satire auf das Königtum, „Ubu Roi“, hätte gut den Stoff zu einer politischen Demonstration abgegeben — denn noch steckte der Republik der Schreck des Boulangerabenteuers in den Gliedern — aber das artistische Element überwog in dem parodistischen, von geistreichen Wortscherzen wimmelnden, aber im Grunde doch nur den Lesern der kleinen Revuen des lateinischen Viertels verständlichen Spiel. Einen Winter lang begrüßte man sich auf den Boulevards mit dem auf der falschen Silbe ruhenden Rhythmus, wie es in dem Stück Vater Ubu zur Verhöhnung des klassischen Singsangstils der hohen Comédie-Française-Tragödie übte. —



Eines Tages kündigte Lugné-Poe den zweiten Teil von Björnsons „Über unsere Kraft“ an, und die Aufführung dieses starken, aus dem Genie eines die Zeit überragenden Herzens geschaffenen Werks ist mir um seines grostesken Verlaufs willen ein charakteristisches Erlebnis

geworden. — Vielleicht hing ich mit einer zu unbeschränkten Bewunderung an diesem Werk, das mir seit Jahren vertraut war und das ich nun zum erstenmal sehen sollte, vielleicht war die Aufführung und ihr Verlauf gar nicht von der Bedeutung, die sie in meiner Erinnerung gewonnen haben. Aber es schien mir, als zeigten sich hier wie in einem Brennspiegel: die Frivolität der Stadt, der Epoche, der in die Sphäre der Kunst herabgezogenen, nicht in sie emporgehobenen Gesinnung, des Niedergangs der Zeit an. Die Aufführung sollte nicht allein ein literarisches Ereignis für die Liebhaber außergewöhnlicher Theaterstücke werden, sondern in ihr wollten sich die verstreuten und verborgenen Kräfte der unterdrückten und totgesagten anarchistischen Bewegung gesammelt manifestieren — die Szene im dritten Akt mit der Sprengung der Kapitalistenfestung sollte den äußeren Anlaß zu einer Demonstration geben.

Schon geraume Zeit vor der Aufführung schlugen die Hüter der Ordnung Lärm: die Polizei war auf den Beinen, die Kritik nicht minder. Der Präfekt hatte Wachleute und Detektivs vor und in das Theater geschickt, und Sarcey, der Hüter der gallischen Tradition, stieß in seinen Chroniken Warnungsschreie aus gegen den nordischen Nebel, der aus den Schriften der Barbaren aufstieg. Er gab vor, den Namen Brandes wie Brandus aussprechen zu müssen und über den Namen des Dichters von „Über unsere Kraft“ stolperte seine französische Zunge bereits bei der ersten Silbe.

Im Theater war das Publikum des „Oeuvre“ zu sehen; die präraffaelitisch hergerichteten Frauen um den Magier Péladan; Catulle Mendès dozierte lebhaft gestikulierend seiner Gefolgschaft die Grundprinzipien der skandinavischen Dichtkunst vor; die Boulevardpresse war um den Riesen Henri Bauer versammelt, der, wie ein falscher Dumas anzusehen, in seiner ironischen Art Kennerschaft mit Blague zu verhüllen suchte; in einer Ecke konnte man inmitten der Leute vom Mercure de France Henri Albert bemerken, dem die Literatur der

germanischen Völker zur Begutachtung zugeteilt war, er erklärte das Stück mit seinen Figuren Elias, Credo und Spera für papierene Allegorie und weiter nichts. La Jeunesse und die Tafelrunde aus der Rue Taitbout belebte die Korridore, durch die eine schwarzhemdige Schar russisch, polnisch, jüdisch tuschelnder, hungrig und finster dreinschauender Jünglinge schlich, nichts Gutes verheißend. Schon als Sarcey sich beim Eingang zum Zuschauerraum zeigte, ertönten Pfliffe, Rufe: „À la porte, kifkif bourriquot“ und Schmeicheleien ähnlicher Art – aber der alte Wächter der klassischen Klarheit ließ sich nicht einschüchtern, gar bald war er, wie es seine Gepflogenheit war, auf seinem Fauteuil fest eingeschlafen.

Vor dem dritten Akt spannte eine endlose Pause unsere Nerven auf die Folter. Die Unterhaltungen in den Ecken um die großen Kritiker schienen gedämpfter geführt zu werden, jedermann hielt nach den Schwarzhemdigen Umschau, aber die waren aus den Korridoren verschwunden. Die Reden der Aktionäre in der hohen Halle, mit denen der Akt beginnt, langweilten, erst als der Ruf „Sprechen Sie nicht vom Kapital!“ in kurzen Intervallen immer wieder erscholl, belebte sich das Haus. Von der Galerie waren nach diesen Worten Applausssalven, kurze, scharfe Ausbrüche zu hören. In den Logen antworteten hier und dort kleine schrille, hysterische Schreie. Es wurde in schleppendem Tempo gesprochen, die Schauspieler, die die Rollen der beiden extremen Anschauungen, der kapitalistischen, der kommunistischen, verkörperten, arbeiteten ihre Figuren, Ketil und Anker, nicht plastisch heraus, sondern ließen sie im Rhetorischen untergehn. Dafür unterstrich die Galerie einzelne Sentenzen mit Beifallsäußerungen, mit Kundgebungen des Protestes. Nach der Rede Holgers, bei Beginn der Szene des „Dieners“, der sein Leben opfern wird, dem ersten, nervenaufrüttelnden, irrsinnigen Gekicher des „Braunen“, schlug aus dem Kontakt der Bühne und des dunklen Raums der Funke hervor. Dann jagte, stieß der Dialog vorwärts. Die Angst, die die

Figuren des Stückes peitschte, teilte sich, in realerer Form, den Leuten in den Logen, im Parkett, mit, einzelne drängten nach den Ausgängen, jetzt war es offenkundig, daß ein Attentat, wie das von Vaillant oder Henry, zu befürchten stand, in rascherer Folge jagten sich die wild hervorgestoßenen Worte auf der Bühne bis zu den ersten Schüssen. Grelles Gelächter des Braunen, dem die brüllende Horde aus der Kulisse nachrennt, in die Kulisse folgt, dann Ruhe. Die Sammlung vor der Katastrophe, ein unterdrücktes Stöhnen im ganzen Haus — im nächsten Augenblick von der Galerie hundertstimmiges Gebrüll: „Vive l'Anarchie!“ die tobende Explosion auf der Bühne, Rauch und Staubschwaden über das Parkett hingewälzt — und inmitten der hellen Angstschreie der Logen, in denen die Nervenstränge der Literatenmätressen hörbar reißen, springt von hoch oben, aus der Höhe des Hauses ein Mensch dunkel und wuchtig Sarcey auf den Kopf.

Das Theater war auf den Beinen. Der Vorhang stürzte nieder, in den Logen, im Parkett gab es Ohnmächtige, alles stieß nach vorn, nach den Ausgängen, unausgesetzt tönten die Hochrufe auf den Anarchismus, auf Ravachol, Vaillant, Henry durch das Haus, schon entspannen sich Faustkämpfe — da wurde es plötzlich hell und eine ungeheure Lachsalve erschütterte den ganzen tollgewordenen Raum. Die Schwarzhemden hatten Sarcey von oben einen dunklen Winterrock an den Kopf geworfen, der Rock aber hatte sein Ziel verfehlt, und der Hüter der gallischen Klarheit schien aus seinem Schlaf nicht einmal erwacht zu sein. — Beim Hinausgehen hörte ich jemand schmunzelnd sagen, daß in Frankreich alles mit einem Lied ende...

*

Im Frühling zog ich fort von Paris. Das Buch, das ich fertig mit mir nehmen wollte, hatte ich nicht einmal begonnen. Ich zog fort, und es dauerte lange, ehe ich wieder nach Paris zurückfand. Die Weltausstellung lockte für Wochen, aber schon in diesen Wochen fand

ich das Bild der Stadt verändert, das Licht über ihr grell, das „Quartier“ kaum zu erkennen, es verging ein Jahrzehnt, ehe ich mich wieder, diesmal für längere Zeit, am Quai Voltaire niederließ.

In jenem Frühjahr begegnete ich im Luxembourg, in dem Boulogner Wäldchen, im Salon Carré Gespenstern. Ein paar Wesen, hier und dort angetroffen, an die sich Illusion, Phantasie, Wunsch und Begierde geheftet hatten, kreuzten meine Schritte auf den Wegen des Gartens, zwischen den Bäumen, den Statuen; sie schleiften wehende Fetzen von nebligen Hoffnungen, Entsagungen mit sich im Vorübergehn.

Ich suchte Orte auf, die mich einst mit wehmütiger Liebe erfüllt hatten. Heine hatte einen Grabstein erhalten, auf dem ein Marmorschmetterling zu sehen war und eine Marmorschale, in der deutsche Visitenkarten mit zum größten Teil falschen Zitaten, vom Regen ganz durchnäßt, lagen. Von Baudelaires Grab an der Friedhofmauer in Montparnasse blickten die dämonischen Züge des Schauspielers de Max hernieder, jedem Besucher einer gewissen Bar an der Place Clichy wohlbekannt.

Im Hof jenes Hôtel de Pimodan, auf der Insel des Heiligen Ludwig, wo die „Präsidentin“, Baudelaires unsterbliche Geliebte, auf breitem Sofa im Kreise ihrer Anbeter hingestreckt, die Verse anhörte, die der Dichter der „Fleurs du mal“, Gautier, die anderen, ihr leise, doch mit Emphase vordeklatierten, auf dem Hof des verfallenen Gemäuers tanzten die Ratten, wuchs das Gras aus zertrümmerten Fensterhöhlen.

Die Salle d'Assas, wo war sie gelegen? Ich suchte, suchte, fand sie nicht mehr! Und jenes kleine Wirtshaus, in dem Eugen Herold Nadeshda Dtorff zum erstenmal begegnet war — und der Pré Catelan, in dem sich die amerikanischen Reisegesellschaften zum Tee einfanden — und das ganze lateinische Viertel, wie das Viertel, wo die Maler wohnten — ja, ganz Paris schien eine Fremdenstadt, eine einzige große Sehenswürdigkeit geworden zu sein, kaum mehr wiederzuerkennen.

Aber immer noch war die alte enge Gasse da, in der ich gewohnt hatte, die Rue „le“. Und nebenan, in der Rue de Vaugirard, dicht beim Odéon, saßen, von freundlichen Kellnerinnen bedient, die Studenten bei ihrem Bock, in der kleinen Bierstube, über der ich einst den Dichter des „Pan“, der „Mysterien“, von „Hunger“, „Victoria“ und „Munken Vendt“ und all der anderen Wunderwerke, die er seither in verschwenderischer Schenkerlaune den Menschen meiner Generation dargebracht, angetroffen hatte — in einem Jahr meiner bedrückten Jugendzeit.

Die Münchner Jahre

Ich war aus Paris auf einem Umwege über Wien und Budapest nach München zurückgekehrt und wohnte bei einem Bekannten, der eine Villa vor der Stadt besaß. Er war reich, wohnte mit seiner Frau in beträchtlichem Behagen in seinem mit bürgerlichem Geschmack eingerichteten Haus und gewährte mir eine Zeitlang Gastfreundschaft.

Eine Woche wohnte ich bereits da, eines Nachmittags kam das Stubenmädchen mit einer Karte herein:

„Frank Wedekind.“

In der Tür stand Wedekind, ernst und feierlich, ganz in Schwarz gekleidet. Er trat ein, zog seine schwarzen Handschuhe aus, wir begrüßten uns, dann sagte er mit der vollendeten scharfen Betonung, die er seinen Worten zu geben liebte: „Es ist mir ein großes Glück widerfahren, eine entfernte Verwandte hat das Zeitliche gesegnet, ich erbe zweitausend Mark. Jedoch wird mir diese Summe erst in vier Wochen ausgezahlt. Gegenwärtig befinde ich mich in einer Notlage. Ich komme geradenwegs aus der Festung.“

Mein Gastfreund lehnte es ab, Geld herzuleihen. Er betonte, es geschehe „aus Prinzip“. Ich zog bald aus. —

Mit anderen Freunden half ich dann so gut ich konnte, und ein paar Wochen später bezog Wedekind seine erste

eigene Wohnung in der Franz-Joseph-Straße in Schwabing. Max Halbe hatte es übernommen, Wedekind zu diesem Heim zu verhelfen; er war es auch, der Miete und Möbel beschaffte, und bald war Wedekind nach seinem Geschmack, in etlichen weißlackierten Möbeln, die besonders dem Schlafzimmer das Aussehen eines Jungemädchenstübchens gaben, züchtig, hell und freundlich eingerichtet.

Ein Jahr Gefängnis und Festungshaft hatte Wedekind abbüßen müssen, weil von ihm im „Simplicissimus“ jenes berühmte Kreuzfahrergedicht anlässlich der Palästinareise Wilhelms II. gestanden hatte. Um desselben Deliktes willen war Langen geflohen. Es war die reine Geldfrage – hätte Wedekind, wie Langen, die Kosten eines Schweizer oder Pariser Exils erschwingen können, er wäre, wie Langen, vor dem Prozeß, vor Leipzig, vor Königstein bewahrt geblieben. So aber hatte er sich, ohne einen Pfennig in der Tasche, bald nach seiner Flucht dem sächsischen Staatsanwalt gestellt. Nun wurde ihm knapp nach seiner Rückkehr mitgeteilt, daß Langen seine Verbindung mit ihm „als gelöst betrachte“.

Das war für Wedekind weiter kein besonderer Schmerz. Er hatte ja sein Metier am „Simplicissimus“, Verse und Geschichtschreiben, nicht aus innerer Neigung, sondern für spärliche Goldfuchse betrieben, auch hatte er uns gegenüber oft betont, daß er, um eine solche Tätigkeit auszuüben, sein sicheres Brot bei dem Suppenfabrikanten Maggi, der ihn in Zürich in seiner Reklameabteilung verwendet hatte, nicht aufzugeben gebraucht hätte. Ich erinnere mich, wie ich ihn eines Tages, am Ende seines Lateins, mit der Stuckschen Umschlagzeichnung zur Erstausgabe seines „Frühlings Erwachen“ in der Hand im Vorzimmer der Redaktion wartend angetroffen hatte. —

Der „Simplicissimus“ war durch die unerbittliche Art, mit der Wedekind dem wunden Punkt der deutschen Politik und Kultur, dem Gottesgnadentum mit dem geschliffenen, zum Fuchteln bereiten Säbel zu Leibe rückte,

in sein richtiges Fahrwasser gelangt und hatte sehr rasch die Welt erobert. Die künstlerische Vollendung seiner Zeichnungen wurde vom Ausland und etlichen Künstlern Deutschlands besser begriffen als vom großen deutschen Publikum, das sich mehr an den aggressiven Witzen, die unter den Zeichnungen von Heine, Thöny und Wilke standen, und an den Schlüpfrigkeiten Rezniceks delectierte. —

In Wedekind hinterließ seine Tätigkeit am „Simplicissimus“ keine tieferen Spuren. Ihn zog all sein Wesen zur Bühne. Wenn in der Folge, in der überreizten Weise seiner Arbeit — in geräuschvollen Lokalen, mitten unter Tellergeklapper, Rauch und Kellnergerenne arbeitete er am besten! — kleine, scharfgeschnittene Gedichte entstanden, dann verwendete er sie lediglich als Beiwerk, das er in das Dialoggewebe seiner Dramen zu verflechten suchte, so gut oder so schlecht dies ging. Zumeist geschah es auf Kosten des Dialogs, der oft mühselig genug von Aphorismus zu Aphorismus, über tote Stellen sich vorwärtsbewegte, und dem dann diese kleinen Gedichte noch als Ballast anhafteten.

Alles galt ihm die Bühne, das Wirken von der Bühne herab. Als ich ihm in München begegnete, hatte er seine ersten vollendeten Werke, „Frühlings Erwachen“ und den „Erdgeist“, schon geschaffen, aber die Theater verschlossen sich seiner Produktion, und wenn eines seiner Stücke wirklich einmal aufgeführt wurde, dann zischte es ein wildes, boshafte Publikum unbarmherzig nieder. Der Skandal bei der Erstaufführung des „Erdgeists“ in München — er spielte in ihr den Doktor Schön und war am Ende der Aufführung mit der in aller Eile angeschminkten Maske des Direktors Stollberg zwischen den Detektiven, die ihn wegen jenes „Simplicissimus“-Gedichtes verhaften wollten, aus dem Theater entwichen — dieser Skandal hatte ihn tief verbittert und nicht nur seine Gefangenenzzeit vergiftet. Nach Karl Heine, der in Leipzig den „Erdgeist“ zuerst aufgeführt hatte, war es allein der junge Nürnberger Theaterdirektor Meßthaler, der das Wagnis vollbrachte, Wedekind aufzuführen. Berlin

blieb lange noch bei völliger Ablehnung — Martin Zickel unternahm, wenn ich nicht irre, mit dem „Marquis von Keith“ einen mißglückten Versuch — und in München war Wedekind in der ersten bitteren Zeit, nachdem die Erbschaft aufgebraucht war, genötigt, die Lebewelt in dem „Elf-Scharfrichter“-Kabarett mit dem Vortrag seiner Gedichte zur Gitarre zu amüsieren. Er erhielt für diese Betätigung Abend für Abend fünf, später auch zehn Mark, und davon lebte er.

Unter dem Mißgeschick seiner dramatischen Produktion aber litt er tiefer als unter der Not, die drückend genug war und ihn zu der verhaßten Bänkelsängerei zwang. —

✱

Einmal zeigte mir Wedekind sein Tagebuch, einen großen Folioband, ein über die Maßen interessantes Dokument, und zwar erinnere ich mich der Stelle, die seine Pariser Zeit vor dem Zusammentreffen mit Albert Lange behandelte. In den enggeschriebenen Text waren einige kleine Photographien geklebt, wie sie Straßenphotographen verfertigten. Unter der ersten kleinen Momentaufnahme stand: „So sah ich aus, als mir von meiner Erbschaft (nach seinem Vater) nur noch 1000 Franken übriggeblieben waren.“ Ein paar Seiten weiter verzeichnete er unter einer ähnlichen kleinen Photographie, daß ihm noch 100 Franken übriggeblieben seien; eine halbe Seite später hatte er seinen letzten Franken für eine Photographie ausgegeben, die ihn zeigte, als er sein Geld vollständig losgeworden war. Hierauf berichtete das Tagebuch, wie Frank, nunmehr vollständig blank und niedergebrochen, zum Pariser Korrespondenten Paul Goldmann gegangen sei, um ihm seine journalistischen Dienste anzubieten. Dies Unternehmen indes scheint nicht vom gewünschten Erfolg begleitet gewesen zu sein, denn in der Folge berichtet das Tagebuch in verzweifelterm Tone vom Entschluß Wedekinds, nunmehr in die Champs-Élysées gehen zu wollen, und zwar in jene bewußte Allee, in der bei

Einbruch der Dunkelheit junge Epheben in Erwartung zahlungsfähiger alter Herren auf und ab wandeln, um ihre Körper zu verkaufen, was im Grunde, so meint das Tagebuch, weit weniger entehrend sei als die Prostitution der Feder für Geld!

Mit der Perversität spielte Wedekind, wie überhaupt mit sexueller Dämonie, ohne daß seine Veranlagung ihn dazu getrieben hätte.

Aus der Ehe eines genialischen alten 48er Revolutionärs mit einer bürgerlich ordentlich erzogenen Durchschnittsfrau stammend, litt er physisch und seelisch unter dem gleichen Unglück der Blutmischung wie Strindberg. Die Elemente seiner Natur ließen den Kampf der widerstrebenden Tendenzen in ihm nie verstummen, aber im Grunde war er nichts weniger als ein Verächter der bürgerlichen Lebensideale — er fühlte sich vielmehr als ein Ausgestoßener, sehnte sich nach Ordnung, Schönheit und Anerkennung durch die bestehende bürgerliche Welt. Wer seine moralistischen Äußerungen liest, kommt wohl von selber zur Wahrnehmung, daß hier kein destruktiver Rächer der mißbrauchten Menschenwürde sich Luft macht, sondern ein verbitterter Bürger, etwa der letzte Ritter der Bourgeoisie, der kapitalistischen Kultur, mit dem Haß des Verschmähten, Verfemten, Zukurzgekommenen seiner unglücklichen Liebe zu dem höheren, „harmonischen Leben“ in Schönheit, Luxus, dem Genuß der Dinge, die das Leben „lebenswert machen“ — die aber mitnichten das Leben ausmachen — verzweifelte Ausdruck gibt. —

Seine in der Anlage normale *Vita sexualis* war durch ein Jugenderlebnis getrübt — eine ältliche, überreizte Frau hatte den Knaben verführt. Er pflegte von dieser Frau, die eine Gouvernante oder Lehrerin gewesen sein mag, mit ingrimmiger Ironie als von seiner „Madame de Warens“ zu sprechen. Das Gift, das die Seele des leidenschaftlichen Knaben infiziert hatte, schlug in seinem Verkehr mit Frauen oft an die Oberfläche, und er gefiel sich, obzwar sein Frauentypus keineswegs die Liliith, Lulu oder Hedda Gabler, sondern im Gegenteil die

zarte, wohlgezogene, etwas „etepetetige“ Bürgerstochter war, in einer zur Schau getragenen Dämonie. Im Münchner Boheme-Milieu, in dem er sich mit seinen Freunden bewegte, wirkte dies auf eine Schar abenteuerlustiger, aus wohlhabenden Bürgerhäusern in die Schwabinger Atelieratmosphäre verschlagenen Kunstschülerinnen, Malerinnen und Kunstgewerblerinnen, von denen wahrscheinlich manche, nach Jahrzehnten in den Hafen der normalen bürgerlichen Ehe eingelaufen, unter ihren „wilden und tollen“ Erinnerungen noch jene aufbewahrt, wie der große Dichter nach einer Maskenredoute oder einem Künstlerfest in der Petuel-Brauerei aus ihrem Lackschuh Sekt getrunken hatte! Oder, was er gern tat, aus dem Rhythmus ihres Ganges auf die Metrik ihrer intimen Erlebnisse Schlüsse gezogen hatte. Wenn er auf ein Papier Jamben, Spondeen und Anapäste zeichnete und das Papier der errötenden Frau hinschob, genoß die Runde Verlegenheit, Überraschung, Ausruf der Frau mit satanischer Befriedigung – Masken der Schwabinger Dämonie, die in der Regel nicht sehr tief zu reichen pflegte. –

Seltsam vermischten sich in seinem Wesen: die Verachtung der Frau, die Angst vor der Frau, die Forderung nach moralischer und sozialer Gleichberechtigung der Frau, die er doch im Grunde für ein inferiores, ein elementares Wesen ohne die Kontrolle des sittlichen Bewußtseins, das den Mann bei seinen Handlungen lenkt, erachtete. Mit dem Leben wurde er nie fertig. Er war einer von den Verdammten, die aus der Unzusammengehörigkeit, der Unvereinbarkeit, dem Einander-Widerstreben und dem Gegeneinander-Ankämpfen der Grundelemente ihres Charakters und ihrer Weltanschauung Anreiz und Intensität ihres Schaffens schöpfen. Gern brüstete er sich mit der Erklärung, daß er nur schreibe, weil er Geld verdienen müsse. Dies war eines seiner Paradoxe, die kein Mensch ihm glaubte. Er behauptete auch, sein größter Kummer sei, daß er keine Frau geworden sei, die Frau siege im schweren Lebenskampfe viel leichter als der Mann, denn wenn dieser

alle Mittel verbraucht hat und unterlegen ist, bleibt der Frau noch immer die Chance, ihren Körper zu verkaufen. Auch diese Pose war wenig glaubhaft, denn er verstand es ja, wie jeder geniale, den Zusammenhängen der Welt, der Schöpfung und des Schicksals nachforschende, moralische Mensch, den Körper nach seinem göttlichen Recht einzuschätzen. In „Hidalla“ hat er diesen Beweis erbracht, in vollendetster Weise ausgeführt und durchgestaltet. Übrigens sagten wir ihm bei solchen Gelegenheiten, daß er, der dem Leben so hilflos gegenüberstand, als Frau durch die Preisgabe seines Geschlechtes ebenfalls in tückischster Weise ausgenützt worden wäre.

Das stärkste Stimulans von Wedekinds Schaffensenergie war die Auflehnung gegen die Welt, wegen seiner Erfolglosigkeit — gegen das boshafte Verkennen seiner außerordentlichen Werke durch die „Berufenen“ wie durch die Massen. Doch war in seiner unglücklich gestalteten, inkohärenten Natur das Enttäuschtsein ein notwendiges Element, eine immer aufs neue anspornende schmerzhaft Wollust, und als er in späteren Jahren anerkannt und berühmt wurde, als dank seiner mit unerhörtem Willensaufwand durchgeführten Schaustellung seiner selbst und seiner aus intimsten Schmerzen geborenen Gestalten die Verkennung wie eine morsche Mauer niederstürzte und er von der Sonne des Erfolgs grell beschienen vor aller Augen dastand — da fehlte seiner Dichtung etwas Wesentliches, sie wurde trivial, unwedekindisch, sie ging in die Irre, die toten Stellen überwogen, die in aphoristischer Form geäußerten Wahrheiten wurden spärlich, der Born versickerte.

Den ewigen Widerstreit von Sein und Haben, Gehirn und Geld, Künstlerschaft und Weltklugheit suchte er mit heißem Bemühen zu ergründen. Er spürte seiner Erfolglosigkeit in allen Verästelungen nicht nur seines eigenen Wesens, sondern vor allem der Gesellschaftsordnung nach. Er gehörte keineswegs zu den trotzig und heroisch Unnachgiebigen, er war sogar beflissen, dem Geschmack des Theatergängers Zugeständnisse zu machen. Einmal erzählte er uns, er habe einen Entwurf,

den er nach den Prinzipien des Blumenthal-Kadelburgschen Erfolg lustspiels auszuarbeiten gedenke. Er glaubte nach eifrigem Studium diesen Prinzipien auf die Spur gekommen zu sein: nun wollte er mit Vorbedacht einen bühnenwirksamen Kitsch herstellen. Daraus wurde: „König Niccolo oder: So ist das Leben“. Als auch dieses Stück keinen Erfolg bei eben dem Publikum, dem er es diesmal mundgerecht gemacht zu haben glaubte, fand, da verzweifelte er. All seine Produktion war, so klagte er, mit dem Stempel seines Namens behaftet! Mochte er sich anstrengen, wie er wollte: es hieß ja doch immer wieder: ach ja, von diesem Wedekind! und das Publikum wandte sich ab. —

Bei der Erstaufführung dieses Stückes im Münchner Schauspielhause, in der Szene der „Elendenkirchweih“, fand er niemand, der den Sänger unter dem Galgen auf der Gitarre begleiten konnte. Er verbarg sich daher auf der halbdunklen Bühne selbst unter einer Decke zwischen dem auf dem Boden hingelagerten Volk, und als nach Schluß des Aktes, der starken Beifall fand, der Autor gerufen wurde, suchte man lange, bis man ihn in Hemdsärmeln vom Boden emporriß. Er hatte, um seinen einzigen schwarzen Rock zu schonen, in dem er am selben Abend noch in den „Elf Scharfrichtern“ auftreten mußte, den Sänger in Hemdsärmeln begleitet. Natürlich sollte das wieder eine von den respektwidrigen Teufeleien Wedekinds sein.

Er liebte es schließlich, solche gar nicht in seinem Wesen begründeten Teufeleien vorzuspiegeln, um das unglückliche Ingrediens seines Wesens noch zu unterstreichen. Seine Theorien über die Behandlung von Menschen und Werken, Schwächen und gefährlicher Tugend der Frauen, von Freund und Feind, von Literatur und Schicksal waren oft abstrus, immer originell, zuweilen in ihrer ausgeklügelten Spitzfindigkeit rührend, und je weiter sie daneben hieben, umso charakteristischer für ihn. Der Mechanismus der Gesellschaft!! Den Mechanismus der Welt, der Beziehungen ergründen!! Die Chemie des Alls, dieser Maschine Mensch!!

Er besaß nur wenige Bücher, hatte wenig gelesen, aber die wenigen Bücher, die ihn interessierten, kannte er aus gründlichem Studium. Solch ein Buch war das Werk eines Engländers über die Domestikation von wilden Tieren. Er behauptete, aus Büchern dieser Art seien die grundlegenden Wahrheiten und das tiefste Wesen der Zivilisation zu erkennen. Ebenso große Wichtigkeit aber maß er seiner zerlesenen „Psychopathia sexualis“ bei. (Freud blieb ihm bis in seine letzten Lebensjahre verschlossen; ich bin überzeugt, er hätte ihn — wohl aus der Tendenz, zu vertuschen! — abgelehnt, obwohl sich in seinem Leben manches ereignet hatte, was den Theorien der Psychoanalytiker als Bestätigung hätte dienen können.) Die Heilige Schrift hatte er zu wiederholten Malen von Anfang bis zu Ende durchgelesen. Die Kommentare der Bibel und die Werke, die sich mit der Entstehungsgeschichte der Schrift befaßten, gehörten zu seinen bevorzugten Büchern. Einmal, es war bei einem Zusammensein mit dem alten Schauspieler Hans Pagay, überraschte er uns mit seiner Kenntnis der Uhrmacherei. Der alte Pagay, der gelernter Uhrmacher war, konstatierte staunend, wie gründlich Wedekind über den Mechanismus der verschiedenen Systeme Bescheid wußte. Aber auch in der Geschichte der Uhrmacherkunst verriet er gründliche Kenntnisse.

Wie er die in den Testamenten berichteten Vorgänge auf triviale Geschehnisse des täglichen Daseins zu reduzieren liebte, so entkleidete er in Gesprächen gerne die großen Werke der Weltliteratur ihrer pathetischen Hülle und siehe da: plötzlich standen sie schlicht wie Notizen aus dem Lokalteil einer Provinzzeitung da.

Faust I. erklärte er beispielsweise auf folgende Art: Faust, ein typischer deutscher Student, büffelt alle Wissenschaften durch, hat noch nie ein Weib berührt und sein Geist gerät durch Askese und Onanie auf metaphysische Abwege. Gelegentlich eines Spaziergangs in den Universitätsferien begegnet ihm ein Kommilitone, ein mit allen Wassern gewaschener Kerl, dem Faust in

ein Bordell (die Hexenküche) folgt. Hier verjüngt sich der Stubenhocker mit einem Schlage. Er fühlt sich in zunehmendem Maße unternehmungslustig, sieht sich unter den Mädchen des Städtchens um, verführt Gretchen und rät ihr, ihr Kind abzutreiben.

Die überraschend knappe Form seines „Erdgeist“-Dialogs wollte er auf folgende Art und Weise gefunden haben. Ein dänischer Maler, Freund Langens in Paris (später Urbild des „Marquis von Keith“), hatte ihm den Stoff suggeriert, den er in einem wortreichen und weit-schweifigen fünfaktigen Drama ausführte. Als er dem Maler die ersten beiden Akte vorlas, rief dieser: das alles sei ja viel zu lang, für die Bühne denkbar ungeeignet. Darauf habe er zusammen mit dem Maler, ohne auf wesentliche und unwesentliche Sätze des Dialogs besonders zu achten, das Manuskript zusammengestrichen, bis es in einen knappen Theaterabend hineinpaßte. Was übrigblieb, stehe jetzt in dem Buch...

Um die Zeit der Jahrhundertwende beschäftigte ihn ein Semiramis-Drama intensiv. Er erklärte mir den Vorgang, in Akte gegliedert, so: in einem großen Glas-aquarium schwimmt ein Karpfen allein herum. Eines Tages schiebt eine Hand in die Mitte des Aquariums eine Glaswand, die das Gefäß in zwei Teile teilt. In den freien Teil wird ein Hecht getan. Der Karpfen schwimmt ruhig in seiner Abteilung herum. Der Hecht bemerkt den Karpfen, schießt auf ihn los und zerschlägt sich die Schnauze an der Scheibe. Der Karpfen hat sich vor Angst in der entferntesten Ecke seiner Abteilung verkrochen. Der Hecht wiederholt seine Attacke gegen den furchtsamen Karpfen einigemal, immer mit demselben Ergebnis, bis er es endlich aufgibt, den Karpfen zu fressen, der inzwischen auch wieder Mut bekommen hat und dreist und beruhigt in seinem Abteil herum-schwimmt. Die beiden Fische gewöhnen sich aneinander und schwimmen ruhig aneinander vorbei, auf beiden Seiten der Glaswand, und dann, nachdem die Hand die Scheibe aus dem Aquarium gehoben hat, auch umeinander herum. Da tut eines Tages die Hand einen zweiten

Karpfen in den Behälter. Instinktiv flieht das neue Tier vor dem Hecht in die entfernteste Ecke. Der Hecht hatte, gewitzigt und gezähmt, gar nicht die Absicht, den Karpfen zu fressen, erst als er merkt, der Neuangekommene habe Angst vor ihm, schießt er auf ihn los, frißt ihn und nachher auch den ersten Karpfen, mit dem er doch so lange gute Nachbarschaft gehalten hatte.

Auf welche Art er aus diesem Vorgang in der Tierwelt ein Semiramis-Drama schaffen wollte, weiß ich nicht mehr. Ich glaube, die Idee scheint unterwegs stecken-geblieben zu sein — wie alle solche, die nicht aus der leibhaftigen Anschauung, sondern aus einer ausgeklügelten Konstruktion entstanden waren. Sein Gehirn vermochte nicht rationell zu arbeiten, nicht aufzubauen, seine Konflikte und Stoffe hatten spasmodischen Ursprung, wie seine Produktion unter Tellerklappern und Lärm in überfüllten Restaurants und Bräukellern es bewies, daß nur Hochdruck seine Arbeitsenergie anzustacheln vermochte. —

Zuweilen holte ich ihn nachmittags aus seiner Schwabinger Wohnung ab und wir gingen in den wenig bebauten Straßen des Vororts spazieren. Gelegentlich spielte mir Wedekind auf seinem Pianino oder der Gitarre, auch auf einer Mundharmonika oder Okarina eine neuerfundene Melodie vor, die eines seiner Gedichte begleiten sollte. Er hatte die Methoden, aber auch den ganzen Text- und Melodienschatz der Heilsarmee genau studiert und verwendete zu seinen „Scharfrichter“-Bänken gerne Rhythmen, die aus dieser Quelle stammten.

Auf unseren Spaziergängen kam es oft vor, daß Schulkinder an den schwarzgekleideten feierlichen Herrn mit dem Gesicht eines Prälaten herankamen und ihm ehrerbietig die Hand küßten. Wedekind hielt dann mit würdevollem Ernst seine Hand hin, von der er erst den schwarzen Handschuh abgestreift hatte — er ging selten ohne Handschuhe aus, denn er schämte sich seiner roten und fleischigen Hände. —

Um fünf Uhr traf sich im Café Stefanie regelmäßig eine kleine Tafelrunde, zu der Wedekind, Graf Keyserling, Halbe, der Maler Melchior von Hugo, der Schauspieler Emil Lind, Kurt Martens und Ludwig Scharff gehörten. Wie blieben bis acht beisammen, worauf Wedekind sich empfahl, um zu den „Scharfrichtern“ zu gehn. Nach dem Theater trafen wir uns in der kleinen American Bar im Kellergeschoß der „Vier Jahreszeiten“, wo wir bis zwei Uhr nachts beisammenblieben.

Fünf Jahre hindurch bestand diese Tafelrunde, mancher fiel ab, mancher kam hinzu, aber es muß gesagt sein, daß in dieser Zeit keine einzige hohle, leere, mit Geschwätz oder „Fachsimpelei“ verbrachte Stunde zu verzeichnen war. Es wurde über Dinge des Lebens gesprochen; oft, wenn der Kreis ganz eng war, über die wesentlichsten, schmerzhaftesten Dinge der Existenz. Manches Entscheidende wurde in dem kleinen Kreis über Dinge der Kunst, der Phantasie und der Erfahrung unter Menschen und Gedanken geäußert, und es ist schade, daß dieser Kreis keinen Chronisten gefunden hat, der die Aussprüche Wedekinds oder Keyserlings aufgeschrieben hätte. Besonders die des Grafen Eduard, der ein Weiser der Welterfahrung war, ganz anders weise als sein rühriger Neffe Hermann, von dem neuerdings so viel die Rede ist.

Eine tiefere Kameradschaft verband diesen kleinen Kreis dabei keineswegs, all die fünf Jahre hindurch nicht. Oft, wenn wir, Wedekind, Martens und ich, nachts den Heimweg antraten, und Keyserling, halb gelähmt schon, einen Wagen bestieg und seine Zigarette zwischen den dünnen Lippen, mit seitwärts und uns Fußgängern abgewandtem Gesicht in dem nächsten Einspanner vorbeifuhr, sagten wir uns: „Seht ihr — das ist der innere Zusammenhang!“ Es war aber lediglich: München; nicht die Bohême allein, auch nicht die „Kameradschaft“ unter Literaten, es war vor allen Dingen München — und nach fünf Jahren hielt ich dies, fast physisch schon, nicht mehr aus.

Dabei war Keyserling sicherlich noch der Treuesten, menschlich Tiefsten, für Kameradschaft Dankbarsten einer aus der ganzen Tafelrunde. Der „Aristokrat, dem wir ein paar Stunden vertreiben halfen“ und der an uns vorüberfuhr, ohne uns weiter zu beachten, war in unserem Kreise jedenfalls der, der das Leben am intensivsten genossen, erlitten, betrachtet und durchschaut hatte. Der in alle Schichten der Gesellschaft am lebhaftesten eingedrungen war und sich keiner aus Enttäuschung oder Voreingenommenheit gehässig erwiesen hatte.

Er lebte schon lange in München, ehe er sich uns näherte. Jedem von uns war seine sonderbare, dekadente, hagere und auf steifen Beinen vornüber stelzende, stolpernde Gestalt von der Straße und vom Theater her bekannt. Nach dem anonym eingereichten und von Brahm in Berlin aufgeführten Drama „Frühlingsopfer“ wandte sich das Interesse dem unbekannten Verfasser zu, in dem man einen sehr verspäteten Nachzügler der Epoche des Hauptmann-Holz-Schlafschen Realismus vermutete, einen begabten und entwicklungsfähigen jungen Springinsfeld. Da weist eines Nachmittags der Schauspieler Lind auf einen vornehmen alten Herrn, der auf der Straße vor dem Café vorübergeht, und sagt: „Der Verfasser des ‚Frühlingsopfers‘!“ Eine Minute später saß Keyserling unter uns, nicht um eine Nuance intimer oder weniger intim, als er sich fünf Jahre später in unserem Kreise bewegte, nicht kälter, nicht wärmer, nicht fremder, nicht vertrauter, der selbstsichere, in allen Lagen und allen Schichten des Lebens heimische Weltmann und Menschenkenner.

Er hatte als junger, aus jenen Mitau-Rigenser baltischen, durch Inzucht und intensiv-sybaritische Lebensweise raffinierten Adelsfamilien stammender Landedelmann das Leben in Rußland, Italien, Österreich kennengelernt; er hatte mit den Komtessen, die er in seinen Romanen zart und voll sehnsüchtiger Resignation schildert, auf den Schlössern geflirtet und in Begleitung seines Dieners auf Jagdzügen und Streifen durch die

lettischen Dörfer und Krüge mit dem niederen Volk, den armen, halbtierischen Bauern, den Wilddieben, den Kronsbeerenpflückern, Juden und Dirnen verkehrt. Die Komtessen ließen sich von ihm den Hof machen, denn er war geistreich und amüsant, aber er war nicht schön, und sie liebten ihn nicht. Die Bauern und Juden betrachteten den „Barin“, die „Herrschaft“, mit Neugier und Mißtrauen; aus welchem Grunde mengte er sich unter sie, das gemeine Volk? In Wien hatte er eine Zeit im Kreise von Anzengruber verlebt, ohne Fuß zu fassen; in Italien mit seinen Landsleuten, die reicher waren als er. Schließlich vergrub er sich in München, wohnte mit zwei älteren Schwestern abseits und einsam, bis ihn der Zufall zu uns führte. Auch das war ihm recht, im Laufe der ersten Stunde war er akklimatisiert. Er vertrug Menschen und Einsamkeit wie später immer schwerere Krankheit, Lähmung, Erblinden, drückende Armut. Er war allem und allen Wechselfällen des Lebens gewachsen und überlegen.

✱

Wir saßen bei Wedekind und er las uns sein neues Drama, den „Marquis von Keith“ vor. Die ersten Akte waren auf der Festung geschrieben, jetzt hatte er das Stück beendet.

Es war ein besonderer Genuß, Wedekind lesen zu hören. Während er las, war er in jedes seiner Worte, fast möchte man sagen: verliebt. Mit sinnlicher Freude modellierte er aus Vokal und Konsonanten ein Gebilde, fügte Satz zu Satz in klarster Umrundung zu harmonischem Bau. In diesen Vorlesungen erreichten seine Dialoge, erhielten seine Gestalten Umriß und Tiefe wie niemals auf der Bühne. Das lag daran, daß Wedekind bei aller Klarheit der Diktion über Kunstgriffe verfügte, die den Worten und Gedanken einen heimlichen Sinn gaben, einen blitzgleich aufleuchtenden versteckten Sinn, der das fragwürdige, gefährliche Spiel seines Geistes jäh aufdeckte. Durch eine unmerkliche Verlangsamung des Tempos, eine winzige Pause vor oder nach

einem Wort erhielt, was er sagte, eine Bedeutung, die mit dem Gefühl viel eher als mit dem Verstand zu erfassen war, die, obzwar sie im nächsten Augenblick verflüchtigt war, haften blieb und das Ausgesprochene verstärkte.

Er exzellierte in solchen kleinen Kunstgriffen der Ausdruckstechnik. Einmal las er uns, nachdem es jemand in voller Verzückung vorgetragen hatte, das reine und zarte Gedicht eines dem Marienkult ergebenden jungen katholischen Dichters. Ohne ein Wort an dem Texte zu ändern, las er es mit solcher Betonung vor, daß das Gedicht sich wie eine einzige Obszönität anhörte.

Man konnte, während Wedekind sein Drama vorlas, genau erkennen, welche Bedeutung für ihn jede Sentenz, jeder Aphorismus, den er einer der Hauptpersonen in den Mund gelegt hatte, haben mußte. Es waren Beichten, Geständnisse intimster, schmerzhaftester Art. Wie höllisch mußte es ihn quälen, wenn er seine aus dem Profundesten seiner zerrissenen Seele geschöpften, von Leben, Erkenntnis, Qual strotzenden Worte durch die nachlässige Sprachroutine irgendeines denkfaulen oder unwissenden Schauspielers ihres Sinnes beraubt, nackt und deformiert vor sich zerflattern sah! In seinem Munde schillerte jedes Wort und lebte sein unbegreiflich vielfältiges Dasein. Während er las, schien er der Wirkung jedes seiner Worte, seiner Dichtung in jeder Einzelheit durchaus sicher zu sein. Wir waren mitgerissen, lebten das intensive Leben des Dichters mit.

Plötzlich, mit dem Aktschluß, auf dessen Effekt er im Gegensatz zu anderen publikumsergebeneren Autoren nie besonderen Wert legte, und dessen „Technik“ er nicht zu kennen oder zu ignorieren schien, brach die Bezauberung, verflog die suggestive Kraft. Man hatte das Gefühl, jählings ins Nichts hinunterzustürzen. Die tiefe, unausrottbare Skepsis, dieses: den Mißerfolg immer in leiblicher Nähe über und an sich Fühlen, verursachte es, daß Wedekind, sobald er einen Akt zu Ende gelesen hatte, förmlich in sich zusammensank. Wir hatten Mühe, ihn durch unseren Beifall und, wenn Grund

dazu war, durch begeisterte Zustimmung aus dieser Grube herauszuziehen, in die er nach Beendigung der rein künstlerischen Arbeit und sobald die Konfrontation des Werkes mit dem Schicksal begann, unfehlbar hinunterstürzte.

★

An schönen, sonnenhellen Vormittagen – die Sonne leuchtet blau und golden über dem Schnee, auf Frühlingsbäume, auf Sommerasphalt nieder – bewegt sich eine bunte Menge im behaglichen Bummlersschritt vor der Feldherrnhalle, der Residenz, vor dem Tor des Hofgartens und dem Platz vor dem Odeon auf und nieder. Die Wache zieht auf, mit vollendetem Mechanismus blau und weiß gewandeter Automaten. Die Militärmusik in der Feldherrnhalle spielt Wagner oder Ganne, das Tempo fährt den Schlenderern, den Gaffern, den Spaziergängern in die Glieder. Man bleibt stehen, nimmt neue, ungewohnte Erscheinungen wahr unter der Masse der vertrauten, seit Jahr und Tag gewohnten Gestalten. Hier sieht der Bewohner der Künstlervorstadt, der Atelierhäuser, belustigt auf den Spießer, den Ureinwohner Münchens herab. Den Spießer, der in dem Leibblatt der Bürgerwelt mit all seinen oft infinitesimalen Würdenrangbezeichnungen versehen stirbt und angekündigt steht, von seiner Witwe, die seinen Rang erbt, beweint und betrauert. Herr Rechnungskontrolleursubstitut zieht vor dem Herrn Unterpostsekretärsanwärter den Hut – beide vereint die stillschweigende Verachtung, mit der sie den ironischen Blick des vorübergehenden Kunstjägers, dessen Anwesenheit doch ihrer Stadt das weltbekannte Gepräge gibt, zurückgeben oder ignorieren. Hier ergeht sich ein fröhlich-elegantes Amüsiervolk, Sportvolk, Parasitentum der Tanz- und Kabarettadielen. Vielleicht verirrt sich einmal eine der beneideten, an die Künstlerfürsten der Renaissance in ihrer Lebensführung aber nicht in ihren Werken gemahnenden Berühmtheiten aus den prunkvollen Villen um die Propyläen, den Englischen Garten und die Isarhöhen hierher.

Ehrfürchtiges Flüstern bezeichnet ihre Spur durch die Menge: „Das ist der Stuck! Schau, der Kaulbach! Der Lenbach!!“

Aber auch kleine Malerinnen ziehen die Blicke auf sich — es sind die bewußten Hamburger und Bremer Patriziätöchter, verirrte Adepten der modernsten Richtungen in der Malkunst, sie haben unglückliche Mütter hinterlassen, die an dem heimatlichen Kaffeetisch mit mühsam bewahrter Heiterkeit den schadenfrohen Freundinnen, deren Töchter längst unter die Haube geraten sind, Auskunft über Fortschritte in der Kunstübung geben.

Man bemerkt die bescheidenen Verzehrer minimaler Renten, die, wie Herr Füchsl, ihr Leben in wunderbar eingerichteteten Mansarden, in mystischer Schwärmerei für die Großen der Theosophie, der Ästhetik, der Dichtkunst, der Malerei in einem Nebel täglich erneuter Begeisterung verbringen — weit entfernt von der Wirklichkeit, vom Mitmenschen, vom Volk, von der Gegenwart.

Fremde, Besucher der Sammlungen, der Mozartopern, der Festspiele in dem Bayreuth nachahmenden Prinzregententheater jenseits der Isar sehen sich den bunten Trubel und die Fülle von auf kleinsten Raum zusammengetriebenen exzentrischen und auffallenden Gestalten, Erscheinungen und Phantomen an, die in jeder großen Stadt unbemerkt in der Vielheit der Bevölkerung aufgingen, hier aber bemerkt und beachtet werden und sich aus diesem Umstand Beruf, täglich erneute Lebensbejahung und Bestätigung schaffen.

Im Englischen Garten, um den Monopteros, auf dem Hügel des Freundschaftstempelchens sieht man rührende Gesichte. Menschen begegnen einem da, gejagt von einem Rhythmus, der hell und klingend durch ihr Herz zieht. Keiner ist von dem Erobererergelüst gestachelt, der phantasiebegabte junge Helden Balzacs auf die Anhöhen der Lichtstadt treibt, die sie sich zu Füßen zwingen wollen — sie sind Sklaven und Herren ihrer törichtesten Träume und wenn sie längst, gebrochen und unterjocht, in das Einerlei einer bedrückten

Provinzexistenz gezwängt, ihr Leben öde und enttäuscht fristen werden, wird München und der rasch verflogene Tag der Jugend noch wie ein schillerndes Erinnerungsglück vor ihnen auftauchen. Die Stadt der Erinnerungen!

In alle Richtungen der Windrose nimmt sie der zivilisierte Mensch mit und erinnert sich gerührt der Tage, an denen er sie atmen durfte, die Luft der leichtfertigen bunten Stadt, aus Kunst und Genuß gebaut, auf dem Grund des amüsischen, bier- und rettichbesessenen Philistertums der Ureinwohnerschaft, der Bevölkerer der riesigen dunstigen Bräuhallen, der schattigen Kellerhöfen. Um den Beginn des Jahres herum tobt allgemeines Bacchanal durch die lebenslustige, sorglose Stadt. Die raffinierten Künstlerfeste in Schwabing, auf denen der Hohepriester der zeitgenössischen Dichtung, der Minnesänger des 20. Jahrhunderts es nicht verschmäht, geschminkt, gepudert und mit beardsleyscher Lockenperücke zu erscheinen, seinen Hof um sich. Die Atelierorgien, in denen kroatische Malschüler in römischen Togen ihre Verführungskünste an jenen Bremer und Basler Patriziertöchtern erproben, die schreckhaft und doch abenteuerlüstern, als Nymphen des Waldes und der Quellen verkleidet, Erfahrungen fürs Leben zu sammeln entschlossen sind. Die Maskenredouten, auf denen sich ein zweideutiges Publikum aus den der Kunst benachbarten Gebieten des Lebensgenusses zusammenfindet: ausgehaltene Weiber, Modelle mondäner Porträtisten, Schmarotzergentlemen gesellschaftlicher Milieus, wie sie Hochstapler der Kunstbeflissenheit sind. All die tausend Manifestationen eines ungebundenen, nicht immer glaubwürdigen oder begründeten Lebensüberschwangs vereinen in diesen Wochen alle Klassen, den schwerfälligen Philister, den aus ökonomischen Gründen in die Boheme verschlagenen bürgerlichen Genußmenschen, den in weltabgewandte ästhetische Konzentration verstrickten Adepten irgendeiner Kunstbetätigung — zu einer unwahrscheinlichen, anfechtbaren und wenig stichhaltigen Verbrüderung, in einem turbulenten Tauemel, wo eine Schicht auf die andere abfährt, eine die

Kontur der anderen leicht aufsaugt. So entsteht die besondere Münchner Atmosphäre, die dem irdischen Dasein seine pathetische Schwere raubt; Nimbus umgibt die Tage der ihre Jugend rasch verlebenden, mit den Überresten ihrer Illusionen in die vier Richtungen der Windrose heimkehrenden Erdenkinder.

*

Halt — die Kegelbahn!

Wie die ernsthaften Politiker ihre Klubs, die im Volke, das das unpolitischste auf Erden ist, am leidenschaftlichsten Politisierenden ihren Stammtisch, die Freimaurer ihre Logen, so haben die Künstler ihre Kegelbahn. Viele Vereinigungen gleichgerichteter Phantasiemenschen, Intelligenzen heterogenster Art benutzen diese Institution, um auch äußerlich eine durch gesellschaftlichen Zwang regierte und geordnete, sittlich geregelte Gemeinschaft ihrer Mitglieder herbeizuführen. Das Gefühl der Gemeinschaft erfährt durch Festhalten an Tagen, Stunden, an einem Raum, ehernen Spielregeln seine Gesetzmäßigkeit. Es ist sozusagen die Probe auf die Zuverlässigkeit, die auf dem Grunde jeder Vereinigung von Menschen ruhende Treue, das Stichhalten. Die Kegelbahn lenkt und bestimmt durch gelinden Terror den Freiheitsdrang der aus ihrer Phantasie und Nervenspannung produzierenden Künstler.

Entschlüpfen, Sichfreimachen, Auflehnung gegen diesen Zwang wird mit allen Härten der Verfemung und des Boykotts geahndet. Die Kleinstadt vermag die Tyrannei des „kleinen Kreises“ gegen den Ausbrecher, den Rebellen und Eigenbrödler in viel schärferem Maße durchzuführen als die Großstadt, in der man sich leicht loslösen, befreien, in der man abseits gehen und sich in die Büsche schlagen kann, ohne daß einem das als Anmaßung, Besser- und Andersseinwollen ausgelegt wird, als Kriegserklärung des einzelnen an die Gesellschaft — die schrecklich geahndet werden kann. Mancher ist an solcher Rache des kleinen Kreises äußerlich und innerlich zerbrochen. —

Einmal kam ich, lange, nachdem ich München endgültig verlassen hatte, auf der Fahrt von London nach Budapest, beim Morgengrauen auf dem Münchner Hauptbahnhof an und mußte auf den Wiener Schnellzug einige Stunden lang warten. Ich ging in den Restaurationsaal. Als ich von meiner Kaffeetasse aufblickte, gewahrte ich an einem entfernten Tische bekannte Gestalten. Es war mein schon so lang verlassener Kreis; ich wußte, daß er sich, nachdem der Reihe nach alle Lokale in der Stadt zugesperrt worden waren, hier in diesem, das die ganze Nacht offen blieb, eingefunden hatte, um die Stunden bis zum Morgen zu vertreiben.

Im Zuge, der mich, wie schon so oft, zu flüchtigem Aufenthalt heimwärts führte, frug ich mich: was mich so lange, so viele Jahre meiner Jugend hindurch, an die bunte Stadt, die in der Welt das Athen an der Isar genannt wurde, gefesselt hielt? Was war es, das auf so viele außergewöhnliche Intelligenzen, so viele Menschen von regstem Gefühlsleben und ungebundener Einbildungskraft diesen faszinierenden, unentrinnbaren Zauber ausübte?

*

Die Flucht vor dem Gemeinen ins Ungemeine, die Angst vor dem Volk, das das Triviale, das Selbstverständliche bedeutet, das man eben nur selbst nicht verstand, nie zu ergründen unternommen hatte, die Flucht, immer weiter fort, immer höher weg, fort vom Nährboden, von der Wirklichkeit . . . Und darauf der Sturz, gefährlich und zermalmend, zurück und hinab in den Alltag – den Stürzenden zermalmend und die sein Sturz mit sich reißt . . .

Die Atmosphäre, bunt, betörend und verführerisch, diese gefährliche Isolierschicht gegen das Leben, das wehtut, hüllte jahrelang ein, und in diesem schillernden, zweideutigen und Zweifel ertötenden Trug der ephemeren Umwelt lebte ich oder dachte ich doch zu leben, verweilte ich und war doch von steter, schwingender Unrast gepeitscht, arbeitete ich zwischen Qual und Entzücken und fand doch keinen Weg zur positiven

Betätigung meines Selbst, zu meinem Werke, zu Würde und Dauer meines Werks. Das, was Goethe den „geschäftigen Müßiggang“ nennt, stand in seiner quälenden Doppelgestalt am Eingang jedes Tages. Daß es mein Geschäft war, mußte mein Werk erst bestätigen, daß es Müßiggang war, grollte mir das schwere Blut unablässig in die Ohren. Lebenseinteilung, Sympathien und Abneigung, Kunstgenuß, Auswahl und Verwerfung standen ausschließlich unter dem Gebot des Dienstes — an diesem selbstauferlegten, aus dem Innern genährten, unstillbaren und nie verstummenden Gebot: der Pflicht, zu arbeiten, Ausdruck zu schaffen dem Einmaligen, Vergänglichen.

Die Münchner Zeit war gezeichnet von einem bitter harten Ringen, einem aussichtslosen, aufreibenden Kampf zwischen der als Gesetz erkannten Objektivität der Lebensanschauung und Darstellung und dem allzu stark verwurzelten, lyrischen Subjektivismus, der meiner Arbeit Schwung und Flügel zu leihen suchte, und den ich glaubte zurückdrängen zu müssen, dem ich mißtraute, weil er dem allgemein gültigen Grundsatz der Gestaltung widersprach.

Wäre ich dem Drängen mutig gefolgt, manche Qual wäre mir erspart geblieben. Aber in der Seele eines sentimentalischen Juden, den viele Schmerzen, angeborene, eingebilddete und selbstzugefügte belasteten, lebte eine tödliche Angst vor der Naivität, dem Vertrauen zum eigenen Gefühl, dem der Instinkt der Welt und die Erfahrung der Mitmenschen widersprach. Denn was ist Objektivität der Darstellung? Sich absondern vom Mitmenschen. Mißtrauen, nicht dem eigenen Gefühl gegenüber, sondern dem Mitmenschen gegenüber, dem sich das eigene Gefühl, die Erfahrung lehrt es, nicht ungestraft enthüllen darf. Daher fand jedes Wort, jeder Gedanke, der frei und unbeschränkt hervorsprudeln wollte, sein Korrektiv in skeptischer Kritik und wurde oft verneint und gehemmt bis zur Vernichtung. —

Dieses: die eigenen zwingenden Stimmungen nicht Gewährenlassenwollen, zerstörte die Lust an dem zu

Schaffenden, die Freude an dem schon Geschaffenen, Tag um Tag, Jahre hindurch, preßte aber zusammen, war ein förderndes Element der Reife, der spät einsetzenden Entwicklung. Ohne wahre innere Kameradschaft, ohne einen Menschen, der an dem Tiefsten, Schmerzhaftesten teilgenommen hätte, dem sich das Wesentlichste, Schwerste hätte aufschließen können, ging die Seele den schweren Weg der zäh betriebenen, krampferfüllten Arbeit vorwärts. —

Wie mit der eigenen Arbeit, verhielt es sich mit den Anstrengungen, Kenntnisse zu erwerben, zu erweitern, das Wissen um diese Welt der Wirklichkeit zu erlangen, dieser Welt, in die mit Verantwortlichkeit gestellt zu sein jeder mit Arbeit und auch jeder mit Nichtarbeitenkönnen erfüllte Tag aufs neue bestätigte. Auch hier spielte das eigene, freie, unbekümmerte Begehren nach dem Leben in phantastischen Dimensionen und Weiten dem selbstauferlegten Zwang manchen Streich. Wie weit entfernte die Atmosphäre Münchens von dem ersten Studium der Soziologie, der Volkswirtschaftslehre! (Und doch lebte Brentano hier und seine Vorträge an der Universität waren stark frequentiert.) Das störrische Gehirn verweigerte sich den Doktrinen der philosophischen Systeme, der Erklärung der Zusammenhänge im All, unter den Menschen. In den Stunden, die ich in den Hörsälen der Universität verbrachte, setzte die Aufmerksamkeit aus, aus dem notwendig fragmentarischen dieses Erfahrungsmaterials streifte der Sinn mit Wonne in die Gebiete des Unermeßlichen, Phantastischen ab, oder zu dem schmerzhaften Wiedererkennen der eigenen Seelenbedrängnis auf einer höheren Ebene begnadeten Schöpfungstums. Hier war Sporn und Antrieb, auch Nahrung für den Trieb zur Nachahmung und zur Nachahmung — einem wesentlichen Bestandteil der anschmieguungsbedürftigen Natur, des schmerzhaft in die Irre gehenden Gefühls.

Die Periode des Realismus schien vorüber. Auf keinen Fall genügte seine Doktrin mehr dem Drängen einer neu einsetzenden, rätselhaften Zeitströmung: Erscheinungen

wie Huysmans, der aus dem Realismus stammte und in die Mystik gelangt war, der Genius Strindberg, zwischen pamphlethaft schonungsloser Betrachtung und Aufdeckung tatsächlicher Geschehnisse und der Sphäre Swedenborgs ruhelos hin und her irrend, der Demokrat Whitman, dessen Gesänge elementare Hymnen pantheistischer Allempfindung waren, beherrschten und beunruhigten die Zeit mit ihrem Widerspruch. Alle Fasern der immer bewußter bei der Anschauung ihrer Leiden verharrenden Seele bestätigten die Zugehörigkeit zu dem, was die „Moderne“ hieß — und unter diesem Begriff verbarg sich nicht so sehr eine ästhetische Richtung, vielmehr war es ein Zustand der Hellhörigkeit, ans Pathologische streifendes Gefühl für ein aus unbekannter, bedrohlicher Zukunft in die verworrene Gegenwart hereingreifendes Erkennen des Schicksals: zuweilen greifbare Gewißheit der bevorstehenden Auflösung, des sich ankündigenden Neuwerdens: Mahnung und Ruf zum Mitwirken an einem noch unbekannten Ziel, das sich zuerst unter allen lebenden Menschen dem Dichter ankündigte, im Unterbewußtsein enthüllte, nebelhaftes Wissen um werdende Dinge, drohend und verlockend.

*

Eines Abends, im Münchner Schauspielhaus, tönt nach dem Schluß des ersten Aktes eines neu aufgeführten Stückes Applaus solo durch den dunklen, schweigend unsicheren und widerstrebenden Saal.

Das Stück ist Strindbergs „Rausch“, ich bin's, der applaudiert. Dasselbe wiederholt sich nach dem zweiten Aufzug. Erst nach dem dritten entschließt sich hier und dort ein Händepaar. Bald applaudiert das ganze Haus.

Nach Schluß der Vorstellung saß ich mit Martens in einer kleinen Weinstube. Dann saß ich daheim die ganze Nacht bis zum Morgengrauen an meinem Schreibtisch und schrieb das Szenarium eines Dramas auf, das, als die Stadt erwachte, mit Schauplatz, Titel und Personenverzeichnis leibhaftig auf den Blättern

stand und ein Jahr später im selben Münchner Schauspielhaus gespielt wurde, das dreiaktige Schauspiel: „Das andere Ufer“.

Wenn ein lyrisches, in gehobener Prosa geschriebenes Trauerspiel, das ich unmittelbar nach „Weiße Liebe“ bei Langen veröffentlicht hatte, „An die Schönheit“, den Einfluß des jungen Maeterlinck erkennen ließ, so war dieses neue, aus der Perspektive der Bühne erschaute und in rapider Arbeit entstandene Werk, obzwar jene Strindberg-Aufführung den belebenden Funken entfacht hatte, doch von äußerem Einfluß unberührt.

In der Arbeit von Jahren, die von Erkenntnissen und Erlebnissen mancher Art bedrängt worden waren, hatte ich einen umfangreichen Roman, den „Vergifteten Brunnen“ geschrieben (nach dem Ausspruch Nietzsches, daß, wo das Gesindel mittrinkt, alle Brunnen vergiftet sind), es war ein Buch, das auf gewisse Art das Ergebnis meiner Münchner Zeit festhielt. Aber dieses neue Werk, „Das andere Ufer“, hatte den beglückenden Impuls des aus ursprünglichen Quellen emporgeschleuderten, nach eigenem Gesetz seienden und wirkenden Bekenntnisses. Es bewährte diese Kraft, während ich es schrieb, es bewährte sie auch bei der Aufführung, die manche mitriß, manche zu stürmischem Widerspruch stachelte — es gab mir eine unauslöschliche, tragische Liebe zum Theater ein. Ich erwähne das, weil Unheil, Mißgeschick und Niedertracht sich im weiteren Verlauf meines Lebens an meine Hoffnung, von der Bühne herab Leben zu verbreiten, geheftet haben, und weil ich aus diesem ersten Erleben des Theaters ein Schicksal empfang, ein Glück, das wie Wetterleuchten an dem Horizont meines Lebens aufzuckte, um dann gleich wieder zu erlöschen, Schmerz und Sehnsucht hinterlassend, Schmerz und Sehnsucht und Niewieder.

Im „Andern Ufer“, das einen okkulten Vorgang behandelt, kämpft ein junger Lebenswille gegen das Schicksal, das ein alternder Mensch über sich fühlt. Der Wille scheint zu triumphieren, es ist aber nur die Güte, das

Verstehen und das freiwillige Opfer, das in Übereinstimmung mit dem Verhängnis sich auswirkt. Das Stück endet wie ein Drama des unbekannten Schicksals, das den Willen der Menschen determiniert, mit einem Schrei hinaus ins Ungewisse.

Einige außerordentliche Schauspieler verkörperten die drei Hauptfiguren Walt, Hubert und Thea: Franz Herterich, August Weigert, Ida Müller. Besonders die Darstellerin der Thea, eine Tragödin von wunderbarer Gewalt, trug das Stück durch die Fährnisse der inneren und äußeren Widerstände. Mein Kamerad Emil Lind hatte das Stück den jungen, rasch entflammten Studenten des Akademisch-Dramatischen Vereins vorgelesen, der an früheren Abenden zum erstenmal in Deutschland Wildes „Salome“, d'Annunzios „Tote Stadt“, Björnson und Hamsun aufgeführt hatte. Keyserling und Wedekind hatten es den jungen Leuten des Vereinsvorstandes empfohlen, und trotz der Sabotage des Schauspielhaus-Direktors, trotz allerlei Intrige befreundeter und berühmter Dramatiker aus dem Kreis, gelangte es auf die Bühne.

In der Woche, die die Einstudierung in Anspruch nahm, lernte ich eine Intensität des Lebens auskosten, wie sie nur das vollkommene Aufgehen in einem geliebten Menschen oder enge Gemeinschaft mit der Masse (ich erfuhr das später in politischer Arbeit) zu schenken vermögen. Die kurze Spanne Zeit schenkte mir, durch das Wunder des Lebendigwerdens eigener Worte, eigener Gestalten, ein metaphysisches Erlebnis, das mein Leben unter Menschen verwandelt hätte, wäre ihm Dauer beschieden gewesen. Eine Wahrheit über den Sinn künstlerischen Schaffens dämmerte in mir auf, wurde mir offenkundig: es war das bezwingende Verhältnis des Schöpferischen zu dem rezipierenden Mitmenschen, das einzig bestimmende Erleben über dem Prozeß der Schöpfung als solcher. Das Problem der Macht über Menschen, des still und abseits in seiner Stube schaffenden Künstlers, wurde mir zum erstenmal mit überzeugender Kraft bewußt, zugleich auch die Wahrheit über

die unerhörte Wirkungsmöglichkeit des Theaters; einen Willen, der sich durch das Theater den Massen zu manifestieren versteht; und auch die Verantwortlichkeit dessen, dem solche Wirkungsmöglichkeit sich erschließt. In dieser Zeit der Korruption des Theaters, das tiefer als welche Kunst immer, zur Prostituierten des bürgerlichen Geschmacks und Instinkts heruntergekommen ist, scheint das Bewußtsein der Macht und Verantwortung der Bühne und ihrer Beherrscher völlig verschwunden zu sein. Es hängt dies mit der Verminderung der Intensität des sozialen Gewissens überhaupt zusammen. Aber Anzeichen deuten dahin, daß in Zeitepochen, in denen das soziale Gewissen eine Stärkung erfährt, auch die Bühnenkunst neue Impulse gewinnt.

Während vor dem lautlosen Haus meine Worte, von lebenden, schwingenden Menschen gesprochen, erklangen, saß ich hinter der Bühne auf den Stufen einer kleinen Treppe, neben dem wachthabenden Feuerwehrmann. Ich hörte, wie dieses, wie jenes Wort, von erregten Wellen getragen, ins Parkett, zu den Rängen flog. Ich wartete, wußte, jetzt – jetzt kommt dieses Wort, diese Replik, ein Gedanke, der mich selber, als ich ihn, in ähnlich schwingender Begeisterung, geschrieben, überrascht und gepackt hatte. Da stieg eine Vision vor mir auf: Ich stand, ungesehen, im Verborgenen, den Menschen, allen gegenüber. Mein Geist hatte die Sehne der Armbrust, die aus den vielen halbkreisförmigen Reihen des Zuschauerraums gezimmert war, gespannt. Die Pfeile meiner Gedanken flogen weit über das Haus hinaus in die Welt, ins Unbeschränkte, von Raum und Zeit Unbeschränkte hinüber.

Mit metallischem Klingen, wie eine schwirrende Sehne, klang mir der Abend lange im Gedächtnis nach, und eine Saite, innen, will seither nicht verstummen.

*

Um diese Zeit, es war um die Jahrhundertwende, lebte in München unter uns der Dichter Max Dauthendey.

Meine Münchner Zeit war durch die Freundschaft dieses seltenen, reinen und merkwürdigen Menschen verschönt und Jahre hindurch aus der Niederung des Zweideutigen und Zweifelhaften, das dem Leben unter Literaten in der schillernden Atmosphäre der „Kunststadt“ anhaftete, hinaus- und emporgehoben. —

Ich war Max Dauthendey gelegentlich eines kurzen Aufenthaltes in Berlin begegnet. Eine norwegische Freundin, Maya Vogt, hatte mich zu ihm geführt; er war gerade von einer Griechenlandreise, die er als Abschluß seines mexikanischen Abenteuers unternommen hatte, nach Deutschland zurückgekehrt und suchte einen Ort, an dem er sich mit seiner jungen schwedischen Frau festsetzen konnte. Maya und ich suchten Dauthendey in einer Pension an der Potsdamer Brücke auf und fanden ihn in seiner schaurigen Stube, deren häßliche Plüschmöbel von dem Trambahngerassel erzitterten, auf einem Sofa sitzend, eine griechische Lyra aus hellem Holz im Arm, Töne und Rhythmen improvisierend, versunken in der Weite seiner entrückten, im Kindlichen beheimateten Seele, die ihn nie ganz die Wirklichkeit verstehen und wahrnehmen ließ. —

Diese Unberührtheit vom Leben, deren Anschein in jener gewissen ästhetisch schillernden Atmosphäre Münchens manchem angeflogen war und nur wie eine trügerische Tünche leicht und locker anhaftete, war in Dauthendeys Natur tiefinnen begründet. Ein zeitloser Mensch ohne Beziehung zu seiner Umwelt, in fügungshafter Isolation und Unkenntnis der Notwendigkeiten und Forderungen des täglichen Daseins, so tauchte er in München auf. Und so blieb er auch, solange ich ihn kannte, leidend unter den Härten einer Armut, die aus eben dieser Veranlagung stammte, beglückt und geschützt durch die Entrückung eines ganz und gar in der Einbildung verbrachten Lebens, das ihm, war erst die drückendste Sorge verschwunden, Herrlichkeiten aus dem spröden Gefüge der Welt hervorzauberte. Jene Lyra, die ich in Berlin in seinen Armen erblickt hatte, verließ ihn nie, erklang ohne Unterlaß.

Dauthendey stammte aus Würzburg, wo sein Vater als erster in Deutschland die Daguerreotypie aus Frankreich eingeführt hatte. Der alte Dauthendey, dem Max ein kindlich liebendes, überschwengliches Buch der Erinnerung gewidmet hat, muß ein liebenswerter Träumer und Phantast gewesen sein, und was in ihm unvollkommen und schüchtern gelebt hatte, die Künstlerschaft, äußerte sich in dem Sohne in unbeschränktem Maße. Dauthendey hatte schon viele Irrfahrten hinter sich, als ich ihm zum erstenmal begegnete, auch in der Kunstbetätigung, denn er war ein sehr begabter Maler und hatte Talent zum Kunstgewerbe. Dieselbe Farbenintensität, die seine Verse, besonders die aus dem kostbaren Buch „Ultraviolett“, auszeichnet, fand sich in Pastellen und Stickereien von seiner Hand. Er war ruhelos zwischen Deutschland, Frankreich und Skandinavien hin und her gewandert, war in Paris gelandet, hatte sich dort Leuten angeschlossen, die in Mexiko eine Kolonie zu gründen beabsichtigten, und hatte sich tatsächlich eines Tages auf den Weg nach Mexiko gemacht. Um bei der Rückkehr zur Natur und zu dem primitiven Leben, das er als Bedingung für ein Dichterdasein ansah, den Geschmack und den Zauber der alten, auf ewig verlassenen westlichen Zivilisation nicht völlig aufzugeben, kaufte er rasch Truhen und Möbel im Renaissancestil, mit denen er seine Farm möblieren wollte, außerdem einen Gipsabguß der Venus von Milo in der Größe des Originals, damit ihm auch in der tropischen Wildnis das Vollkommene, das die alte Welt geschaffen hatte, vor Augen bleibe. Wahrscheinlich lagern diese Schätze, in Kisten verpackt, noch jetzt in Vera Cruz, denn der angehende Siedler hatte bei seiner Expedition einige Dinge vergessen — nämlich Erkundungen über das Klima, das Land, Siedlungsmöglichkeiten, Bodenverhältnisse und die Preise von Land und Vieh einzuziehen. Er erzählte mir, daß sein erster Eindruck, als er mexikanischen Boden betrat, der gewesen sei, daß er sich hier nie einleben werde. Es zeigte sich auch gar bald, daß die Farmen, auf

denen sich die Mitsiedler dieser Expedition einnisteten, von seiner eigenen, die er auf Anzählung erworben hatte, Tagereisen, das heißt Tageritte weit entfernt lagen und daß die Geldmittel, die man mithatte, bei weitem nicht ausreichten, um auch nur die primitivste Bewirtschaftung durchzuführen. Daher verweilte Dauthendey mit seiner jungen Frau in der Hauptstadt, sah und erlebte die Romantik der wilden, tropischen Landschaft und des leidenschaftlichen Volkes und zeichnete auf, was sich seiner Phantasie bot. Er schrieb in Mexiko eine Reihe von köstlichen kleinen Gedichten, die ihm die Sehnsucht nach dem Schnee und dem deutschen Winter eingegeben hatten; ich besitze das kleine, in Mexiko gedruckte Buch, in dem diese schönen und seltsamen Gebilde stehen. — Das Abenteuer nahm bald das Ende, das vorauszusehen war. Nach einer rapiden Fahrt durch Griechenland sah sich Dauthendey und seine Frau der Not gegenüber. Dauthendey's Frau, eine Schwedin, von dem kräftigen Schlag alter nordischer Bauerngeschlechter, ein positiv gerichteter, tatkräftiger Mensch, half den Hausstand durch Arbeit aufrechtzuhalten; sie ging in die Häuser der Reichen und übte das Gewerbe aus, das sie erlernt hatte, die schwedische Massage, damit der dem Leben vollkommen ratlos gegenüberstehende Mann ungehindert seinen Träumereien leben könne. Zwischen diesen beiden Menschen herrschte, obzwar ihre Lebensauffassung und Daseinsbetätigung sich diametral widersprachen, eine außerordentliche, fast metaphysische Verbundenheit, die sich durch alle Mißgeschicke der Not, der Trennung, viele Fährnisse der Liebe bewährte.

Von Dauthendey ging, eben infolge der Intensität seines Künstlertums und Gestaltens, eine starke Suggestion aus. Man hatte kaum den Mut, ihn von seinen oft abstrusen Vorsätzen, die sein profundes Verkennen der Welt und der Möglichkeit, seine Existenz in ihr zu fristen, verrieten, abzubringen. So dachte er daran, in der verkehrsreichsten Straße im Geschäftszentrum Münchens einen Laden zu mieten und dort auf vielen

persischen Teppichen und Kissen sitzend den Passanten, die von der Straße hereinkämen, Märchen zu erzählen — ein Stück Bagdad in der Kaufingerstraße einzurichten! — Es war das Wunderbare, daß diese Weltfremdheit, die ihm das Leben maßlos erschwerte, es seinen Freunden erleichterte, ihr eigenes, bedrücktes zu führen.

Im Grunde waren wir ja alle, wie Hamsun es benannt hat, Ausländer des Daseins, nur durch den Grad der Intensität verschieden, der unser Bemühen kennzeichnete, in dieser Fremde, in die uns das Geschick verschlagen hatte, Fuß zu fassen. Die Reinsten, die Wissenden, versuchten es nicht einmal. Sie zogen es vor, zeit ihres Lebens frierende Fremdlinge zu bleiben, ohne Anhang, ohne Zusammenhänge, hin und her geweht auf diesem Erdball, dessen Gesetze sie nicht zu ergründen suchten. Zwischen Empörung, Ekel und Resignation schwankend, vom Dasein angezogen und im selben Augenblick abgestoßen, trachteten sie mit immer glühenderem Bemühen, den Traum, den sie in sich trugen, zu vertiefen. Sie waren froh und gewillt, ihr irdisches Leben für das hinzugeben, das sie im Bereich ihres Traumes führten. Erst wenn sie das Bürgerrecht in dem Lande, aus dem ihr Traum stammte, verloren zu haben wähnten, gaben sie sich ernsthaft mit den Gesetzen und Möglichkeiten dieser diesseitigen Welt ab. Dann konnte es geschehen, daß man von einem Selbstmord Kunde erhielt oder, was trüber war, einem Menschen begegnete, der stumm und kalt an einem vorübergehen wollte und, zur Rede gestellt, sagte: er lebe nur mehr den physiologischen Geboten der Existenz gehorchend weiter, eine seelenlose Hülse, aus der der kostbare Inhalt entwichen war. Diese Menschen konnten kaum mehr mit jenen aus dem Durchschnitt verglichen werden, denen ja auch Leben und Sein in der Sorge um Magen und Gattungswerkzeuge sich erschöpft. Sie sanken tief, sie sanken tiefer als lebende Wesen sinken können.

Das Leben des Dichters in der bürgerlichen Gesellschaft ist ein unlösbares Problem, weil es ganz auf die altruistischen Tugenden jener gestellt ist, die in dieser

bürgerlichen Gesellschaft die Macht erlangt haben. Es ist ein Attribut der Macht, daß sie den, der sich sozial nicht einordnen will oder kann, vernichtet. Unter diesem Gesichtspunkt scheitern so viele Versuche jener Menschenklasse, die man die Intellektuellen nennt, sich in der Sphäre zu bewähren, die die Eroberung der Macht zum Ziele hat, der politischen Sphäre. Sie treten an das Prinzip der Macht mit den Forderungen des Traumes, des Ideals, einer transzendentalen Reinheit des Willens heran und verkennen dabei das fundamentale Prinzip der Weltgebundenheit. Sie wollen die Metaphysik ihrer Gewissensnot, ihrer Erfahrungen auf das Gebiet der Gesellschaftsethik übertragen oder anwenden. Und wenn sie einsehen lernen, daß dies unmöglich ist, verdammten sie die Macht als solche, der das wenig schadet, verdammten sich aber gleichzeitig zu einem noch härteren, hoffnungslosen Exil, in dem sie nicht selten versinken. —

Aus dem immer deutlicher werdenden Bewußtsein, daß man den Kontakt mit der Umwelt auf keine Weise erlangen wird, entstehen jene mannigfachen Ideen und Pläne der Siedlung, und gerade die Jahre, in denen ich Dauthendey begegnete, waren reich an solchen Plänen und Absichten. Ein Jahrzehnt später hatten sie bereits einen betont sozialistischen Charakter, uns aber schwebte um jene Zeit eine Kolonie vor, die auf rein ästhetischen Prinzipien aufgebaut werden sollte; wir waren sogar überzeugt, daß die Abseitigkeit, in der wir leben wollten, dem Handwerk, das jeder von uns auszuüben gedachte, frommen würde, und daß dieses Handwerk durch unsere Flucht aus der unwirschen und wenig verständlichen Umwelt gehoben und geadelt werden könnte.

Wir wollten, eine kleine Gruppe von Dichtern und bildenden Künstlern, nach dem alten Wisby auf der Insel Gotland ziehen und dort dichten, malen, Bücher drucken und Teppiche weben. Die ganze Angelegenheit baute sich um Frau Dauthendey's Webstuhl auf, der ebenso wenig vorhanden war wie die primitivste Sicherheit, daß

wir das nötige Reisegeld nach Schweden zusammenbringen würden.

Die Expedition unterblieb natürlich; sie blieb stecken; das mexikanische Abenteuer war keine genügende Warnung gewesen: man richtete sich, so gut es ging, in München ein, das, wenigstens für uns und unseresgleichen, ja doch eine Art Wisby war, eine unwirkliche Welt, in der wir uns ohne Mühe von der Gegenwart abtrennen konnten.

*

In der kleinen Dachwohnung mit den sonderbaren, ganz niederen Möbeln — man saß fast auf dem Boden, es war die Attitüde des orientalischen Märchenerzählers! — wurde über schöne Dinge gesprochen; schöne Blumen standen auf den Tischen; die schlanke, derbgebaute Frau mit der fast zu zarten Seele sang am Klavier alte französische Kinderlieder; eine kleine Wolke von gereimten Worten flog vorüber, ein halblauter Bericht von absonderlichen Träumen der Nacht, aus Angst und Hoffnung bunt zusammengewoben, senkte sich über die im Halbdunkel schweigend kauern Menschen nieder. Hie und da kam ein Unbekannter herauf, klingelte und breitete Mappen mit Zeichnungen oder ein Heft mit Dichtungen aus, und dann sahen wir und hörten wir, was unsere kleine abgetrennte Insel bunter und lebenswerter zurückließ. So kam eines Abends ein junger Mensch mit einer ungeheuren Mappe, die von der Fülle der Blätter und Gesichte überquoll und uns Bewunderung, Entsetzen und einem Rausch preisgab, die noch lange nachwirkten und die wir aus wenigen Werken der neuen Kunst mit gleicher Intensität genossen hatten.

Ich entsinne mich noch der an Schrecken grenzenden Bestürzung, die sich unserer bemächtigte, als der junge Künstler seine Mappe vor uns auftat. Da waren einige hundert Blätter beisammen, und wir sahen sie nacheinander, langsam und aufmerksam, unter der Lampe durch. Fast die ganze Nacht saßen wir über diesen Blättern. Es war kaum zu glauben, daß sie alle von dem

jungen Menschen herrührten, der blaß, nervös, mit wachsblicher hoher Stirn vor uns stand und jedes Blatt mit kurzen, etwas vagen Worten erläuterte. Seine Worte waren schüchtern und hörten sich unsicher an im Vergleich zur ungeheuern Sicherheit, mit der auf den Blättern die unerwartetsten, ungeheuerlichsten Ausgeburtten einer bis zur Tollheit überreizten Einbildungskraft dargestellt und auf ihre naturnotwendig scheinende Kontur fixiert waren. Alle diese Blätter wiesen auf ihrer Rückseite landschaftliche Vermessungsaufnahmen mit harmlosen Wiesenpfaden, Weilern, Brunnen, Bächlein und Hügeln auf. Es war altes gelbliches Büttenpapier, und die dünnen Federstriche, die die Vision des Künstlers festhielten, führten offensichtlich einen härteren Kampf mit dem körnig-spröden Material, als die Phantasie ihn mit dem Ausdruck der Realität geführt zu haben schien. Die Zeichnungen stammten zweifellos aus einem furchtbaren, erschütternden seelischen Leiden, aus einem Verhängnis, das Geburt, Erlebnis, Einsicht in Menschendasein und Vernichtung bestimmt haben mochten. In all den hundert Blättern fand sich keine Wiederholung; ein unerhörtes Überquellen von Gesichtern, Phantomen und Verkörperungen, wie sie Goya, Callot und die niederländischen Teufelsmaler um Brueghel niedergeschrieben hatten. Aber diese Schreckgestalten hatte ein heutiger Mensch gesehen und festgehalten, sie hatten bei ihrer befremdlichen Niedagewesenheit etwas deutlich auf die Zeit und den Tag Weisendes, und wenn sie im Stil auch nicht der modernen Schule der graphischen Darstellung gehorchten, so war der Geist, der ihnen solche Kraft des Ausdrucks verliehen hatte, doch unverkennbar der unserer eigenen Epoche, unseres beunruhigten, zwischen Erkennen und Ahnung schwebenden Daseins. Unter diesen Blättern war eines, das den Krieg, eine ungeheure, mit Helmbusch, Beil und Schild blind daherstapfende nackte Mannsgestalt darstellte, unter ihren breiten, mit Hufen beschlagenen Füßen brachen Lanzenwälder nieder. Ein anderes hieß Fruchtbarkeit und zeigte einen mit berghohem Bauch

auf dem Meeresgrund liegenden Frauenakt, aus dem, wie Blasen voll Luft, Fötusse ununterbrochen in die Höhe stiegen. Eines hieß Einsamkeit und war die Gestalt des Künstlers selbst, eines schwächtigen Knaben, der eine ungeheure Schleppe aus schwerem Tuch durch eine Wüstenei hinter sich herschleift. All diese Gestalten lebten, und zwar nach ihrem eigenen Gesetz, das keine Beeinflussung durch das Studium oder sogar durch die bare Beachtung der Wirklichkeit, der sichtbaren Wessenswelt und ihrer Erscheinungen bekundete. Der Künstler gestand, daß er Autodidakt sei und daß seine Visionen aus Krankheitsanfällen stammten; so war ja auch nur die Deutlichkeit ihrer Widergabe erklärlich — jeder Eindruck von außen her hätte sie unfehlbar geschwächt, vermindert; das zehrende Fieber war ihr Element, in ihm waren sie gereift und hatten sie ihre Vollkommenheit gewonnen. —

Wir warnten, aus unserer Scheu vor dem Leben, das um uns brauste und dem wir uns entzogen hatten, den Künstler — er hieß Alfred Kubin — davor, daß er Akt zeichnen, die Dinge der sichtbaren Welt zu ehrfürchtig und zag zu betrachten und wiederzugeben suchen sollte. Wir unterließen es nicht, ihm Angst vor der Möglichkeit einzuflößen, daß sein Talent Schaden erleiden könnte, wenn er erst die Distanz zwischen seiner Vision und der körperlichen Welt erkannt haben würde. In unserer Warnung drückte sich drastisch unsere eigene Lebensfeigheit, die Scheu vor dem Konflikt des Traumes mit der Wirklichkeit aus, sie entsprang der seltsamen Benebelung, die aus diesem Münchner schillernden Scheinleben aufstieg, Willen und Wunsch beeinflusste; sie entsprang mehr dem Trotz als der Selbstaufgabe. —

✱

Nicht jeder Künstler war von seinem Genius so besessen, daß er bei der Anschauung seiner Vision des mit irdischen Sinnen Faßbaren hätte entraten können. Wo die schöpferische Phantasie versagte, mußte der helle Tag, Erscheinungen und Begebenheiten der greifbaren

und begrifflichen Wirklichkeit erhalten. Sie wurden gemodelt, geknetet, oft verzerrt, bis sie die Formen annahmen, die die nicht immer lautere Absicht ihnen aufzwang. Man lebte in engem Kreise von Gleich- oder Ähnlichgearteten, mit dem Geschehen der weiten Welt außerhalb des Kreises hatte man wenig oder keinen Zusammenhang. Die Teilnahme an den Fragen und Problemen, die die Öffentlichkeit beschäftigten, die Nöte des Volkes betrafen, fehlte oder war zu gering; daher kam es, daß es zumeist Personen aus dem engen Kreise und Schicksale, die Personen aus der nächsten Umgebung erlitten, waren, an denen sich jene Künste der Gestaltung und der Verwandlung, der Deformierung und bewußten oder unbewußten Karikierung betätigten.

Natürlich waren es Menschen, die sich dem vermeintlichen Freunde am rückhaltlosesten erschlossen, die unter solcher Perfidie vor allem zu leiden hatten. Vertrauen, Preisgabe der schmerzlichsten Regungen der Seele, aus bitterer Einsamkeit heraus, leidende und leidenschaftliche Hingabe an den Mitfühlenden (der nicht selten, um Gleiches mit Gleichem oder Ähnlichem zu vergelten, um den Vertrauensseligen noch inniger an sich zu fesseln, aber vielleicht auch, um die Unruhe, das Unbehagen des Gewissens zu beschwichtigen, Schrankenloses mit klug Gemäßigtem vergalt) — das war dem kalt geherzten, besonnenen Schilderer des Menschen „wie Gott ihn geschaffen hat“, willkommene Beute. Man litt ja so sehr darunter, daß man vom Bürger, seiner Frau, dem Bürgerstöchterchen aus dem gesitteten Durchschnitt der Gesellschaftsklasse, der man ja doch durch Geburt und äußere Umstände rechtmäßig angehörte, konsequent verleugnet oder mißverstanden wurde, daß man sich in der Welt des Bürgers auf keine Weise geltend machen oder zurechtfinden konnte! Die eigene Welt begann unweigerlich bei dem Genossen gleichen Schicksals, gleichen Strebens: hier winkte Freundschaft, Kameradschaft, Verständnis, Neigung, menschliche Wärme, dieses so sehr begehrte

Element, ohne das der sensitive Mensch nicht leben kann, bei lebendem Leib zu verdorren verdammt ist. Hier, in der Welt gleichgerichteter Existenzen und Charaktere, lief der Schwache keine Gefahr, vom Robusten ausgenutzt, vernichtet zu werden, wie das in der Welt des Bürgers selbstverständlich ist. Hier, unter gleichgerichteten, denselben Gesetzen der eigenen Welt gehorsamen, denselben Gesetzen der feindlichen Umwelt unterliegenden Schicksalen, hier, unter seinesgleichen, war man geborgen. In diesem Glauben schwang viel vom Wahn des Künstlers, des in mancher Beziehung ewig Junggebliebenen, Unerfahrenen, mit, dessen, der die Erfahrung meidet und fürchtet. Darum mochte es geschehen, daß der Instinkt laut warnte, das Gefühl aber heiter blieb und der Verstand verstummte. Dem Nutznießer der leidenden Schwäche, des Anschmiegungsbedürfnisses des anderen gab dies alles Kraft und Fülle, Anschein, ja Gewißheit unbedingter Überlegenheit; er selbst mußte sich keines einzigen Vorteils der Macht entäußern, empfing erfreut und zufrieden das freiwillige Geschenk der Macht aus der Hand des Nächsten — und es dauerte gar nicht lang, da erachtete er die Beweise des Vertrauens, der unbedingten Sympathie seines ahnungslosen Opfers als einen gewissermaßen schuldigen Tribut.

Wenn dann der Verrat begangen, der Vertrauensselige, der Freund, zur Lächerlichkeit oder Ärgerem, nicht selten zur Vernichtung seiner bürgerlichen Existenz verurteilt worden war, da setzte der Verräter pharisäisch die Worte der Apologie über sein Werk: daß er Gerichtstag über sich selbst gehalten habe — was wohl zutreffen mochte, aber nicht in dem beabsichtigten Sinne.

Der kleine Kreis! Wie viele Freundschaften sah ich in jener Münchner Zeit an dem vermeintlichen Recht, das sich dieser und jener anmaßte: den Mitmenschen zum Ziel und Gegenstand des eigenen Werkes zu benutzen, in die Brüche gehen! Nicht selten verschwand der frech Überrumpelte, Bloßgestellte, rasch und endgültig

aus dem Kreis der Kameraden, aus dem Gesichtsfeld des „Kreises“, und dann schleppte sich irgendwo ein armseliges Leben seinem ersehnten Ende zu. So verhielt es sich mit einem Opfer Wedekinds: einem gutmütigen, etwas eitlen, mit menschlichen Schwächen behafteten Musiker, den Wedekind in einem seiner späteren, unvollkommenen Stücke auf die Bühne brachte. (Das schlechte Gewissen des Dichters mag an der Mangelhaftigkeit des Stückes Schuld getragen haben!) Der Arme verlor infolge des Skandals, der sich aus jenem Stücke über seinem Haupte sammelte, Brot und Familie und verkam irgendwo nach einer trübseligen Zeit, die ihn in niederen Varietés umhergeworfen sah. —

Es waren nicht die Unbeirrbarern, die allen Fährnissen des Lebens mit unbekümmertem Gelächter Trotzenden, die solches Verhängnis traf. Sehr oft war es die Bewunderung für den anderen, den Größeren, die Anerkennung seiner Überlegenheit in Dingen der Kunst, der Begabung, der Kraft und Schönheit des Ausdrucks seiner Gedanken, die das Opfer ins Garn laufen ließen. Und manches dieser Opfer bewahrte sich, auch nachdem es an Leben und Seele zu Schaden gekommen war, seinen naiven, unerschütterlichen Glauben an den Vernichter, obzwar es ihm hätte deutlich werden können, daß den Wert des Künstlers der Mensch, die menschliche Größe bestimmt und daß, wie Novalis sagt, der Künstler auf dem Menschen steht, wie die Statue auf ihrem Piedestal. Und daß, wer Treue mißbraucht, das Urteil nicht nur über sein Menschthum gesprochen habe. —

Für die Rechtfertigung des in dieser besonderen Beziehung angewandten Wortes von Novalis spricht: daß eben die schonungslosesten Richter über fremde Schicksale, Schwächen und Fehler ihrer mißbrauchten Genossen, ihr eigenes Schicksal, ihre eigenen Schwächen, ihre eigenen Fehler zumeist mit grenzenlosem Mitgefühl, Mitleid, Sentimentalität zu betrachten und darzustellen lieben. Auch der große Strindberg, der Dichter jener furchtbaren „Schwarzen Fahnen“, war von dieser Schuld

nicht freizusprechen; doch dient das gigantische Leid, das er in dieser Welt, die seine Maße sprengen mußten, erlitt, zu seiner Rechtfertigung. Hier kann sicherlich nicht von Wehleidigkeit gegenüber dem eigenen Schicksal die Rede sein!

Die Kleinen aber wollen sich nicht selten rächen. Wofür? An wem? Eben an jenem, der sich ihnen in Freundschaft genah hat, das Herz in seinen offenen Händen ihnen entgegengrug. An denen, die ihnen den Dankeszoll, den sie ihnen zu schulden wähten, den Zoll ihrer Bewunderung durch das sublime Opfer ihrer besten Empfindungen zu entrichten entschlossen waren.

Schillernd webt die zweideutige Atmosphäre der „Kunststadt“ um all dies ihr Netz, darin sich Gut und Böse, Recht und Frevel vermischt und verfängt. —



Thomas Mann begleitete mich zur Treppe. Wir schüttelten uns die Hände, und ich ging auf die Straße hinunter. Ich kam öfters zu ihm und wir musizierten. Er hatte sich eine kleine Wohnung in einem halbfertigen Hause draußen in Schwabing eingerichtet. Ein Pianino stand in dem Arbeitszimmer, auf dem Schreibtisch war ein mit dünnem Kranz geschmücktes Porträt Tolstojs zu sehen, große, mit präziser, steiler Schrift bedeckte Manuskriptblätter lagen, zu beträchtlicher Höhe getürmt, vor dem Bild. Es war das fast vollendete Manuskript der „Buddenbrooks“. Mann geigte vorzüglich und ich begleitete ihn, so gut ich konnte. Heute hatte er mir, ehe wir zu musizieren begannen, ein Kapitel aus dem Schlußteil des zweiten Bandes vorgelesen: die Szene beim Zahnarzt und das, was dann folgte: den Tod des Vaters auf der Straße. Einige Tage vorher hatte ich daheim eine andere Szene durchgelesen, Mann hatte mir das Kapitel gebracht, in dem geschildert wird, wie der junge Leutnant drin bei Hannos Mutter sitzt, und das Zwiegespräch von Hanno mit seinem Vater hatte mich, wie alles, was ich von Mann bisher gelesen hatte, mächtig ergriffen und mit

Bewunderung dieser seltenen Plastik der Darstellung erfüllt. Es zitterte über den Worten eine schmerzliche Ironie, und sie war auch deutlich zu spüren, wenn Mann von seinem Leben sprach, das mancherlei Gram und Kummernis zu enthalten schien. Wir hatten uns heute, herzlicher als bisher, über Dinge unseres Lebens ausgesprochen; meine Einsamkeit war durch Zweifel an meiner Arbeit beunruhigt und bedrückt, diese Angst wenigstens blieb Mann erspart, denn er kannte seinen Wert. So waren wir, ich fühlte es, in diesen Nachmittagstunden einander nahe gekommen, und ich ging mit dem frohen Bewußtsein die Straße entlang, daß ich einen Freund habe. Durch irgendeinen Umstand wurde ich beim Weitergehen gezwungen, stehen zu bleiben und mich umzudrehen. Da sah ich oben im Fenster der Wohnung, die ich soeben verlassen hatte, Mann, mit einem Opernglas bewaffnet, mir nachblicken. Es dauerte indes nur einen Augenblick, im nächsten verschwand der Kopf blitzschnell aus dem Fenster.

An einem der nächsten Morgen, es war noch sehr früh, erschien Mann in meiner Wohnung. Ich war eben erst aufgestanden, war tags zuvor ziemlich spät zu Bette gegangen und saß dem Besucher in nachlässiger Morgentoilette, ungewaschen und schlafrunken gegenüber. Ich hatte meine hübschen Zimmer in der Amalienstraße eben bezogen und meine Schätze auf Tischen und an den Wänden ordentlich verteilt. Da hingen die schönen Photographien des Londoner „Hypnos“ und des Kopfes der Beata Beatrix von Rossetti zwischen den Fenstern, und auf dem Tisch lag das sakrale Werk Stefan Georges „Der Teppich des Lebens“. Der Besucher erwähnte nichts von dem Zwischenfall mit dem Opernglas. Durch mein halbwachses Hirn huschte der Eindruck: er sei gekommen, um mich einmal in früher Morgenstunde zu beobachten, dabei ein paar Einzelheiten über die Art, wie ich aussehen, mich benehmen würde, sowie auch über meine Behausung und die Dinge, die mich umgaben, aufzuzeichnen. Aber dieser Verdacht verschwand bald, und ich berichtete Mann aufs neue, wie

stark mich das, was ich aus seinem Buche kannte, berührt habe, wie stark es in mir nachwirkte.

Wir waren uns dadurch nähergekommen, daß Mann als Lektor Albert Langens meinen „Vergifteten Brunnen“ für den Verlag angenommen hatte. Ich war Mann also persönlich zu Dank verpflichtet. Ich ergriff die Gelegenheit, mich zu revanchieren und sandte die „Buddenbrooks“, als Mann im Militärlazarett lag, mit einem enthusiastischen Brief an S. Fischer, den ich gelegentlich eines kurzen Berliner Aufenthaltes durch Karl Kraus kennengelernt hatte. Ich wechselte mit Fischer, der das umfangreiche Werk nur nach Kürzung von ungefähr einem Drittel drucken wollte, in der Folge einige Briefe, und es gelang mir, Fischer zur ungekürzten Publikation des Buches zu bestimmen – ich war von dem ungewöhnlichen Wert der „Buddenbrooks“, von ihrer Bedeutung und von der Unmöglichkeit, auch nur eine Zeile zu streichen, von vornherein überzeugt.

Ich blieb mit Mann, so lange ich in München lebte, in freundschaftlichem Verkehr, und als ich dann, wie so oft schon, wieder einmal nach Pest fuhr, um den Versuch, mich in meiner Vaterstadt zu akklimatisieren, zu wagen, wechselten wir einige Briefe.

Zwei Jahre nach dem Erscheinen der „Buddenbrooks“, die den verdienten Erfolg gefunden hatten, veröffentlichte Mann sein zweites Werk, einen Novellenband: „Tristan“. Ich befand mich auf der Durchreise nach Italien in München, als das Buch erschien. Mann brachte es mir, er hatte es auf der Titelseite mit einer Widmung versehen, die mich seiner zuverlässigen Gefühle versicherte. In nicht minderem Maße als der Roman, in dem er die Schicksale seiner Familie geschildert hatte, verkündeten die Novellen Manns Meisterschaft in der plastischen Herausarbeitung von Gestalten und Geschehnissen. Die Wärme aber, die im Roman einige seinem Herzen nahestehende Figuren umgeben hatte, war in dem Novellenband nur in einer einzigen Erzählung zu finden, jener, in der Mann etwas sentimental sein eigenes Schicksal, das ihn von den ersehnten und

begehrten Menschen des Durchschnitts abtrennte, zu gestalten unternommen hatte. Hier webte wieder die zarte, schmerzliche Ironie um Gestalten und Begebenheiten, diese Ironie, die den besten Teil von Manns Kunst ausmacht. In den anderen Novellen aber tummelte sich eine groteske Schar von Karikaturen, „Helden“ des Alltags, die ihre Lebensuntauglichkeit in Situationen von kläglicher Komik bewiesen. Sofort erkannte ich mich in einer dieser böseartig verzerrten Gestalten wieder und erinnerte mich plötzlich an jenes Opernglas, das ein schon von Natur aus scharfes Auge noch schärfer geschliffen hatte. Auch in den anderen Novellen erkannte ich die Urbilder aus Münchens Straßen, aus dem „engeren Kreis“, sie waren mit allen Einzelheiten deutlich erkennbar dem Gelächter der lesenden und schreibenden Spießervelt preisgegeben.

Da ich bereits gelernt hatte, gute Miene zum bösen Spiel zu machen — Gleichgültigkeit gegen das böse Spiel erlangte ich erst später! — versicherte ich den Dichter, dessen Kunst der Darstellung mich wieder mitgerissen hatte, nun ebenfalls meiner zuverlässig freundschaftlichen Gefühle. Erst einige Monate später gab ich Mann in einem Briefe zu erkennen, daß man ja, auch wenn man nicht persönlich betroffen war, gegen diese Art von Interpretation lebender Modelle einige moralische und künstlerische Bedenken haben könne. Er antwortete wehleidig und verletzt, die zarte melancholische Ironie schien mit einemal gallig bitter und scharf geworden zu sein.

Aus dieser in die Brüche gegangenen Verbindung mit einem der wertvollsten Schriftsteller meiner Generation ist mir manche Erkenntnis geblieben, die ich in meinem Leben nicht missen möchte. —

*

Es geschah in denselben Tagen, daß ich im Hotel Stachus, in dem ich abgestiegen war, den Besuch eines Schriftstellers empfing, zu ungewöhnlich früher Morgenstunde, unter ähnlichen Umständen, wie Jahre zuvor

den Manns, aber aus durchweg verschiedener Ursache. Ich stand mit Joseph Ruederer sehr gut, auf Spaziergängen hatten wir uns über manches ausgesprochen, was uns gemeinsam anging, obzwar ich mir zu meinen Lebensumständen und meiner Kunstauffassung und Betätigung keinen krasseren Gegensatz denken konnte, als gerade die von Ruederer. Er war damals schon an der Mitte der Vierziger angelangt, ein Mann von gefestigter Lebensanschauung, Reputation und Unabhängigkeit der Führung seiner äußeren und inneren Existenz. Er hielt mit nur wenigen Menschen aus dem Kreise seines Berufs Gemeinschaft, war von Bitterkeit und Anmaßung nicht frei und verdarb sein Leben, das er als Grandseigneur hätte leben können, durch eben diese Schwächen seines sonst lauterer und geraden Charakters.

Max Halbe hatte uns ein paar Tage vorher sein neues Drama vorgelesen und die Kunde dieses Ereignisses schien zu Ruederer gedrungen zu sein. Er stand plötzlich und unvermutet in meinem fünf Schritte langen und drei Schritte breiten Zimmerchen vor meinem Bett, in dem ich in süßestem Morgenschlummer lag und redete auf mich ein. Zuerst war ich erschrocken, da ich nicht recht wußte, um was es sich handelte. Aber da ich ein reines Gewissen hatte und mir keiner Handlung bewußt war, die Ruederers Zorn hätte auf mich lenken können, verhielt ich mich, ohne aufzustehen, still und wartete ab, was kommen sollte.

Als sich der breitschultrige, wie ein Jäger oder Soldat aussehende Mann, nachdem er etliche Minuten aufgeregt und sehr laut redend in dem Stübchen auf und niedergegangen war, atemlos auf den einzigen Stuhl neben meinem Bett niedersetzte, da hatte ich erfahren: daß er an einem Werk arbeite, das alle „diese Kerle“ schon aufhorchen machen werde, man sollte nur warten, was dieser Sommer zeitigen werde, er habe in einem Finger mehr Kraft und Talent als alle anderen mitsammen, er habe endlich, endlich eine gute Arbeitsperiode, stecke schon mitten drin, bald werde man die Augen aufreißen . . . und so weiter.

Ich war mittlerweile vollständig wach geworden, sagte Ruederer einiges, was mir meine Sympathie, Höflichkeit und auch Mitgefühl eingegeben hatten und Ruederer ging bald, nachdem er mir kräftig und lang die Hand geschüttelt hatte, scheinbar erleichtert und beruhigt von dannen. —

Mitgefühl — ja: unendliches Mitleid. Was waren das für Menschen. Was war das für ein Leben, das solcher Mensch führte. Zu führen verdammt war. Denn Verdammnis war es offenkundig. Diese bohrende Wut, dieser ungestillte Ehrgeiz, diese Qual angesichts der Leistung des anderen. Dieses zehrende Gift, das die eigene Kraft anfraß, zermürbte, auf die Dauer vernichten mußte. Die schillernde Atmosphäre der „Kunststadt“! Ich sah mich in meinem elenden Stübchen um und war zum erstenmal meiner Heimatlosigkeit froh. Mit Liebe umschmeichelte mein Blick Koffer, Mantel und das bescheidene Schreibzeug auf dem winzigen Hoteltisch. Frei sein und nirgendwo hingehören! Der „kleine Kreis“ des engen Lebens konnte mir nichts anhaben, ich war ein Landstreicher, bald werde ich mich wie ein Lazzarone auf der Kaimauer am Posilipp sonnen, wenn ich es nicht vorziehen werde, unter den Eidechsen auf einem alten Stein des Forums den Mittagsschlaf zu halten. Vielleicht werde ich, wenn die Villa Borghese zu und der weite Garten verschlossen ist, unter den Büschen beim Stadium die Nacht erwarten, vielleicht werde ich in einer Osteria Anacapris die Tarantella von jungen Burschen und halbreifen Mädchen tanzen sehen! Werde ich ein paar Zeilen in mein Notizbuch schreiben? Vielleicht werde ich es nicht tun. Auf alle Fälle werde ich, wenn die Laune mich treibt, monatelang keine Sterbenssilbe zu irgendeinem lebenden Menschen sprechen, kein Buch lesen, vergessen, daß es einen „Kreis“ gibt, Distanzen, die Gott zwischen den Menschen aufgerichtet hat und die sie, sie selber, erweitert haben, bis sie sich nicht mehr verstehen, bis einer die Stimme des anderen nicht mehr vernimmt oder nicht mehr zu vernehmen braucht.

Dieser Mann, der soeben aus meiner Stube gegangen war, er hatte alles, was ich entbehrte, Vaterland, Heim, Frau und Kinder, Ruf und Ansehen in der Welt der Bürger, der Schriftsteller, er stand sogar schon in der Literaturgeschichte, wahrscheinlich auch im Brockhaus — und hatte niemand, der ihm seine Last abnehmen konnte, als mich, der ich hier auf der Durchreise mich ein paar Tage lang aufhielt, im Grunde ein enttäuschterer, um vieles einsamerer, ganz entwurzelter Mensch, mit viel mehr Grund, als er es hatte, mich am frühen Morgen auszuweinen, durch die ganze Stadt zu laufen, um einem mitfühlenden Menschen zu sagen, was in mir vorging, wenn ich mich auch demütigen sollte, Geheimnis, Häßliches entblößen, aus Not, aus Nicht-mehrweiterkönnen . . .

*

Rasch will ich noch hierher schreiben, wie Max Dauthendey Jahrzehnte später starb. Er starb im Kriege, der ihn im fernen Osten überrascht hatte, hoffnungslos und verzweifelt, fern von seiner Heimat, in der es ihn auch nicht mehr leiden wollte, an gebrochenem Herzen. Er war mit einigen Deutschen in einem kleinen, hochgelegenen Kurort auf der Insel Java so gut wie interniert. Mit diesen Genossen seines Schicksals hatte er wenig Fühlung, nichts Gemeinsames, es waren Menschen, die ihn nicht verstanden, wahrscheinlich verhöhnten, und die selig primitiven Eingeborenen schied ebenfalls eine Welt von ihm. Als er die Einsamkeit über sich zusammenschlagen fühlte, kaufte er einen Papagei, der Javanisch sprach und versuchte von dem Tier die Sprache des Landes zu erlernen, in dem er bald darauf begraben liegen sollte. So starb der Dichter, ein „Ausländer des Daseins“.

*

Aus dem Wirrsal, dem Schwarm, dem Getümmel dieser Münchner Zeit steigt vor meinem Herzen ein Bedauern, eine Klage, Reue empor, zugleich mit einem

unvergesslichen Namen, dem Namen einer Freundin: Mathilde H.

Sie nannte sich meine mütterliche Freundin, obzwar sie an Jahren nicht gar viel älter war als ich. Sie lebte als Begleiterin einer Amerikanerin in München, ich traf sie in einer Gesellschaft und kam in der Folge oft zu ihr; eines Tages fuhr sie nach England und kehrte nicht mehr zurück. Sie schrieb, ich sollte nach London kommen, wo sie einen großen Freundeskreis besaß, einflußreiche Leute, die mich gut aufnehmen würden, sie hatte meine Bücher mitgenommen und unter ihren Freunden Sympathien für meine Bücher entdeckt.

Felsenfest glaubte sie an das Ende meiner Nöte unter den Menschen, in deren Mitte sie sich geborgen fühlte. Sie war sicher, ich würde gut arbeiten, Freunde und die Wärme um mein Leben finden, die ich entbehrte, wenn ich erst nach England kommen wollte. Immer wieder sagte sie mir: die Menschen, die mich in München umgaben, und deren Lob ich sang, seien interessant, ich aber würde in München erfrieren, bliebe ich zu lange. Sie sah für mich glücklichere Entwicklungen voraus, sobald ich mich, wie sie es formulierte, der Welt vertrauen würde, wobei sie unter: „Welt“ ferne Länder und außereuropäische Kulturen verstand. Sie war mit starken okkulten Kräften begabt, und ich hatte, mit anderen ihrer Bekannten, des öfteren Gelegenheit gehabt, Gewißheit über ihre Gabe des Hellsehens zu erlangen. Sie stand mit der Schule von Bombay und Madras, mit Annie Besant und Madame Blavatska in Fühlung und suchte mich für die Wissenschaft des Okkultismus zu interessieren. Mein Stück „Das andere Ufer“ schien ihr Beweis dafür, daß ich mich in diese Materie rasch einleben und daß dies meine Arbeit in günstigem Sinne beeinflussen werde. Aus meiner Liebe zu den englischen Präraffaeliten abschloß sie, daß ich mich in London und in ihrem Freundeskreis rasch werde einbürgern können.

Ich folgte ihrem Ruf nicht, auch nicht der Einladung einer ihrer Freundinnen, die in einer Villa in Eastbourne lebte und bei der Mathilde H. die Wintermonate

verbrachte. Nach einigen unfrohen und bedrückten Jahren führte mich endlich mein Weg nach London. Ich hatte von meiner Freundin lange nichts mehr gehört. Am Tage meiner Ankunft las ich die Parlamentsrede eines ihrer Freunde, desselben, bei dessen Frau Mathilde in Eastbourne gewohnt hatte. Ich entsann mich auch der Adresse, die auf Mathildes Briefen gestanden hatte: Bryanston-Square im Londoner Westen. Ich ging hin, holte Erkundigungen ein. Meine Freundin war wenige Monate zuvor auf der Yacht einer ihr befreundeten Familie, auf der Fahrt nach Japan, auf hoher See an Herzschlag gestorben.

Geschmack der Welt

Was ist es mit der „Welt“, der Freude am Wandern, an dem Fortgehen, dem Traum, daß man sich bald dort befinden wird, wo man nicht ist, nie war, wohin Lust und Grauen locken, was ist es mit der Ferne, dem rätselhaften Geschick, tief und rätselhaft wie der Tod?

Denke ich darüber nach, was in meiner unruhigen Seele, deren Flamme nicht schwer zu entfachen ist, den nie verstummten, immer schwälenden, schwingenden, schwärmenden Wandertrieb zuzeiten so übermächtig hat anschwellen lassen, daß mir das Verweilen an dem Orte, wo ich mich befand, fast als ein körperlicher Schmerz unerträglich wurde, dann drängen sich mir Erklärungen auf, die wieder Fragen sind. Der Ahasvertrieb des Juden, des ewig im Exil, an der Peripherie des Lebens Dahintreibenden. Was bewirkt die Verzweiflung an dem Gefühl des Dorthin-Nichtgehörens, wo man ist und die Sucht, noch vollkommenere Einsamkeit in dem Ungekannten zu erlangen? Ist Weltliebe nicht: Unfähigkeit zur Hingabe an den einzigen? Ist es nicht trüber, gehemmter, verleiteter Sexualtrieb, der sich in der Sehnsucht nach fernen Ländern des Erdballs manifestiert? Was ist von Gott in dieser Lust an dem Fernen, was vom Dämon?

Sicherlich ist das absolute Glück in der absoluten Ruhe zu finden oder im beständigen Wechsel, ihrem Gegenpol. Was zwischen der Scholle und der Wolke liegt, ist Unbefriedigung, ewig zehrende Unrast, Schmerz. Geheime Kräfte wollen der rätselhaften, bis zum Erschrecken befremdlichen Seele entbunden werden. An fremden Orten fühlt der unruhige Wanderer eine Saite in sich erschwingen, ein Akkord wird im Innern geweckt, erklingt voller als je, eine ferne Landschaft, der Duft einer nie gekannten Stadt, der Nebel über einem See, dessen Namen man beim Vorüberfahren aus dem Reisebuch erfährt, der Blick eines verspäteten Passanten in einer dunklen Straße der kleinen Stadt, die man, Gott weiß warum, aufsuchen mußte, dieser kleinen Stadt, in die man heute gekommen ist, die man morgen verläßt, in einem Land, dessen Sprache man nicht kennt, nicht kennen mag. All dies ist unser Besitz. Wir wissen, es hat von je uns gehört, aber erst, seit wir uns unseres Besitzes versichert haben, wissen wir, wie reich wir sind. Fast könnte man dies Seelenwanderung nennen, etwas Kosmisch-Metaphysisches, Seelenwanderung bei lebendem Leib, der die in ihm neu erwachenden Seelen fest behält zu steter Amalgamation. Man ist höher, voller, gerader geworden, wenn man aus fremden Gegenden an seinen Ausgangspunkt zurückkehrt. Fremdes hat man gesehen, in sich aufgenommen. Indem man an fremden Orten Menschen streifte und sie verließ, indem man sich um seine Beziehung zu ihnen bereicherte und sie dann verlassen hat, erhob man sich zu gleicher Zeit über die kleine Welt, in der sie fortfahren, zu leben, und über die Sphäre, in der man selber zu leben fortfährt.

Auf diese Weise findet man hier und dort in der Welt, an Orten und bei Menschen, zu denen man sich rätselhaft gezogen fühlt, Stücke seiner selbst und konstruiert sich aus diesen verstreuten Teilen sein Ganzes. Der Reisetrieb wird bestimmt durch den Drang der Moleküle, sich zu aggregieren. Zuweilen ist es so mächtig, was uns an fremden Orten erwartet und überrascht, daß wir es auf einmal nicht in unseren Besitz bringen

können, dann treibt es uns dorthin zurück, immer wieder zurück, bis wir uns voll erobert haben, was dort für uns bereit lag. Allmählich gewinnen wir, und die Erde verhilft uns dazu, unsere Beziehung zur Scholle wieder. Sie zieht uns an, sie hält uns fest. Es ist die Scholle, in der wir begraben werden sollen.

Aber noch das Jenseits lockt wie unbekannte Ferne. Daß es Jenseits ist, beweist, wie tief in unserer Seele der Drang nach Veränderung, die Gewißheit, daß es dort, wo wir nicht sind, besser sein wird als hier, verwurzelt ruht.

Wen das Leben allzu hart bedrückt, der ändere den äußeren Schauplatz seines Lebens. Die Ferne betrügt nie. Nur im Verweilen ist Betrug. Das wissen auch die Glücklichen.

★

Erst in späteren Jahren erlebte ich das Große, Entscheidende: Menschen, Länder, Menschengemeinschaften an fernen Orten nicht im Hinblick auf mein Leben, es sei denn ein erträumtes Dasein in der Utopie, zu betrachten und darzustellen. In der Zeit, da mir Mathilde H. den Rat gab, nach England zu reisen, mich in England niederzulassen, war ich noch allzu sehr im Eigenen befangen, in jenem überaus sonderbaren Rausch, der einem vorgaukelt, daß man in irgendeiner seltsamen Weise der Mittelpunkt des Geschehens der Welt ist. Nicht daß das, was geschieht, auf das eigene, verborgene Schicksal Bezug habe, sondern daß dieses eigene, rätselhaft mächtige Schicksal alles, was in breitem Umkreis geschieht, zu seinem Geschehen veranlasse — eine absurde Vorstellung, die jedoch mächtig und zwingend über das ganze Gefühlsleben herrschen kann — und zwar gerade in jenen Zeiten, in denen man sich am ärgsten, hoffnungslosesten bedrückt fühlt durch die eigene Unfähigkeit, zu handeln.

Heute kann ich mir dieses Rätsel lösen, das Absurde erscheint mir vernünftig; in jenen Zeiten der Hoffnungslosigkeit bereitete sich die Seele vor auf den Augenblick,

in dem meine Aufgabe anfangen sollte: durch die Kraft meiner Überzeugung das Schicksal vieler unbekannter, über den Erdball verstreuter Menschen zu beeinflussen, sie für Ideen zu gewinnen — diese Aufgabe war mir gerade aus meinem Wandertrieb, der quälenden Begierde, fremde Länder und Menschenzusammenhänge aufzusuchen, sie für die eigene Seele nutzbar zu machen, erwachsen.

Später, auf Reisen, die mich über das kleine Bereich Westeuropas hinüber nach den weiten Gebieten Kanadas und der Vereinigten Staaten, durch die Städte Rußlands, durch die Täler der Wolga und durch Galiläas Ebenen und Berge führten, wurde es mir offenbar, daß meine Irrfahrten um jene Zeit, die meinen Münchner Jahren folgte, nur Vorbereitung waren für das ernste Werk, das mich in späteren Jahren der gereiften sozialen Erkenntnis erwartete: meine unruhige Sehnsucht umzumünzen in aktive Hilfe für andere, von gleicher Rastlosigkeit ihres heißen Herzens Erfüllte. Ihnen den Weg zu weisen, den ich irrend gesucht hatte, ohne einen Menschen, der mir beigestanden hätte — außer dem einen, meiner Freundin in England, die auf hoher See gestorben ist.

✱

Ein wunderlicher Nebel liegt über meinen Erinnerungen an die Zeit meiner Wanderungen quer durch den europäischen Kontinent, von Belgien bis Siebenbürgen, vom Kattegat bis Capri. Wie durch einen Trichter stürzte die Welt in ein Gefäß, dessen Inhalt schäumte und gor. Auf diesen Reisen, die ich unternahm, ohne einen Ort, an den ich zurückzukehren vermocht hätte, ohne Heim und Heimat, jähren Entschlüssen preisgegeben, fühlte ich mein schwankendes Leben emporgeworfen und in die Tiefe geschleudert wie ein schwaches Schiff in hohem Wellengang. In der Erinnerung vermischen sich Eindrücke von außen mit den geheimen Erlebnissen der Phantasie, die schwer auch nur an die Peripherie der Sinne dringen. Eine Landschaft, ein Haus, ein Mensch

verliert oder gewinnt in der Erinnerung seine Gestalt, und es ist nicht sicher, ob man sie geträumt hat oder ihr wahrhaftig begegnet ist, ob sie sich aus dem Traum von der Welt in der Helle des klaren Tages materialisiert hat oder ob sie aus der Wirklichkeit in einen Traum geraten ist, der dann so bezwingend wurde, als hätte ihn wirklich das wahrhaftige Dasein unter der Sonne entfesselt.

Auf meiner Landkarte eine kleine rote Linie, in meinem Schrank ein Steinchen, ein Fetzen dünnes Tuch, ein Bild, ein Papierblatt mit ein paar aufgekritzten Zeichen – von den tiefsten Ereignissen nicht einmal so wenig – ein Vorüberhuschen, die Seele weiß es noch, das Bewußtsein hat die Spur verloren. Eines ist nur ganz sicher: eingegeben wurden diese Irrfahrten nicht durch die Laune, den Ort zu wechseln, sondern durch meist nur in der Einbildung begründeten Zwang, für die Arbeit, die ich vorhatte, eine ihrem Wesen entsprechende Umgebung, einen Entstehungsort zu finden, der ihr Werden günstig beeinflussen könnte – und dann: der Wunsch, der Einsamkeit ein Ende zu bereiten, hier und dort, wo freundliche Menschen beisammen waren, mich ihnen anzuschließen, der Wunsch nach Freundschaft, Gemeinschaft, Heiterkeit des Lebens, Wärme.

Und hier und dort die Lockung des verschwenderischen Reichtums, den der Geist des Menschengeschlechtes über die Länder Europas verstreut hat, und an dem alle Epochen der Geschichte ihr Teil hatten, auch die gefährliche, drohenden Gärens volle der Jahre, in die meine Wanderzeit fiel.

★

In Brüssel lehrte Elisée Reclus, der Geograph, an der Freien Universität. Ich hörte einige seiner Vorträge, in denen er über das Primat Italiens sprach. Der Zeitpunkt war nicht günstig gewählt. Während der Stunden, die ich zu Füßen dieses außerordentlichen Menschen, des Erwählten unter den Vorläufern der Menschheitsentwicklung saß und den Zauber seiner Persönlichkeit genoß, dozierte nebenan Georges Eekhoud in seiner

eindringlich lichten Art: die vorshakespearische dramatische Literatur Englands.

Im selben Sommer hörte ich in Heidelberg Kuno Fischers formvollendete Vorlesungen über Spinoza, die aber durch eine gewisse, naiv zur Schau getragene geistige Unfehlbarkeit des berühmten Lehrers beeinträchtigt waren. Thode las um dieselbe Zeit über die Italiener vor Raffael, und ich faßte den Entschluß, so bald wie möglich nach Florenz zu gehen. Doch dauerte es Jahre, ehe ich diesen Plan verwirklichte.

Eine Erzählung, die ein Memlinckbild, eine von Anemonen umgebene Madonna zum Vorwurf hatte, hielt mich monatelang in Brügge fest; dann lebte ich ein paar Frühjahrsmonate lang in Knocke an der belgischen Küste, wo die unglückliche Erzählung im Dünensand begraben liegt. Aber hier war es, wo Georgie und Chickie wohnten, mit ihrem Bruder, dem Maler, und ihrem alten Elternpaar, diese kleine schottische Familie, die den alten Namen des berühmtesten Klans der Könige Schottlands trug. Wenn nach dem Abendessen in dem kleinen warmen Salon der Flügel aufgetan wurde, dann sangen die Alten und die Töchter die Lieder von König Jakob, vom jungen Prätendenten und von den Seen und Bergwegen ihres Heimatlandes, das ihnen, ich weiß nicht aus welchem Grunde, ebenso fern und sagenhaft verloren zu sein schien wie die Zeit der Könige, aus deren Stamm die ihre ein Sproß war. —

An den Sonntagen versammelte sich die Gilde des Hl. Sebastian um einen hohen Mast, von dessen Spitze Kränze im Wind baumelten. Mit Armbrüsten wurde nach diesen Kränzen geschossen und dann johlte der Sieg und die Niederlage schiedamumduftet durch die stille, nur vom Meeresrauschen unterbrochene und rhythmisch belebte Nacht.

Herrlich war es, stundenlang in der Einöde von See und Dünen auf die Töne, Worte und Sätze, die Wasser und Wind und Gras artikulierten, zu horchen und zu warten, bis die Seele mitzuschwingen begann und ein Gedicht, ein paar beflügelte Wortgebilde sich regten und

Gestalt annahmen. Da kamen wohl die kleinen schüchternen Hasen aus ihren Dünenlöchern gekrochen, blieben stehen, sahen den reglosen Menschen vor sich, erkannten in ihm ihren Freund, nickten mit ihren langen Ohren und fingen zu tanzen an, ohne Sinn und Zweck, denn sie hätten eher auf die Jagd gehen sollen, aber die unschuldsvollen Tiere gehorchten dem friedlichen Gebot ihrer harmlosen Natur, und der Mensch traute sich kaum, eine Geste zu machen, die sie in ihrem Vergnügen hätte stören können. Als er aufbrechen mußte, um zur Mahlzeit im Hotel rechtzeitig zu erscheinen, tat er es mit einem bedauernden Hutschwenken nach den in der Runde emsig in ihre Höhlen kriechenden Mitwesen. Auch Bruder Maler saß, fast reglos vor Angst, die Tiere zu stören, vor seiner Staffelei in den Dünen und hatte die Ockertuben vor sich aufgeschichtet. Nur wenn die jungen Mädchen kamen, Georgie besonders in ihrem rotschottischen Cape und Tam o' shanter, den Farben ihres Clans, purzelten die verängsteten Tiere durcheinander und jedes versuchte sich, so rasch es ging, im Bauche der sandrieselnden Hügel in Sicherheit zu bringen.

Hier war auch, an der Grenze Hollands, nicht weit vom Dorf Knocke, jenes verwunschene Haus mit dem Garten, in dem es zu jeder Jahreszeit blühte und sproß; der Friede um die Menschen, die in diesem Haus und diesem Garten lebten, war so groß, daß der Vorüberwandernde stehen blieb und in der Lautlosigkeit die fernen Glockentöne vom Belfried Brügges zu hören wähnte, die die Mittagsstunde läuteten. Aber dann stellte es sich heraus, daß er das Pochen seines unruhigen Herzens vernommen hatte, und er ging weiter, den kleinen Gassen mit den blankgescheuerten roten Häuschen entgegen, in denen das Volk der flandrischen Bauern und Fischer hauste.

Brügge, das tote, sein Glockenspiel war ein Atmen im Schlaf der Vergessenheit; die weißen und schwarzen Schwäne zogen Kreise über das grünliche Wasser des Teiches, der das Minnewater genannt ist; zwischen den

Mauern der alten Paläste, Beginenhöfe und Spitäler die dunklen, schmalen Kanäle waren den Schwänen Straße und Ruderplatz.

*

Florenz, in das ich Jahre später zog, war nicht das Florenz Burckhardts, noch war Rom, in dem ich ein Jahr später alle Jahreszeiten auf und nieder rauschen sah, das Rom Gregorovius' und Rankes, noch auch das Rom der Nachfolge von Hans von Marées.

Nach Florenz reiste ich mit Dauthendey. Ich hatte mich, in einem Anfall von Mißmut, weil meine Arbeit in München nicht gedeihen wollte, entschlossen, auf einige Frühlingswochen nach Florenz zu reisen. Aber noch rascher als ich hatte Dauthendey seinen Reiseentschluß gefaßt. Er begleitete mich zur Bahn, und ehe ich mich versah, hatte er, nach mir an den Billettschalter tretend, in plötzlichem, aufflackerndem Reisetrieb, ebenfalls eine Karte nach Florenz gelöst. Aus Kufstein telegraphierten wir an Frau Dauthendey, sie solle sogleich das Nötigste in einen Koffer packen und nach Florenz bahnhoflagernd schicken. Schon wenige Stunden nach unserer Ankunft in Florenz hatte Dauthendey das Abenteuer bereut. Wir wohnten in einer geräuschvollen Pension in der Via Tornabuoni, nachts war ein Kommen und Gehen, an Schlaf nicht zu denken, und nächsten Morgen beteuerte mir Dauthendey, in der verflossenen Nacht sei eine Leiche über den Pensionskorridor geschleift worden. (Ich nehme an, es war eine harmlose Matratze, auf der ein spät eingetroffener Gast im Badezimmer seine Schlafstätte fand!) Aber die Angst dieser ersten Nacht hatte sich in Dauthendey festgebissen, er übersiedelte in ein Hotel, schlief dort „aus Sicherheitsgründen“ bei offener Tür, damit er gleich Kontakt mit der Außenwelt erlange, falls er überfallen würde, schlaftrunken und verstört schlich er durch die Uffizien und war nach München zurückgereist, noch ehe sein Koffer in Florenz eintraf.

Jeden Abend gegen Sonnenuntergang ging ich nach San Miniato über Florenz die Via dei Colli hinauf, um in der kleinen Kirche des Heiligen Franziskus, hinter der durchschimmernden, wie von Wolken durchzogenen rötlichen Marmorplatte der Apsis die Sonne untergehen zu sehen. Um diese Stunde war die Kirche von einem mystischen Feuer des Gestirns wie von Gottesnähe durchschimmert und ich erlebte eine Stunde der Andacht – Andacht der Sinne – wie unten in Or San Michele vor dem jungen David des Donatello, wie in der Akademie vor dem Relief der Sängerestrade Donatellos!

Fiesoles Kirchturm steckt wie der herausragende Griff eines Dolches mitten in dem Tal der geschwungenen sanften Hügelbrüste der etruskischen Stadt; Fiesole ist wie eine nie aufhörende Musik zu Häupten Florenz’.

Melodisch wechselt der schwarze Marmor mit dem weißen ab auf der Fassade des Doms unten in der Stadt; der Dom ist ein Orgelpunkt in der Musik Florenz, dem hymnischen Gedicht des Baumeisters der Erdschönheit. Mit wie zartem Schwung streut die Primavera ihre hellbunten Ranunkeln, Primeln, Krokusse und Anemonen aus dem Bilde Botticellis über die in Licht und Wärme hingebreitete Stadt! Nachts singt eine ungeschulte Tenorstimme jubelnd Puccinis Arie über den Lung-Arno-Acciajuoli dahin. Den gewölbten Ponte vecchio entlang tönt es:

„. . . lucean le stelle . . .“

Die wunderbare junge Engländerin öffnet ihr Fenster und blickt im Nachtgewand zum Sänger hinunter. In ihrer Geste, wie sie ihr Hemd mit der einen Hand zuhält, die Kette aus bunten römischen Glasperlen hat sie, dieses Kind, mit ins Bett genommen, sie hängt über ihre zarte junge Brust, wie ihre dünnen Finger mit der schaukelnden Kette spielen, verrät sich die erwachende Sinnlichkeit, es ist Julia, Italien, die brünstige Musik der italienischen Oper. Glühend in seinem Gesang, mit geschlossenen Augen, taumelt der Sänger über den Brückenbogen dahin.

Pittis Zauber! Wer beschreibt den Duft der Gärten Boboli im Frühling, die Farben des Konzerts Giorgiones, diesen aufreizenden, mißlungenen, geheimnisvollen Dreiklang? Und van Dycks Bentivoglio, was sucht er hier? Sein Kardinalgewand ist Maskerade, die feine durchgeistigte Hand krümmt sich leise im Takt eines Sonetts. In der Straße, die zu Pitti führt, sind die Händler mit ihren Pergamentläden, hier liegen die Büchlein im Fenster, die man wie kostbares Lebensgut mit nach Hause nimmt, zag formt die Feder einen Vers auf die Seite, die sich an den Pergamentumschlag schmiegt . . . oder es ist Michelangelos:

„. . . grato m'è'l sonno, e piu l'esser die sasso . . .“

die unsterblichen Worte unter der „Dämmerung“ im Medizäergrab, die unsterbliche Melancholie des ins Menschenland und seine Qual verschlagenen Erzengels.

Aber im Bogen über der Sakristei im Kloster des Heiligen Markus schwebt des Engel-Bruders überirdisch leichter Finger, der Schweigen mahnt, vor des Märtyrers Petrus geschlossenen Lippen.

Aufschrei und Schweigen, Schwung der Frühlingsgebärde und Reglosigkeit der mit der Landschaft in eins geschmolzenen Architektur — all dies ist wie ein nie endendes Konzert über den Dächern, kreist um die Türme, verbindet die Hügel der Stadt Florenz.

Und draußen vor dem Tor, Settignano zu, wohnen die Freunde in einem riesigen, verlassenen Palast, diese melodischen, schönen Menschen, den schönen Dingen der Welt, der Gestaltung erzener, marmorner Schönheit hingegeben; auf einem einfachen Tisch in der Vigne, die das Haus umgibt, steht das arme Mahl bereit, Freundschaft und heiterer Genuß des Lebens ist die Würze der kargen Bissen, die Lichter der fernen Hügel erschimmern über dem Horizont, ein vom Meister der zarten Frühe dieser Kunst gezeichneter dünner Sichelmond hat sich über den Sternen entfaltet, blinkt aus dem tiefer werdenden Himmelsblau zu uns herab.

Wir sprechen, sprechen, schweigen. Pläne tauchen auf, Rom, eine Villa vor der Porta del Popolo, bald, es muß zu erlangen sein . . . ein wenig Freundschaft um dich, Freund, ein wenig Heiterkeit, so etwas wie Heimat, in der unsterblichen Stadt, an der unsterblichen Stätte . . . dann umarmen wir uns und scheiden.



Rom entsteigt dem Zauberabgrund der Sybille. Das ewige Rom erscheint, wie ein magischer Spuk, voll Verheißung und Gefahr. Die Dünste des Abends schütten Fieber in die rasenden Adern. Willkommen Tod in der Umarmung der Maremma! August glüht über der Spanischen Treppe, an Keats' Fenster gelehnt ein Hügel berstender Granatäpfel. Die Trinità de' Monti speit eine Lichtkaskade hinab zum fein-zierlichen, steinernen Schiffelein auf dem Platz. Langsam schreiten Mönche in bleiernen Kutten die marternd heißen Stufen mit sandalenbeschwerten Schritten hinan. Mit ein paar Sätzen die Ciociarenkinder. Noch ist es zu früh im Jahre, die Maler warten vor der Kirche in der Straße des Babuins noch nicht auf ihre Modelle.

Die Pinien der Villa Borghese, die Lorbeergebüsche! Wer träumte von ihnen in der Erkältung der nordischen Freudlosigkeit. Die frischen Morgen ob dem Stadion der Villa finden das Buch mit den Gedichten des Magiers in der gefalteten Hand. Gut ist zu träumen und gut ist zu leben in der Villa Borghese zur Morgenzeit.

Nächsten Vollmond kommen die Freunde aus Settignano, dort, wohin jetzt der Windhauch zieht, ist die alte, halbverfallene Villa, zwischen hohen Vignen, auf dem Weg des Papstes Julius, dort wollen wir hausen. Aber der Mond nimmt zu, nimmt ab, nimmt wieder zu, und dieser Traum ist zerronnen, Rom und die Einsamkeit schließen sich fester und tiefer um das versinkende Herz.

Tief sind die Jahreszeiten Roms um den verzauberten Fremden und die Begegnungen verwirrend und abenteuerlich. Wenn im sinkenden Jahr der Abend von

Anzio her kühler über die sieben Hügel weht, kehren aus allen Teilen der Erde Menschen ein, die der immerwährende Spuk der ewigen Stadt besessen hält. Statt der geruhigen Atmosphäre der Villa an der Straße des Papstes Julius, die ich mit den Freunden bewohnen wollte, die leer und verfallen bleibt, kein Heim mehr sein darf, nur Erinnerung, umgibt mich mit einemmal, ich weiß nicht woher, ein buntes Gewimmel vielgestaltigen Verkehrs, in dessen Mitte ich geraten bin, ich weiß nicht auf welche Weise.

Bei Aragno habe ich einmal dem guten, alten irländischen Geistlichen die „Times“ hinübergereicht, seither gehen wir jeden Abend in die alte Kneipe an dem Pantheonplatz essen. Wenn ich durch die mondbeschienenen Gassen den Alten, dem der Sabinerwein arg zusetzt, in sein Quartier begleite, erzählt er mir Anekdoten aus dem Leben der Heiligen, an deren Kirchen wir vorüber müssen. Diese Anekdoten stehen in keiner Sammlung von Heiligenlegenden, sie sind ebenso bunt und würzig wie der Dunst, den der goldene Wein in unseren Köpfen hinterlassen hat, und erst, als er mir einmal eine saftige Geschichte von der Allerheiligsten Jungfrau erzählt hat, bleibt der Alte ein paar Abende lang weg und trägt, wie wir uns dann im Café am gewohnten Platz wieder treffen, einen scheuen Blick und Gewissensbisse zur Schau. Er hat gebeichtet und ist eine Woche lang langweilig. Allmählich sammeln sich um uns Priester aus England, Kanada, einer aus Australien ist auch da. Sie sind alle heitere Menschen, die die Welt kennen, in der Bibliothek des Vatikans scharren sie Material für Bücher zusammen, die sie daheim schreiben werden. Zum größten Teil stecken sie in allerhand Liebesintrigen mit reichen ältlichen englischen und amerikanischen Erbsinnen, deren Gelder sie der Kirche zuzuführen beabsichtigen. Man gewinnt durch solche Manipulationen die Gunst des Himmels und hat auch schon im Diesseits Aussicht auf Beförderung. Ein paar Jahre später höre ich in der Tat aus einem Brief, den mir der gute alte Ire schreibt, daß einer der Frischesten,

Unternehmungslustigsten unserer Tafelrunde Kardinal in einer Dominion über See geworden ist.

Oft bin ich in Sankt Peter, dieser monströsen Festung, in der man laut und geräuschvoll wird, auch wenn man sonst in Kirchen zu verstummen pflegt. Oben auf der kleinen Galerie, schwindlig hoch in der Kuppel über dem Hauptaltar, gehen die Fremden herum, unten zelebriert der derbknochige, von Ehrgeiz verzehrte Papstschaftsanwärter Rampolla die Messe. Mit vor Demut zitternden Händen und gebrochener Stimme segnet der alte Heuchler die niederknienden und sich tief zur Erde neigenden Andächtigen im Vorübergehen. Ein Schauer läuft den weißen Rücken der gottesfürchtigen englisch-amerikanischen Erbinnen hinunter, wenn der Blick des Kardinals auf sie fällt, wenn seine Soutane ihren geneigten Scheitel, ihre gefalteten Hände, zwischen denen ein geweihter Rosenkranz pendelt, streift oder streichelt. Im Lateran der andere Lieblingskardinal der Damen, Vannutelli, sendet ein kurzes Gebet mit Augenaufschlag zum Himmel, wenn in langer Reihe Kniende vor ihm defilieren. Er sitzt auf einem hohen Thron und hat eine lange dünne Rute in der Hand, mit deren Spitze er die Pönitenten berührt, die auf solche Art ihrer Sünden ledig werden.

Mein irischer Freund behauptet seufzend, er sei schon zu alt, um der Freuden des Himmels noch auf Erden teilhaftig zu werden. Einerseits ist er damit einverstanden, denn er sammelt dadurch Kraft für die Freuden, die ihn im Jenseits erwarten. Er behauptet auch: daß sein weltlicher Ehrgeiz nie recht wach gewesen, daß er infolgedessen etwas zu spät nach Rom gekommen sei, aber er ist dennoch imstande, seinen glücklichen Amtsbrüdern gute Ratschläge zu erteilen; sie werden ihm dafür, wenn er erst zu Jahren kommt, irgendwo eine freundliche Sinekure zuschanzen, er weiß es.

Wie gut könnte ich meine Beziehungen zum Himmel durch meine Gefährten in der Soutane nutzbar machen! Aber ich habe nicht einmal Lust, vom Papst in Audienz empfangen zu werden!

Hier ist die Kolonie der Deutschen versammelt: im Kunstverein, in den Salons musikgieriger Malersgattinnen, in den Kneipen des Trastevere Viertels und in Ateliers, die zum Empfang der wohlhabenden Landsleute hergerichtet sind, wenn sich um Ostern herum die ewige Stadt mit Touristen und Andenkenjägern füllt. Verstreut über die ungeheure Stadt hausen hier und dort ein paar alte und jüngere Fanatiker, die in dem hellen Licht, das alle Konturen herausmeißelt, alle Farben abschwächt und verwischt, Malertraditionen wachhalten, die Nazarener, Feuerbach, die Landschaftler um den alten Koch, die unglücklichen Spekulationen von neueren Synthetikern der Staffage und der Formen der Natur fortsetzen, oft in qualvoller, aussichtsloser Arbeit, dabei von allen Wundern der Vollendung täglich und stündlich bis zum Ertrinken überflutet.

Grimmige Fehden wogen hin und her zwischen Menschen, Richtungen und Interessen. Die Kleinstadt Rom, in der die Kreise sich scharf und grausam schneiden, fördert die deutsche Unverträglichkeit der Zunftgenossenschaft. Alle gehäuften Schätze der Antike, des Südens, der heiteren Welt, vermögen sie nicht zu stillen.

Im übrigen wachte am Kolosseum, im hohen Haus, das über die immense Ruinenstadt der Jahrtausende schaut, ein Auge. Und am andern Ende der Stadt, in einem Hause nahe der Villa Torlonia, wachte ein Herz.

Zwischen diesen beiden trieb mich das Jahr in Rom dahin. Alles andere waren Schemen, verhuschende Visionen der Zeit, aus dem Altertum zu unwirklichem Leben in der unwirklichen Gegenwart erwachte, aus der Gegenwart in das wesenlose Nichts des Niegesehenden verflatternde, flutende Nebel. —

Otto Greiner, der Maler, wohnte hoch oben in dem Atelier, das Klinger sich hatte auf dem flachen Dach einer ungeheuren Mietskaserne der Via Claudia bauen lassen. Dort oben wachte das Auge und ging ein Leben in ehrfürchtiger, rastloser Arbeit dahin. Er war noch jung, starb bald, hatte in seinem Blut das quälende Ferment des nahenden Todes, aber was er schuf, trug

nicht den Stempel der Hast, sondern es war Strich für Strich einem harten, unerbittlichen Schicksal abgerungen, das sich zwischen das wache Auge und die emsige Hand schob, und den Tag vom Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang mit Ringen und Not der Schöpfung anfüllte bis an den Rand.

In Wirklichkeit habe ich in diesem Menschen den Meister des mittelalterlichen Handwerks, der großen Tradition der Dürer, Holbein, Altorfer, Cranach leibhaftig auferstehen sehen. Der ungeheure Respekt vor der Natur, vor dem Modell, das Ringen der eigenen Vision mit der widerspenstigen Wirklichkeit war Greiner eingeboren und hielt ihn gefangen sein Leben lang bis zur Besessenheit; eine übermenschliche Gewissenhaftigkeit in dem Abwägen der Leistung, in der Qual der notwendigen Vollendung seines Werkes.

Während er den römischen Kutscher zeichnete, den er nach langem Suchen in den Straßen der Stadt als das Modell seines Herakles entdeckt hatte, sah ich die tausend Blätter an, die er zu seinem Bild „Odysseus und die Sirenen“ als Detailstudien, Bewegungsskizzen und Landschaftsentwürfe angefertigt hatte. Der Kutscher, den er Omphale gegenüber zu setzen gedachte, war einer jener Römer der Gegenwart, in dessen Äußerem sich die Züge der edlen Rasse, die in antiken Zeiten die bekannte Welt beherrscht hatte, mit dem körperlichen Niedergang der zivilisierten Jetztzeit sonderbar mischten. Der herrliche Imperatorenschädel und die zu kurz geratenen Beine gaben dem muskulösen Menschen das Aussehen eines Bastards der Jahrtausende, und Greiner mühte sich, bei seinem unbedingten Festhalten an allen Einzelheiten der Erscheinung, den Schaden durch Stellung und Beleuchtung des Körpers auszugleichen. Dies geschah in langen Monaten, die von Schweiß und Mühlsal dampften. Wenn er abends in die kleine Kneipe des Zi Pippo in Trastevere kam, wo gelegentlich auch Siegfried Wagner, der englische Maler Lavery, der deutsche Kunsthistoriker Hartwig anzutreffen waren, dann sah man dem zerfurchten Menschen die Erschöpfung des

Kämpfers an. Das war das deutsche Schicksal eines nach dem heiteren Süden verschlagenen Hyperboräers: das Gewissen und die Schwere im körperlichen Anprall mit der olympischen Leichtfertigkeit des lockeren, phantastischen Göttergeschlechts.

„. . . Groß ist die Diana der Epheser . . .“

Immer weiter weg von der Kunstrichtung der sich im Abstrusen, Halbgesehenen, Falschempfundenen verirrenden Jüngsten in den Malerzentren Deutschlands verbohrt sich Greiner in der Übung seines schweren, andächtigen Handwerks. Als er, im Kriege, in seiner Heimat, die ihm Exil schien, starb, war er verzweifelt, aber er hatte sein Tagwerk vollendet. —

In der leichtfertigen, von Intrigen, kleinen gesellschaftlichen und erotischen Abenteuern bewegten Welt der deutschen Kolonie waren die bescheidenen Zimmer, die in einem Hause nahe der Villa Torlonia das deutsche Ehepaar Bamberger bewohnte, eine Zufluchtsstätte, ein warmer Ort, fast so etwas wie eine Heimat. Die lieben Alten waren nach Rom gekommen, um vereint einstmals an der Pyramide des Cestius begraben zu liegen. Nach einem Leben voll Geduld und Arbeit hatten sie sich in jenen bescheidenen Zimmern eingenistet, in denen sich ein unaufhörliches Kommen und Gehen von Menschen aller Art abspielte. Fast willenlos, schließlich wirklich betäubt von ihrer eigenen Güte und Hilfsbereitschaft, sahen die beiden guten Menschen zu, wie sich eine Schar von bedürftigen Kunstjüngern, enthusiastischen Rompilgern aus aller Herren Ländern, aber auch zynischen Scharlatanen der Fremdenstadt, Photographen von kleinen nackten Mädchen, Tenören, Fechtlehrern, liebebedürftigen alten Maldilettantinnen, denen zusammen mit einer kleinen Erbschaft ein Cicisbeo in den Schoß gefallen war, um die immer volle, märchenhafte Suppenschüssel drängte. Eine üppige ciociarische Köchin aus der römischen Campagna trug dieses unerschöpfliche Gefäß unablässig aus der Küche in das Eßzimmer hin und her, aus ihm kamen alle

Gemüsearten des fruchtbaren Vulkanbodens und Kotelletts, Rindfleischstücke, ganze Hühner und Fische zum Vorschein und verschwanden sogleich in den gierigen Schlünden der buntscheckigen Gesellschaft.

Die Korbflaschen machten die Runde, und wenn nach dem Mahl sich kleine Gruppen in den Ecken der beiden Zimmer verteilten, eine brüchige, aber begeisterte Stimme sich am Klavier vernehmen ließ:

„Nimmer, das glaubt mir,
Erscheinen die Götter,
Nimmer allein — nimmer allein!
Kaum, daß ich Bacchus, den Lustigen, habe,
Kommt auch schon Amor, der lächelnde Knabe,
Phöbus, der Herrliche, findet sich ein . . .“

und dann:

„Sag', wie bewirt' ich, der Erdegeborne,
Himmlichen Chor — himmlischen Chor . . .“

— da konnte man den treuen Max und das gütige alte Jettchen von einem zum anderen gehen sehen, beseligt, daß das Leben ihnen noch solches Glück beschieden habe, daß sie für all diese Schmarotzer sorgen, sich mühen konnten, oft boshaften Undank ernten, ja gelegentlich noch Ärgeres — was sie aber nur in ihrem Glauben bestärkte: daß nämlich die Menschen im allgemeinen nicht sehr glücklich sind und daß es Pflicht der Glücklichen ist, sich in Hilfe, Nächstenliebe und Nachsicht zu üben, solange das Lämpchen glüht.

Der Tod war härter mit ihnen verfahren als das Leben. Der Krieg hatte ihren Wunsch, beisammen zu liegen unter der Pyramide des Cestius, vereitelt — nur Jettchen ist jetzt dort begraben, Max aber in Deutschland. Ruht in Frieden, holde Seelen!

Die Welt!!

*

Welch eine Narrenwelt, großer Gott!

Welch ein Geschmack auf den Lippen, dem Gaumen, aus reizenden Essenzen, faulenden Früchten, nährhafter Substanz, befeuernden Tropfen edlen Weins!

Auch der Traum hinterläßt einen Geschmack auf Zunge und Gaumen, auch der Traum kann Wein sein, Bitternis und Fäule, und vielleicht bleibt der Geschmack der Träume in der Seele länger bestehen, wenn der Geschmack der Welt der Sinne sich schon längst verflüchtigt hat und die Sinne erloschen sind!

Die Jahre vergingen, die Jahreszeiten verschoben sich, den Breitengraden gehorsam, unter die die Lebensangst, die Lebensunrast getrieben hatten. Zuweilen überhasteten sich Tage, dann wieder schlichen Sekunden leer und matt wie Ewigkeiten dahin. Nichts wiederholte sich, auch die Eindrücke, die man wieder und wieder suchte, waren immer wieder neu, zuweilen unbefriedigend und verstimmend bis zur Verzweiflung. Aber der ewige Wechsel, der wie eine Rettung gesucht und herbeigesehnt worden war, ließ in der leeren Brust oft noch tiefere Langeweile zurück, hoffnungslosere Einöde, als wäre das äußere Dasein an kurzer Kette und festen Pflock gebunden gewesen.

Hier und da ein ohnmächtiger, trüber Versuch, von der tieferen Wesensbedingung der Kreatur eingegeben, dort Fuß zu fassen, wo das Leben begann, die Wiege stand. Der Verstand rebellierte; die Erfahrung warnte das Gefühl; aber das Abenteuer wurde doch unternommen und endete kläglich.

Große Distanzen zwischen die Phasen der Arbeit setzen. Unerträglichen Menschenzusammenhängen sich durch rasche Flucht entziehen. Hin und her sich treiben lassen von einem Ende Europas zum anderen, dabei stets beenzt durch das unzulängliche materielle Fundament einer solch labilen Existenzform.

Die Flucht, im Grunde: vor der Unzulänglichkeit der eigenen Natur. Der Luftzug der raschen Ortsveränderung nötig, um das heiße Herz kühlen zu können. Zwischendurch in Pausen der atemlosen Hast: die jäh, über das Bewußtsein stürzende Erkenntnis, daß das Schicksal mit diesem scheinbar sinnlosen Drang: anderswohin, immer anderswohin zu gelangen, eine geheime, wenn auch noch verhüllte Absicht hege: einen geheimen

Zweck, der sich einst offenbaren werde. Das Geheimnis des Reifens durch die quälende Zerrissenheit; die sinnlose Planmäßigkeit, nach deren Gesetz die Vorsehung die Inkohärenz einer unter ihren Widersprüchen leidenden Natur aufhebt. All dies vage, unterbewußt, an der Oberfläche des Geschehens durch die Handgreiflichkeit des Irrens noch verhängnisvoller getrübt und verwirrt. Aufdämmernd durch das Unabwendbare: die Verbundenheit mit tüchtigen, gefestigten, reinen und starken Menschen und die Zuneigung, die diese dem Irrenden, Wirren, Zerrissenen, im Zwiespalt mit sich ewig Vergränten bekundeten – Gewähr für spätere Klärung und das Erreichen des Zieles, das weiß Gott wo wartete, aber offensichtlich vorhanden war!

Aus dem Schattenwesen, dem Narrentanz der eigenen, unbegriffenen Existenz diese Erkenntnis: daß der Ruhepunkt, der Pol einige tüchtige, verläßliche und gute Menschen sind. Die Treue das stärkste Gesetz des Lebenden. Die Zuversicht zur Güte des Nächsten. Die Zuverlässigkeit des eigenen Empfindens gegenüber dem Nächsten, in der Verfolgung des vorgeschriebenen Weges. Demut gegenüber dem eigenen Schicksal. Auflehnung gegen das Unrecht, das dem anderen geschieht. Auflehnung gegen das Falsche, wo es sich zeigt. Die Sammlung aller Kräfte zur Bekämpfung der Lüge in sich selber bis zur Selbstvernichtung. Die Ahnung, daß im Triumph der Lüge sich das schaurige Schicksal einer untergehenden Zivilisation erfüllen wird. Das Weltgericht in der eigenen Brust vorgefühl und in vielfachen Schwingungen immer wieder erkannt. –

Es waren nur wenige Jahre verflossen, seit ich meinem Berufe hatte folgen dürfen. Viel war nachzuholen, auch an Glück. Aber es war mir nicht beschieden, das Versäumte wettzumachen, nicht durch Arbeit, nicht durch die Gunst des Erlebten. Schon näherte ich mich der Mitte des Lebens. Oft strauchelnd, niederbrechend, dann wieder emporgerissen durch eine Kraft, die mich so stark mit der Umwelt verband, daß ich sie mit einer von außen auf mich einwirkenden Gewalt verwechselte.

Im Grunde war es ein Hin- und Herirren zwischen dem zuweilen verstummenden sozialen Trieb, der sich auf Wege des Ästhetischen verbannt fand, und dem Willen zu einem Kunstwerk, das unbewußt eine Synthese suchte zur Gestaltung des Dichterischen und jenes verschütteten Elementaren der zwiespältigen Natur.

Die Mitte des Lebens war fast erreicht — eine Drohung des Lebens, das war diese Erkenntnis, daß die Mitte des Lebens fast schon erreicht sei. Kein Werk, das die Seele befriedigt hätte, war noch geschaffen. Ein paar Menschen hielten zu mir. Das war die Ausbeute. Alles andere bunter Flitter, der durch die Hände rann. Die Gärung hielt an, spät noch im Leben. Klarheit war nicht einmal in der Ferne noch abzusehen, kündigte sich kaum noch an. Und doch war diese Zeit ein Wendepunkt. Denn von außen wie von innen strömten unerklärliche Strömungen rätselhaft in den erregten Herzen einzelner zusammen, die sich ihre Unruhe mitteilten. Sie suchten Wahrheit, eine Form für ihr dahingehendes Leben, um das die Gegenwart verworrener und verworrener wurde mit jedem Tag. Sie suchten sich Gewißheit zu schaffen über diese Form, nach der ihr Leben stürmisch begehrte. Sie irrten, aber bei ihnen war Hoffnung. Denn es dämmerte in jenen Seelen, die das Element des Sozialen als Triebkraft, offen oder heimlich, empfangen hatten, daß die Form, die Wahrheit, die ihr Leben nach einem Ziel hintrieb, nirgend anderswo gefunden werden konnte, als in der Gerechtigkeit, die den Menschen mit dem Menschen verbindet — und daß die Form, die ihr Gewissen ihrem Dasein zu geben suchte, in der Erkenntnis der Grenzen der Gerechtigkeit gefunden werden mußte, in dem Erkennen von Recht und Unrecht, dem Willen, mit einer Vorstellungswelt aufzuräumen, die sich der Konsequenz des Handelns widersetzte.

Die Umwelt, betörend phantastisch, quoll von neuem über. Die Zeit glich einem Golfstrom, die Welt wurde befruchtet von Ideen der technischen Vollendung, der philosophischen, nationalökonomischen, ästhetischen Erkenntnisse. Ein über die Ufer aller Entwicklung

schäumender Materialismus riß, was nicht tief und sicher gegründet lag, in den wirbelnden Abgrund. Halt war schwer zu finden. Aber die Zeit reifte. Und die ihre eigene Entwicklung in der Linie dieses Reifwerdens der Zeit zu den großen Dingen, der Neuformung aller Begriffe, des Erwachens einer Gottgläubigkeit besonderer Art inmitten von Chaos und Verfall erkannten, lebten trotz allem froh und zuversichtlich.

Die Fülle des Geschehens rings um ihre Existenz bot ihnen Nahrung und Würze; ihr Wille erstarkte im Widerstand wie in der Bejahung; ihr Leben wurde reicher und überwand allmählich die schweren, bedrückenden Fesseln, Skepsis, Verzweiflung, Eigenliebe.

Sie bezogen die Ereignisse nicht mehr auf sich. Dienend dem rätselhaft großen Weltgeschehen versuchten sie Einklang zu erreichen zwischen ihrem Wollen und der Logik der geistigen Entwicklung der Menschheit. —

Was ich in den Jahren dieser folgenden Periode erlebte, sehe ich heute im durchdringend scharfen Lichte der unerschütterlichen Wirklichkeit. Mitten in dieser Zeit des Schwankens aller als wurzelfest erachteten Begriffe glaube ich einen gesicherten Standort innezuhaben. Nie erschaute ich die Welt ruhiger und nie mit vollenderer Plastik. Die Arbeit freut mich, als wäre noch der Rausch der Jugend über mir — der betörende Rausch jener Tage im Luxembourg, die ich in diesen Blättern heraufbeschworen habe.

WERKE VON ARTHUR HOLITSCHER

- Leidende Menschen.* Erzählungen. 1893. Bei E. Pierson, Dresden
Weißer Liebe. Roman. 1896. Bei S. Fischer Verlag, Berlin
An die Schönheit. Trauerspiel. 1897. Bei S. Fischer Verlag, Berlin
Der vergiftete Brunnen. Roman. 1900. Bei S. Fischer Verlag, Berlin
Das andere Ufer. Drama. 1901. (Nur im Manuskript)
Von der Wollust und dem Tode. Novellen. 1902. Bei S. Fischer Verlag, Berlin
Das sentimentale Abenteuer. Erzählung. 1905. Bei S. Fischer Verlag, Berlin
Charles Baudelaire. Essay. 1905. Bei Bard, Marquardt & Co., Berlin
Leben mit Menschen. Essay. 1906. Bei Bard, Marquardt & Co., Berlin
Der Golem. Drama. 1908. Bei S. Fischer Verlag, Berlin
Worauf wartest du? Roman. 1910. Bei S. Fischer Verlag, Berlin
Amerika heute und morgen. Reiseerlebnisse. 1912. Bei S. Fischer Verlag, Berlin
Geschichten aus zwei Welten. Novellen. 1914. Bei S. Fischer Verlag, Berlin
In England — Ostpreußen — Südösterreich. Gesehenes und Gehörtes. 1915. Bei S. Fischer Verlag, Berlin
Das amerikanische Gesicht. 1916. Bei S. Fischer Verlag, Berlin
Oscar Wilde, Ballade des Zuchthauses zu Reading. Deutsche Nachdichtung. 1917. Bei Axel Juncker, Berlin
Bruder Wurm. Ein Bekenntnisbuch. 1918. Bei S. Fischer Verlag, Berlin
Schlafwandler. Roman. 1918. Bei S. Fischer Verlag, Berlin
Adela Bourkes Begegnung. Roman. 1920. Bei S. Fischer Verlag, Berlin
Ideale an Wochentagen. Essays. 1920. Bei Erich Reiß, Berlin
Drei Monate in Sowjet-Rußland. 1921. Bei S. Fischer Verlag, Berlin
Reise durch das jüdische Palästina. 1922. Bei S. Fischer Verlag, Berlin
Stromab die Hungerwolga. 1922. Vereinigung Internationaler Verlagsanstalten, Berlin
Amerika. Leben, Arbeit und Dichtung. Ein Jugendbuch. 1923. Verlag der Neuen Gesellschaft, Berlin
Gesang an Palästina. (Mit Hermann Struck.) 1923. Bei H. H. Tillgner Verlag, Berlin
Ekstatische Geschichten. (Mit Magnus Zeller.) 1923. Bei H. H. Tillgner Verlag, Berlin
Frans Masereel. (Mit Stefan Zweig.) 1923. Bei Axel Juncker, Berlin
Das Theater des revolutionären Rußland. 1924. Volksbühnen-Verlag G. m. b. H. Berlin

★
Druck vom
Bibliographischen Institut
in Leipzig

★

505741

PT2617

058L4 Holitscher, Arthur

1924

Lebensgeschichte eines Rebellen

